Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,

Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Aus der Fremde und der Heimath

von

Eduard Flygare.

Aus der Fremde und der Heimath.

Skizzen und Novellen

von

Eduard Flygare.

Nach dessen Tode herausgegeben von seiner Mutter

Emilie Flygare-Carlén.

Aus dem Schwedischen

von

Dr. G. Fink.

Stuttgart.

Franckh'sche Verlagshandlung.

[ca. 1888]

Druck der K. Hofbuchdruckerei zu Guttenberg in Stuttgart.

Erste Abtheilung.

Aus der Fremde.

I.

Von Stockholm nach Paris.

Am 25. September 1851 verließ der Gauthiod den Schiffsbrückhafen mit einer gewaltigen Menge von Calmar-Ystad- und Lübeck-Fahrern, deren Felleisen in den Bagageraum hinabgelassen wurden, während ihre Nachtsäcke und Hutschachteln in den Salons und auf dem Verdeck zusammengedrängt blieben, bis man ihnen ihre gebührenden Pläze anweisen konnte.

Es war Mittags zwölf, ein schöner, sonnenheller Tag. Der mächtige Gauthiod furchte sich seine Bahn in majestätischen Windungen, gefolgt von dem kleinen schlanken Aegir, dessen scharfer Steven beständig auf Gauthiods Hintertheil gerichtet war, von wo der Präsident Westerstrand durch Mienen und Geberden mit seinen Ordensbrüdern verkehrte. Die lustigen Ritter von Par Brikols glänzender Gesellschaft begleiteten nämlich ihren Chef ein Stück Wegs. Er reiste nach Paris und sie wollten sich möglichst spät von ihm trennen.

Wir andern Schweden am Bord, ob Brikolisten oder Nichtbrikolisten, beobachteten die lebhafte Scene auf der Dampfschaluppe mit großem Interesse. Da drängte sich eine muntere Schaar um gewaltige Bowlen; Gesänge wechselten mit Instrumentalmusik, schallende Hurrahrufe mit schmetternden Tuschen. Mitunter kam der Aegir uns ganz nahe; er schien alle seine Kräfte zu sammeln, die Räder platschten verzweiflungsvoll, und pfeilschnell schoß er

an seinem riesigen Begleiter vorüber, dessen Seite er beinahe streifte; zuweilen schien er auch alle seine Kräfte erschöpft zu haben und blieb müde eine lange Strecke hinten nach. Dann hörte man das Singen und Musiciren vom Aegir her nur schwach; der Wind führte bloß einzelne verklingende Töne zu uns; wir fürchteten unsern phantastischen Compagnon zu verlieren; bald aber gab sich ein bedeutendes Geschrei zu vernehmen, die Trompeten erschollen lauter als je, und der scharfe Steven war wieder bloß ein paar Ellen von uns.

Zulezt schien jedoch Aegir in vollem Ernst ermüden zu wollen; er hatte uns bereits bis über die Festung Waxholm hinaus begleitet. Die Gesänge wurden ernster, die Musik klang etwas melancholisch, die muntern Tusche machten langgezogenen ersterbenden Accorden Plaz. Der Augenblick der Trennung war gekommen. Par Brikols glänzender Großmeister streckte seine Arme aus, gleich als wollte er alle Brüder ans Herz drücken. Hip hurrah .... hip, hip .... hurrah .... hip, hip, hip, hurrah, hurrah, hurrah .... Aegir sackte ab, Gauthiod eilte mit voller Maschine vorwärts, und in einigen Minuten waren wir allein.

Nachdem Aegir uns verlassen, begannen auch die Gedanken an Stockholm und was man dort zurückließ allmälig sich zu verlieren; man meinte sich jezt erst wirklich vom Lande loszureißen und beschäftigte sich nunmehr mit der Reise und ihrem Ziel. Im Anfang suchte jeder einige Aufschlüsse über seine Gefährten zu erhalten und Bekanntschaften unter ihnen zu machen. Gruppen wurden auf dem Verdecke gebildet, Bücher und Reisecarten hervorgezogen, Capitän und Steuermann mit beständigen Fragen über die Namen der umliegenden Ortschaften belästigt. Da war kein Inselchen so klein, keine Dorfkirche so entlegen, kein Haus so dicht unter den Laubbäumen am Ufer versteckt, daß nicht die Tannengruppen des Inselchens, die Thurmspize der Dorfkirche und das rothe Ziegeldach des Hauses die Neugierde irgend einer Passagierin geweckt hätte. Die Eine und Andere verzeichnete den

Namen mit großer Genauigkeit in ihr Reisejournal; aber die meisten begnügten sich mit einem „Ah so!“ oder „Ei der tausend, das ist ein schöner Name,“ oder „Ah kann man das von hier aus sehen?“ oder „Da wohnt ja Herr A.,“ oder irgend einer andern gleich interessanten Bemerkung, worauf Inselchen, Haus und Kirche, Name, Bewohner und Gegend der Vergessenheit überliefert wurden.

Ich habe stets die Dampfschiffcapitäne beklagt und einige auch selbst klagen gehört über diese ewigen Fragen um Dinge die weder den Frager noch den Antwortgeber interessiren. Ich habe es selbst erlebt wie der Capitän eines Canalbootes, im höchsten Verdruß über die Fragen einer zudringlichen alten Dame, auf die Idee kam neue Namen für die erfragten Orte zu erfinden, nur um nicht hundertmal Gesagtes wiederkäuen zu müssen. Er fand eine Art von Trost in diesen erdichteten Namen, die er so wunderlich und vielsilbig machte, daß die Alte zulezt Unrath merkte und verstummte.

Ich erkläre aufs Bestimmteste daß ich keine Ursache habe zu glauben, Capitän Nylen habe sich auch einen so schlechten Spaß erlaubt. Er wich überdieß der Versuchung aus, indem er sich oben auf dem Steg zwischen beiden Radhäusern aufpflanzte, von wo aus er seine Befehle an die Matrosen und den Steuermann ertheilte.

Auf diesem Plaz war er für alle lästigen Fragen unzugänglich, und er schien ihn zu seinem Hauptquartier gewählt zu haben, bis wir in die offene See hinauskamen.

Aber als das Dampfschiff bei Kalmar anlegte, konnte er sich nicht mehr retten. Jeder wollte aus des Capitäns eigenem Munde erfahren wie lange man verweile; Niemand wollte sich mit den Angaben Anderer oder sogar mit der Antwort des Capitäns selbst, wenn er sie irgend einem Andern ertheilte, begnügen. Am Bord des Dampfschiffes ist der Befehlshaber ein Gott oder wenigstens ein Prophet; man drängt, man stößt sich, man

erlaubt sich eine Unhöflichkeit, nur um ein paar Worte von ihm zu erhaschen, und seine Worte haben ein Gewicht, eine Zuverlässigkeit wie keine andere Auctorität. Ich bin überzeugt daß ein Dampfschiffcapitän mehr Eroberungen macht als ein Gardelieutenant, daß er mehr Vertrauen gewinnt als ein Arzt, und daß kein Monarch in seinem Reiche so beliebt ist wie er.

Zwischen Kalmar und Ystad offene See, Nebel, Kühle, heftiger Wind, magerer Mittagstisch, bleiche Gesichter, taumelnde Spaziergänger auf dem Verdeck, Jammerrufe, Seufzer und Gekeuche aus allen Ecken — Seekrankheit, Geschüttel und Unbehagen.

Sicherlich riefen Xenophons Zehntausend beim Anblick des Meeres ihr Thalatta nicht mit enthusiastischerem Entzücken, als der alte Herr der vom Sopha auftaumelte wo er wie eine leblose Masse gelegen, sein „Ha Ystad!“ beim Anblick dieser Stadt hervordonnerte. Kurz darauf krochen bleiche Gestalten mit einem Hoffnungsstrahl in den abgestandenen Augen aus den Ecken hervor; die Cajütenthüren gingen auf, und die Frauenzimmer begannen sich in Toiletten zu zeigen die übler zugerichtet waren als wenn sie die Nacht auf einem tollen Ball verbracht und hernach gemeinschaftlich auf dem Boden geschlafen hätten.

Da ich die Wiederkehr eines solchen Tags und einer solchen Nacht fürchtete, so ging ich aufs Land, um mir einige Lectüre zu verschaffen, und traf richtig eine Buchhandlung. Aber nach den literarischen Erzeugnissen zu schließen die auf dem Tische lagen, müssen die Ystader einen höchst eigenthümlichen Geschmack haben. Weihnachtscalender, ein reiches und wohlsortirtes Lager von den drei oder vier lezten Jahren, schienen den eigentlichen Kern zu bilden. Ferner Kochbücher, Traumbücher und Schulbücher. Daneben Briefsteller, neue und unentbehrliche Rathgeber in verschiedenen Verhältnissen des Lebens, Sammlungen von Gesellschafts- und andern Spielen, Leberreime, Weihnachtsscherze und Albumsverse. Endlich eine Menge Broschüren mit Titeln wie:

Kein Zahnweh mehr .... keine Cholera mehr .... kein Kopfweh mehr .... kein Podagra mehr u. s. w. Von der Bibliothek für Herren sah ich auch einige Hefte. Dieß dürfte jedoch möglicher Weise als Zeichen für den guten Geschmack der Ystader gelten. Vielleicht hatten sie alle guten Bücher gekauft und bloß den Plunder dagelassen.

Ich wollte eben gehen ohne Etwas zu kaufen, als ich in einer Ecke den ersten Band von Oersted's Geist in der Natur traf. Er lag da versteckt und staubig, der zweite Band fehlte, und der Buchhändler lächelte halb mitleidig halb spöttisch, als ich das Buch kaufte und ging.

Mit Ausnahme des Posthauses, das wirklich ein stattliches Gebäude ist, besteht Ystad größtentheils aus ärmlichen Lotterfallen, die über den unvorsichtigen Fremdling welcher sich in die krummen Gäßchen wagt hereinzustürzen drohen. Das hindert jedoch nicht daß Ystad im Verhältniß zu seiner Bevölkerung eine der reichsten Städte Schwedens ist, und wie mich ein Passagier versichert hat, zählt es unter seinen respectabeln Einwohnern ein Paar Millionäre und mehrere Männer von etlichen Hunderttausenden.

Wie dem nun sei, Ystad machte doch daß ich mit weniger Bedauern die Vatererde verließ, und als Gauthiod am folgenden Tag bei Travemünde anlegte, war ich keineswegs unempfänglich für die kleinen Annehmlichkeiten dieses Oertchens, des ersten das ich auf ausländischem Boden betrat.

Travemünde sieht aus als stammte es aus einer Schachtel Nürnberger Spielwaaren die sich auf Befehl eines mächtigen Zauberers, mit Beibehaltung ihres ursprünglichen Characters, in allen Dimensionen entwickelt hätten.

Parallel mit dem Hafen, nur einige Klafter davon entfernt, breitet sich eine ziemlich lange bunte Reihe von kleinen, ein- und zweistockigen Holzhäusern, weiß, blau, grün, rosa- und lilafarbig, aus, durchsichtig in Folge der vielen großen Fenster, mit platten Dächern, farbigen Vorhängen an den Fenstern und prächtig

blühenden Blumenstöcken davor. Draußen in kühlen, luftigen Pavillonen sizen die Familien im Schatten der Veranden und buschigen Linden, ruhig auf das Gewimmel am Dampfboot sehend und ganz ungenirt aus einer Tasse Thee oder einem Glas Limonade nippend, während eine Näharbeit oder ein Zeitungsblatt auf dem Tische liegen. An einem Ort sah ich einen Herrn sizen und einigen jungen Damen vorlesen; an einem andern erblickte ich einen alten Mann mit silberbogiger Brille und einer sehr hübschen Hausmüze, wie er dasaß und Briefe schrieb, wobei er sich zuweilen unterbrach, um in leisem Gemurmel seine lezte Periode durchzulesen. Unter jeder Veranda, unter jeder Thüre bot sich irgend eine häusliche Scene ganz ungezwungen den Blicken aller Vorübergehenden dar.

Ein Eilwagen führte mich in einer Stunde nach Lübeck. Die alte Hansestadt war eben so düster als Travemünde freundlich war; es konnte Niemand einfallen die alten, finstern, spizgiebeligen Häuser mit Nürnberger Spielwaaren zu vergleichen: Alles trug das Gepräge des strengen, pünktlichen Kaufmannsgeistes von ehedem; hinter jedem staubigen Fenster ahnte man einen grünangestrichenen Pult mit seinen länglichen Comtoirbüchern, ungeheuern Dintenfässern, Linealen und Gänsekielen. Die Vorübergehenden waren sicherlich ohne alle Ausnahme tüchtige Kaufleute, geschäftige Mustercartenreiter oder ernste Comtoristen, denn in Lübeck ist der Comtorist nicht wie in Stockholm ein Löwe erster Sorte, hauptsächlich geschaffen auf Maskenbällen und in Wirthshäusern zu glänzen.

Von Lübeck nach Hamburg führte mich ein alter Kutscher, das vollkommene Conterfei desjenigen den ich auf den Pfeifenköpfen in Herrn Tjüders Tabaksladen gesehen habe. Bemeldter Kutscher unterhielt mich in einem etwas schwerverständlichen Plattdeutsch über den elenden Zustand der Straßen vor etlichen Jahren, über die erstaunlichen Verbesserungen die seitdem eingetreten, über Hamburgs Glanz und Herrlichkeit, über die Nothwendigkeit

jede halbe Stunde Halt zu machen, um eine Butterbemme mit gesalzenem Fleisch oder Käse zu verzehren und ein Glas von dem sauersten rothen Wein zu trinken welchen Deutschland hervorbringt. Als Grund für die unaufhörlichen Aufenthalte bei allen möglichen Schenken und Kneipen bezeichnete er den hohen Accis für Eßwaaren, der ihn als ansäßigen Hamburger nöthige seinen Hunger möglichst außerhalb der Stadt zu befriedigen. Erst später am Abend als es zu dunkeln begann, gestand er mir seine Befürchtung, wir möchten nicht mehr vor Thorschluß ankommen, in welchem Fall wir gezwungen wären außerhalb der Mauern Hamburgs zu übernachten. Glücklicher Weise entging ich diesem herben Geschick: wir kamen zu guter Zeit an, und nachdem ich feierlich erklärt hatte daß ich keine Schinken oder Käse bei mir führe, ließ man mich ohne Visitation über die Zollgrenze.

Hamburg ist eine herrliche Stadt in Allem was das materielle Wohlbefinden betrifft; die Wohnungen sind bequem und reinlich, man ißt vortrefflich zu allen Zeiten, die Schneider wetteifern in guten Waaren um billigen Preis: die Austernkeller liefern zum Frühstück frische Hummern und frische Austern, Barkley'schen Porter, ungetaufte Port- und Madeiraweine, Champagner welche die Wittwe Cliquot nicht verläugnen würde, und Delicatessen aller Art. Unzählig sind die Bierkeller, von denen mehrere einige Hundert Personen fassen; unzählig die öffentlichen Belustigungsorte zu Concert und Tanz, die Promenaden bei Kerzen- und Lampenschein und dunkle Lauben zu vertraulicher Zwiesprach. Die Cigarrenhändler verkaufen echte Havannah und blühende Vierländerinnen in den wunderlichsten Aufzügen bieten duftende Blumensträuße und saftige Früchte aus. Bequeme Miethwagen stehen um billigen Preis zu Jedermanns Verfügung, und zieht man eine kleine Bootfahrt auf dem Alsterbecken vor, so steht kein Hinderniß im Wege.

Aber sucht man eine geistige Erquickung, so wird das Verhältniß ein ganz anderes.

Eines Abends war ich im Theater. Man gab zuerst einige deutsche Lustspiele oder Possen, schwerfällig und gezwungen. Sie bestätigten vollkommen eine Aeußerung die ich einmal über den deutschen Scherz gehört oder gelesen habe: man schäze ihn auf die gleiche Weise wie ein Geigenconcert auf einer einzigen Saite, wie die Kunststücke gewisser Equilibristen, wie die mit einer rostigen Feile durchsägten Ketten eines Gefangenen — nicht um der Schönheit oder Verdienstlichkeit des Productes willen, sondern wegen der Schwierigkeit des Producirens. Darauf wurde ein Ballet gegeben von einer Madame — ich habe ihren Namen vergessen — aber sie dirigirte einen Trupp von ungefähr vierzig Kindern, Knaben und Mädchen, nicht viel über acht Jahre alt. Die armen Kinder kamen sämmtlich in gleichen Kleidern, sehr hübsch ausgestattet, aber mager und bleich, mit Gesichtern worin der Schmerz über erlittene Mißhandlungen oder Furcht vor neuen zu lesen war, hereingesprungen. Sie ordneten sich in langen Reihen und führten eine Menge künstlicher Evolutionen aus, schwangen sich abwechselnd auf Armen und Beinen empor, verdrehten Hüften und Hälse, sahen aber dabei so ängstlich aus, daß man nicht wußte ob man lachen oder weinen sollte. Die Hamburger klatschten, stampften, brüllten und heulten vor Entzücken, das Orchester rasselte mit Trommeln, Triangeln, Tellern und andern schmetternden Instrumenten, zwischen denen die Geigen und die Blasinstrumente sich nur selten Gehör verschaffen konnten. Es war ein höllischer Spectakel, bei dem ich es keine halbe Stunde aushielt.

Um so herrlicher war nach dem Theater ein Spaziergang um das Alsterbassin, in dessen klarer ruhiger Oberfläche die umliegenden prächtigen Hotels im Glanze zahlloser Gasflammen sich abspiegelten.

Hier liegt der verrufene Jungfernstieg, der mit Recht eine der berüchtigtsten Promenaden Europas heißt, und hier liegen alle diese schloßähnlichen Hotels, in gutem Styl von den aus-

gezeichnetsten Meistern der Neuzeit aufgeführt. Sie wurden beinahe gleichzeitig und so schnell erbaut, daß der eine Architect die Arbeit des andern nicht betrachten konnte. Auch bieten sie wenig Abwechslung in Bezug auf die kostbaren Ornamente.

In Hamburg wurde es mir noch schwerer eine Buchhandlung aufzufinden als selbst in Ystad; der Inhalt war in beiden so ziemlich gleich. Ich fragte nach einigen neuen deutschen Werken über Staatswissenschaft und Nationalöconomie. Solche waren nicht vorhanden, wohl aber unendlich viele Calender und Anthologien in äußerst zierlichem Einband. Feine Stahlstiche und schöne Bilder in Farbendruck prangten überall, stellten aber beinahe ohne Ausnahme nur badende Schönheiten, Wirthshausscenen u. dgl. dar. Ich sah nicht einen einzigen Stahlstich nach einem classischen Gemälde, nicht eine einzige von diesen Madonnen oder heiligen Familien an denen ich später in Rom meine Augen erfreuen durfte.

Die Hamburger sind sehr tüchtige und geschickte Geschäftsleute, haben jedoch nicht das Geringste gegen eine unschuldige Zerstreuung bei der Mittagstafel, eine Kanne Bier, den Spieltisch oder eine heitere Betrachtung leichtfüßiger Schönheiten bei Peter Ahrens. Wenn man bedenkt wie unglücklich unsere Tivoligesellschaften in Stockholm ausfallen, kann man sich bloß wundern über die Menge ähnlicher Unternehmungen in Hamburg und die große Rolle die sie in der Welt des Vergnügens spielen. Aber die Unternehmer verstehen es auch Spectakel zu machen, und zwar mit Sachen die man in Schweden noch nicht pfiffig genug ist auf das Programm zu sezen. In den großen Hotels werden glänzende Anschlagzettel umhergeschickt. Ich bekam einige davon auf das feinste Velin mit Gold gedruckt, mit Randverzierungen welche Nymphen in den leichtesten Toiletten, mit Champagnerkelchen, Guitarren oder Blumen in den Händen, darstellten.

Ich schreibe hier einen wörtlich ab, nehme mir aber die Freiheit ihn mit einigen nöthigen Commentaren zu versehen.

National=Hotel.

Motto:

„Frisch, Frei und Fröhlich."

Heute

Dienstag

Festino Siciliano.

Introduction. Ballmusik [1].
Gesellschafts=Cirkel [2]. Gesangs=Conservatorien [3].
Tabaks=Collegium [4], Pfeifepolonaise [5].
Dolce far niente [6], ed altri divertimenti [7].

Der Salon

in einen italienischen Garten umgewandelt, ist mit entsprechender Eleganz decorirt [8].

à 1 Mark. Ploth jr.

1. Die Introduction (Tanzmusik) währte die ganze Nacht. Der Tanz bestand darin daß mitten im Saale sechs oder acht Duzend junge Frauenzimmer, ziemlich aufgepuzt und mit frohlockendem Lächeln, umherspazierten und durch allerlei Bewegungen ihre Taille in's vortheilhafteste Licht zu sezen suchten. Der Musik wurde, so weit ich sehen konnte, nicht die mindeste Aufmerksamkeit geschenkt.

2. Privatcabinete sind für geschlossene Gesellschaften vorhanden.

3. Wer singen will, braucht sich nicht zu geniren.

4. Die Männer liegen auf den Sophas herum, rauchen ihre Cigarre oder Pfeife, und betrachten die Mädchen mit derselben Ruhe wie ein Türke in seinem Harem.

5. Sollte einer der Herren tanzen wollen, so thut er es mit der Pfeife im Mund, um seine Verachtung gegen die Tänzerinnen zu erkennen zu geben.

6. Wird es Jemand gar zu langweilig, so kann er schlafen gehen;

7) oder sich zu amüsiren suchen wie er Lust hat.

8) Das ist wahr. Luxus und Eleganz herrschen an diesen Orten, aber der Ton ist roh und äußerst abstoßend. Das Auge wird geblendet, aber der Schönheitssinn leidet.

Während ich auf einem Elbedampfboot von Hamburg nach Harburg fuhr, wo die Eisenbahn beginnt, starrte ich dasizend in das rothgelbe Wasser hinab und wünschte mir einen Muckersgeist, um ein recht ergreifendes Klag- und Verdammungslied über Hamburg, dieses moderne Babylon, anzustimmen. Aber da ich über einen solchen Geist nicht gebieten konnte, so kam kein solches Lied zu Stande. Dagegen begnügte ich mich mit der Bemerkung daß Hamburg eine [redacted] materielle Stadt sei.

Nachdem ich jezt Babylon verlassen, dachte ich an nichts Anderes mehr als nach Paris zu gelangen, das bis auf Weiteres das Ziel meiner Reise war. Durch Brüssel, Aachen, Hannover und Cöln fuhr ich ohne Etwas zu sehen, und wenn ich von Cöln eine vergleichungsweise klarere Erinnerung habe, so geschieht dieß nur wegen des unendlichen Aergers den ich dort ausstehen mußte. Ich spreche jezt nicht davon wie oft ich zwischen Cöln und seiner Vorstadt Deuz hin und her fahren mußte, bevor ich erfahren konnte wo die Eisenbahn nach Brüssel begann; nicht davon wie ich an einem Nachmittag drei Hotels bezog, das erste in Deuz, das ich verließ weil es zu weit von der Eisenbahn war; das zweite in Cöln, das ich verließ weil ich meine Reise noch am selben Abend fortzusezen gedachte, und das dritte in der Nähe der Eisenbahn, wo ich einkehren mußte weil ich erfuhr daß man die Touren abgeändert hatte, und daß der Zug schon vor einer halben Stunde abgegangen war. Ich beklage mich auch nicht so sehr darüber daß ein paar Kutscher mich doppelt bezahlen ließen, oder daß die drei Wirthshausrechnungen so hoch kamen wie sechs gewöhnliche; ich könnte sogar von meiner verzweifelten Wanderung am Rheinstrande schweigen, wo ich unaufhörlich auf verschlossene Stadtthore stieß und nicht eher hineinkonnte als bis

ich eine halbe Stunde lang im tiefsten Schmuz herumgewatet hatte. Aber was ich unmöglich verschweigen kann, das ist die furchtbare Enttäuschung, die schändliche Betrügerei, deren Opfer ich in Bezug auf den berühmten Cölner Dom wurde. Wie manchmal habe ich nicht in architectonischen Zeichnungen, in Sammlungen von Ansichten, ja sogar auf Eau de Cologne-Flaschen dieses herrliche Meisterwerk mittelalterlicher Baukunst bewundert! Wohl hatte ich gehört daß es damit aussehe wie mit den meisten andern der ausgezeichnetsten gothischen Kirchen, nämlich daß es unvollendet sei und auch nicht vollendet werden könne; aber ich glaubte daß nur etwas Unbedeutendes fehle; wenigstens hatte ich in Zeichnungen niemals etwas Unvollkommenes entdecken können. Ich war hocherfreut dieses Wunderwerk endlich einmal in Wahrheit sehen zu können, und ich ließ mich troz meiner Müdigkeit, und obschon es bereits zu dunkeln anfing, dahin führen. Im Anfang wurde es mir schwer die Kirche zu erkennen, da sie zwischen einer Menge anderer Häuser, welche sie von allen Seiten verdunkeln, eingemauert liegt. Endlich jedoch fand ich einen offenen Plaz von wo ich sie betrachten konnte. Ich stand eine Weile ganz bestürzt da. Ich sah zwar das Schiff der Kirche, aber nur unklar, weil es durch eine Menge von Zimmergerüsten verdeckt war. Aber die Thürme! Verschwanden sie in den Wolken? Wohl möglich, denn in den Zeichnungen hatten sie sehr hoch ausgesehen. Aber dann hätte ich doch wenigstens die untern Theile davon sehen müssen. Vergebens strengte ich meine Augen an. Von Thürmen fand ich keine Spur: sie existirten bloß auf dem Papier als Projecte von Etwas was man möglicher Weise in der Zukunft bauen würde, wenn man über die Zeichnungen einig würde und das Geld zur Ausführung schaffen könnte. Auf diese Thürme hatte ich mich doch so sehr gefreut. Ich hatte in ihnen die würdigen Vertreter der eigenthümlichen Tendenz der christlichen Baukunst, jenes erhabenen Emporstrebens das sich dem Unendlichen zu nähern und vom Staub hienieden zu erheben sucht,

zu sehen erwartet. Welche bittere Enttäuschung! Ich konnte mich noch nicht recht darüber trösten, als ich im Hotel de Cologne zu Brüssel zum ersten Male meine Wahl auf einer französischen Speisecarte traf, auf welcher der Cölner Dom mit himmelhohen Thürmen prangte, denen weiter nichts als die entsprechende Wirklichkeit fehlte.

Einen Ersaz erhielt ich jedoch an der prächtigen Kirche St. Gudula, der Notre-Dame von Brüssel. Aber weder sie noch das Rathhaus, das königliche Schloß oder eine andere Merkwürdigkeit der fröhlichen und lebhaften Stadt vermochte mich zurückzuhalten. Ich kaufte mein Eisenbahnbillet und sezte meinen Weg fort durch fruchtbare, obschon durchschnittene Gegenden, wo die reichen Saatfelder nur eine ausgedehnte Hanfcultur gestatteten, und riesenhohe rauchende Schornsteine so oft über den Weg empor schauten, daß ich geneigt war zu glauben, ganz Belgien sei mit nichts Anderem als Fabriken bebaut. Es war schon spät am Nachmittag als der Zug von Brüssel abging, und Morgens 5 Uhr erreichte ich Paris in einen so tiefen Schlaf versunken, daß ich von der Ankunft keinen andern Eindruck hatte als ein hastiges Erwachen.

II.

Die ersten Stunden in Paris.

So früh am Morgen wollte ich die schwedische Familie bei welcher ich während meines Aufenthaltes in Paris wohnen sollte nicht stören. Ich ließ daher meine Sachen auf der Douane und beschloß bis um acht Uhr einen Spaziergang zu machen. Ich begann mit der langen Rue du Faubourg St. Denis, wo der Bahnhof liegt. Besser konnte ich nicht wählen, denn so kam ich bald auf die Boulevards selbst. Ich konnte es im Anfang kaum glauben, obschon ich aus der Beschreibung die unerhörte Länge

einer Art von Straße wieder erkannte, die breit war wie ein Marktplaz, und wo die Trottoirs durch doppelte Alleen dicht belaubter Bäume vom Fahrweg getrennt waren. Aber wo waren die prächtigen Boutiken und das Gewimmel von eleganten Spaziergängern? Hier sah es ja aus, als ob der Heumarkt und der Kornhafen, der grüne Gang und die rothen Buden der ganzen Welt alle ihre Vorräthe von Gemüsen und Fischen, Früchten, Blumen, Fleischstücken, Eierkörben und Kartoffelsäcken, sammt der lärmenden Bevölkerung der verkaufenden und kaufenden Mägde und Mezgerknechte, Bauern und Gassenjungen, Fischweiber und Gärtner auf die Asphalttrottoirs und Straßen ausgegossen hätten. Die Buden waren geschlossen; bis in den sechsten und siebenten Stock hinauf waren die Fensterläden zugemacht, die Rollvorhänge herabgelassen, gleich als wäre die Stadt in den tiefsten Schlaf versunken. Und dennoch war hier ein so geräuschvolles Leben, daß es die Todten hätte erwecken können, und schreckliches Geschrei und Krakeele vermischte sich mit dem Geschnatter der Gänse die ihre langen Hälse zwischen den Oeffnungen ihrer Ställe hervorstreckten, mit dem Gewieher der Pferde, dem Geschrei der Esel und dem Gerassel der Fuhrwerke die sich durch die vollgepropften Straßen Bahn brachen.

Ich hatte das glänzende, elegante Paris in seiner Morgentoilette überrascht, noch ein wenig schlaftrunken und gänzlich mit seinen Haushaltungsgeschäften und Einkäufen für den Tag beschäftigt. Im Geist bat ich die hohe Dame um Verzeihung für den undelicaten Vorwiz der mir mit Recht ihre Ungnade zuziehen konnte. Nachdem ich mich mit großer Mühe über das Boulevard hinüber geellbogt hatte und mehrere Male auf den schlüpfrigen Platten beinahe umgefallen war, sezte ich meinen Weg in derselben Richtung die Rue St. Denis hinab fort, die zu den Quais führt. Es war jezt sechs Uhr, und da herrschte ein ganz anderes Leben auf den Straßen. Die Ladenfenster wurden von den Boutiken weggeschraubt, die Portiers kehrten lustig

mit ihren Besen; da und dort öffnete sich ein Fenster im zweiten und dritten Stock; zu allerobersi am Dach hingen die Grisetten ihre neu gewaschenen baumwollenen Strümpfe und Tüllhäubchen aus und gaben sie der Morgensonne zum Trocknen. Riesige Omnibus begannen eine Menge von Leuten die ihre Beschäftigung in Paris haben, aber aus Billigkeitsgründen vor den Barrieren wohnen, in die Stadt zu bringen. Die Ausrufer machten ihre Runde in den Straßen umher und schauten dazwischen nach den Fenstern hinauf, ob ihr Geschrei eine Wirkung hervorbringe; Arbeiter in blauen Blousen und junge Bursche mit Papierpäcken unter den Armen bildeten die Mehrzahl der Vorübergehenden. Die Pflastertreter sind in Paris eben so früh auf den Beinen wie in Stockholm. Vor den Hotels zeigten sich die Kellner mit ihren weißen Schürzen und luden die Leute ein ihren Morgentrank zu nehmen. Da ich Zeit genug hatte und ziemlich hungrig war, so trat ich ein und verlangte so pariserisch wie möglich Café au lait. Ein Garçon von etwa fünfzig Jahren servirte mir in einer riesigen Tasse ein Drittel Cafe, kohlschwarz und stark wie Lauge, nebst zwei Dritteln siedender Milch. Geröstetes Brod, Butter und Radieschen vollendeten dieses gewöhnliche Frühstück der Pariser. Dazwischen hinein las ich die Morgenjournale, welche mich in die Tagesansicht über die Revisionsfrage einweihten, und warf auch einen hastigen Blick in kleine Blätter, wie Charivari, Tintamarre, Corsaire u. s. w., ein ganzes Labyrinth. Und ein Labyrinth war auch ihr abwechselnd pikanter und satyrischer Inhalt für den Uneingeweihten. Alles was ich am ersten wie am lezten Tag sagen zu können glaubte, war daß in ihren Scherzen Vernunft lag und daß ihr Wiz graziös und ungekünstelt war.

Als ich auf solche Art meine physischen und geistigen Bedürfnisse so ziemlich befriedigt glauben konnte, sezte ich meine Wanderung fort und stand in einigen Augenblicken auf dem Quai de la Megisserie.

Es ist mir noch wie gestern als ich zum ersten Mal auf

die Quais hinabkam, die später meine Lieblingspromenade wurden, troz der Pracht der Boulevards, der abwechselnden Zerstreuungen der Champs Elysees, der schattigen Alleen des Luxemburger und des Tuilerien-Gartens.

Die Sonne warf ihre glänzenden Strahlen auf die Seine, die majestätisch unter all diesen Brücken hervorströmte an welche so manche Erinnerungen geknüpft sind. Der mächtige Fluß war eine unübersehbare Strecke lang zwischen den massiven Quaderblöcken der Quais eingeschlossen. Gerade vor mir führte der Pont au Change, dessen Grundstein im dreizehnten Jahrhundert gelegt wurde, zum Kern von Paris, der Ile de la Cité, über deren grauen uralten Steinmassen sich der Justizpalast mit seinem Spizdache und seinen unförmlichen, conisch abgerundeten Thürmen erhob. Philipp August erbaute sie als Schuzwehr gegen den alten Königspalast.

Gleich links von der Brücke ist der Blumenmarkt, voll von Blumen und Früchten deren Schönheit und Duft die Käufer noch jezt wie vor Jahrhunderten anlocken. Am andern Ende der Insel erheben sich die vierkantigen, schroff abgeschnittenen Thürme von Notre-Dame, welche selbst ein Meisterwerk der gothischen Baukunst und zugleich der Text für das Meisterstück der neuromantischen Literatur ist. Ich kann in meinem Geist die Werke des Baumeisters und des Dichters nie von einander trennen, denn sie gehören beide zu den glänzendsten Perlen Frankreichs.

Die Seine, die sich in zwei gewaltige Arme abtheilt welche weiter unten wieder zusammenfließen, schließt außer der Ile de la Cité noch eine andere Insel, nämlich die Ile St. Louis, in sich. Beide sind durch eine Menge Brücken sowohl mit einander als mit den beiden Seineufern verbunden.

Gedankenvoll wandelte ich am Strande entlang und würde wahrscheinlich gänzlich vergessen haben daß meine Effecten im Zollhaus lagen und ich noch kein Zimmer wußte, wenn nicht eine kleine Episode mich in die Wirklichkeit zurückgeführt hätte. Ein

junger Blousenmann, der einige Aehnlichkeit mit Blanche's Armand hatte, aber nicht ganz so ruhig war, hielt mich mit einer Frage auf, ob ich ihm nicht ein Stück von der neuen berühmten Fleckenseife abkaufen wolle die er in einem Lädchen am Quai feilbot. Ich war unvorsichtig genug einen Augenblick stehen zu bleiben um seine Lobrede auf seine Waare anzuhören; aber ich mußte es bereuen, denn er entdeckte augenblicklich einen Flecken an meinem Reiserock und überschmierte ihn, ehe ich es verhindern konnte, mit einer weißlichen Substanz. Troz meines Aergers mußte ich stehen bleiben um die Seife vertrocknen zu lassen, aber dabei fand er Gelegenheit sie aufs Neue an einer andern Stelle des Rocks zu appliciren. Auf diese Art täuschte er mich drei- oder viermal und rieb mit außerordentlichem Eifer an meinem Rock, indem er sich auf meine Wahrheitsliebe berief, ob er nicht nach seiner Operation ganz frisch aussehe. Ich meines Theils glaubte daß er gar keine Flecken gehabt hatte, bot ihm aber doch einige Sous für seine Mühe. „Nein, mein Herr," erklärte er, „ich bin Handelsmann; ich lebe von dem Erlös meiner Waaren, nehme aber keine Trinkgelder an." Ich sah mich also genöthigt die Seife zu bezahlen die er größtentheils an meinen Rock verschwendet hatte, und nachdem ich den festgestellten Preis erlegt, wollte ich weiter gehen. „Ei mein Herr, Sie boten mir ja einige Sous an." — „Ja allerdings, aber Sie wollten ja kein Trinkgeld nehmen." — „Das freilich nicht, denn es wäre eine Beleidigung gewesen. Aber jezt, nachdem Sie mich als Kaufmann behandelt, kann ich wohl einen kleinen Nebenverdienst einstecken."

Ich legte lächelnd eine kleine Silbermünze in seine Hand und fragte dafür nach der Rue Croix des Petits Champs Nro. 23. Sie war nicht schwer zu finden. Eine halbe Stunde später hatte ich Bekanntschaft mit einer liebenswürdigen schwedischen Familie gemacht und befand mich in einem gemüthlichen Stübchen, mit schwedischem Kachelofen und einer Ansicht von Stockholm an der Wand, installirt.

III.

Paris auf dem linken Seineufer.

Die Seine scheidet Paris in zwei Theile von verschiedener Größe. Derjenige Stadttheil der rechts vom Flusse liegt, ist zwar nicht doppelt so groß als der andere, aber unendlich lebhafter und dichter bevölkert; auch ist er in neun Bezirke eingetheilt, während das linke Ufer nur drei zählt.

Diese drei Bezirke, die vom Strom und den südlichen Boulevards umschlossen sind, bilden eine Figur, welche einer langgedehnten, schnell scharf werdenden Ellipse gleicht. Auf dem westlichen Theil der beiden schmalen Enden liegen das Marsfeld, die Kriegsschule und der Invalidendom; auf dem östlichen liegt der Jardin des Plantes nebst dem Salpetrierespital auf der einen und der Weinhalle auf der andern Seite. Der mittlere und breiteste Theil enthält zwei scharf abgeschiedene Bevölkerungen: des Faubourg St. Germain glänzende Aristocratie und des Quartier latin revolutionäre Jugend.

Beginnen wir mit dem östlichen Ende.

In der Spize selbst ist ein halbkreisförmiger Plaz wo die Quais und die Boulevards zusammenstoßen. Auf beiden Seiten hat man eine schöne und lebhafte Aussicht. In der Mitte erhebt sich der Dom der Salpetriere über der ungeheuern Masse von Gebäuden welche dem Spital zugehören. Es wurde vor zwei Jahrhunderten gegründet und inzwischen unaufhörlich vergrößert und erweitert, so daß es sich jezt über eine Oberfläche von 110,000 Metern erstreckt.

Nicht weit von dem Spital zwischen der Rue Cuvier und der Rue Buffon liegt die Schöpfung dieser beiden Naturforscher, der weltberühmte Jardin des Plantes. Der Haupteingang ist auf der Seite gegen die Quais zu. Man tritt zuerst in einen

Park, der von drei prächtigen Alleen durchschnitten ist welche sich die ganze Länge des Gartens hindurch ziehen. Zwischen den Alleen sind frische Grasplätze, abgetheilt in Einzäunungen für die verschiedenen Thierfamilien. Da und dort prangen großartige Blumenbeete, deren Reichthum man sich denken kann, wenn man weiß daß der Jardin des Plantes nicht weniger als 14,000 verschiedene lebendige Pflanzen enthält.

Seitwärts im Garten liegen eine Menge Gebäude, von denen einige zu Vorlesungen benützt werden, andere für zoologische, mineralogische und botanische Sammmlungen eingeräumt sind. Ich wünschte nur ein wenig Naturforscher zu sein um diese Herbarien mit 50,000 verschiedenen Geschlechtern, diese gediegenen Stücke von edlen Metallen, diese ungeschliffenen Juwele und diese schwarzen Meteorsteine, diese unendlichen Reihen von ausgestopften Vögeln und diese Menge von Früchten und Schwämmen die in Wachs abgebildet sind, recht genießen zu können; aber mit dem besten Willen in der Welt war es mir unmöglich: ich zog die lebendigen Sammlungen in der frischen Luft vor.

Diese sind auch mit einem solchen Geschmack, einer solchen Sinnigkeit und Abwechslung angeordnet, daß man, ohne zu ermüden, einige Stunden lang umhergehen, betrachten, genießen und bewundern kann.

In bewundernswürdigen Cristallpalästen, die von eleganten und leichten Eisengestellen zusammengehalten werden, blüht des Südens üppigste Vegetation. Prachtvolle goldglänzende Blumenkelche heben sich auf schlanken biegsamen Stengeln; riesige, scharlachrothe Rosenflammen zwischen dem schwarzgrünen Laubwerk der Gebüsche; stattliche Bäume strecken ihre unter goldenen Früchten sich biegende Zweige aus; weiche, schwellende, saftige Cactusarten kriechen in phantastischem schlangengleichem Geringel aus dem Boden hervor.

Die Menagerie für die wilden Thiere ist ein geräumiges Haus von einfacher und regelmäßiger Bauart. In zwanzig außen

an seiner Langseite gelegenen Behältern werden die furchtbaren Gefangenen verwahrt. Eine Menge Menschen drängt sich beständig vor den Gittern der Logen und betrachtet mit bebender Neugierde die unruhigen Gäste. Alle diese gewaltigen Thiere, von denen ein einziges den ganzen schaulustigen Haufen in die Flucht jagen würde, sind gefesselt innerhalb der starken Gitter und müssen sich, gezähmt durch Hunger und Schläge, die höhnischen Scherze ihrer Beherrscher gefallen lassen. Von Zeit zu Zeit hört man ein dumpfes Gebrüll unterdrückten Zornes oder ein wildes Geheul der Angst und des Schmerzes. Man wird zu gleicher Zeit von Mitleid und Furcht um die wilden Kinder des Waldes ergriffen, die mit ihrer rohen Kraft ihre Freiheit nicht zu schüzen wußten. Langsam schreitet der Löwe in seinem Käfig umher, der gefleckte Panther nimmt Ansäze zu einem Riesensprung und fällt einen halben Schuh weit zurück; die schwarze Hyäne drückt ihre Nase gegen das Eisengitter und blickt mit ihren glühenden Augen auf die Kinderschaar draußen.

Auf beiden Seiten von der eigentlichen Menagerie sind zwei Pavillone, welche die Käfige für die kleineren und unansehnlicheren wilden Thiere enthalten.

An einem andern Ort werden die Schlangen verwahrt, denn der Jardin des Plantes hat in den lezten Jahren eine sehr schöne Sammlung von solchen, sowol giftigen als ungiftigen, angelegt. Unter den ersteren befindet sich die Klapperschlange, unter den lezteren ist die Boa die ansehnlichste. Für das Wohlbefinden und Behagen dieser achtungswerthen Gäste hat man mit der rührendsten Gastlichkeit gesorgt, und da die meisten von ihnen starke Hize lieben, so hat man ein sinnreiches System von Wärmungsapparaten ausgedacht, welche die Luft bei der gleichen Temperatur erhalten wie im eigenen Heimathlande der Fremdlinge.

In tiefen Gräben, die mit großen Quadersteinen belegt sind, liegen die Bären in träger Unthätigkeit. In ihre schwarzen oder weißen Prachtpelze eingehüllt, wälzen sie sich gemächlich auf dem

Rücken und blicken ruhig und ernst zum Himmel hinauf, wie in den orientalischen Mährchen die Astrologen die aus der Tiefe eines Brunnens den stillen Gang der Sterne am Himmelsgewölbe beobachteten. Von Zeit zu Zeit kann man sie jedoch durch ein Stück Obst oder eine andere an eine lange Schnur befestigte Lockspeise bewegen ihre contemplative Ruhe aufzugeben und einige schwerfällige Sprünge auszuführen. Aber dieß muß ganz unbemerkt geschehen, denn es ist verboten; die Direction will vermuthlich nicht daß Pez aus der Würde hervortrete die seine Dummheit unter einer Maske ernster Denkerruhe verbirgt.

So plump und unbehilflich die Bären sind, ebenso leicht und lebendig sind die stattlichen Gazellen, Antilopen, Hirsche und Rennthiere, die mit graziösen Bewegungen ihre Spiele auf sammtweichen Grasplätzen ausführen. Jede Familie hat ihren Bezirk, mit leichten, aber starken Spalieren eingehegt. Im Hintergrund der Gehege liegen ihre Häuser, hübsche Hütten, mit Bäumen aus ihrem Heimathlande beschattet. Jedes dieser Gehege ist eine reizende Idylle mit ihrem zierlichen, friedlichen Wesen und ihrem liebenswürdigen Familienleben: die Eltern an der Hüttenthüre ruhend und die Kinder auf dem Grasplan davor spielend. Auch verliert diese Familienscene dadurch daß die Mitglieder des Hauses auf vier Beinen gehen und Hörner an den Köpfen tragen, Nichts von ihrer Lieblichkeit. Die Beine sind so nett und flink, und die Hörner zweigen sich zum stattlichsten Kopfpuze aus.

Die Affen bewohnen einen luftigen Palast, bestehend aus einer großartigen Rotunde mit dickvergitterten Wänden. Drinnen erheben sich hohe Stangen mit ihren Querbalken und Hängeseilen, ganz wie in einer modernen Turnanstalt. Und unter einem unaufhörlichen gellenden Gekreische treiben da die Affen ihre munteren Spiele, klettern die Masten hinan, hängen und schaukeln sich in den Seilen, verfolgen einander mit den närrischsten Bockssprüngen und wetteifern in den tollsten Possen.

Am südöstlichen Ende des Gartens liegt ein Hügelchen, genannt das Labyrinth, im Mittelpunkt eines kleinen englischen Parkes, wo schmale Fußpfade sich zwischen dichten, buschigen Baumgruppen dahinschlängeln. Beim stärksten Sonnenschein ist es hier ziemlich kühl, und das dichte Laubgewölbe bereitet einen finstern Dämmerungsschatten. Vom Fuße des Hügels bis zu seiner Spize führt ein spiralförmig gewundener Pfad zwischen hohen und dichten Hecken, die sich in immer engeren Kreisen in einander verschlingen, bis man sich unerwartet oben auf dem Gipfel einer ansehnlichen Höhe befindet die eine schöne Aussicht über Paris bietet. Vom Garten selbst kann man dagegen hier nichts Anderes sehen als ein wogendes Meer von grünen Baumwipfeln.

Am Fuße dieses Hügels erhebt sich der berühmte Cederbaum, Libanons majestätischer Sohn, Jussieu's Pflegekind, der Pariser Stolz und Freude. Dieser unermeßliche Baum, der seine Zweige horizontal ausstreckt, so daß sie den Boden weit umher mit einem dunkeln Schatten bedecken, hatte vor etlichen Jahren eine außerordentliche Höhe erreicht; aber ein Sturm brach seinen Gipfel, und es handelte sich sogar davon den ganzen Baum auszureißen und durch einen andern zu ersezen. Da erhob sich ein allgemeiner Schrei des Unwillens über eine solche Barbarei, und der Alte durfte stehen bleiben um sich noch von vielen Geschlechtern als eines der schönsten Denkmäler des Pflanzenreichs bewundern zu lassen.

Lieblich und herrlich ist der blühende, grünende, duftende Park; aber man kann sich dabei des Gedankens nicht erwehren daß Paris in seinen Mauern hunderttausend Menschen zählt welche frieren und hungern. Ganz gewiß wären sie froh an den zierlichen Wohnungen wo man all diese Thiere untergebracht hat, die hier im schönsten Ueberfluß leben, wie vermögliche Rentiers die sich vom Geschäft zurückgezogen haben, oder wie Staatspensionäre die nach ihren Anstrengungen für das Wohl des Vaterlandes ausruhen.

So trivial diese Betrachtungen sein mögen, so drängten sie sich mir doch unwillkürlich auf, als ich mich vom Jardin des Plantes nach dem Pantheon begab. Mein Weg führte mich dießmal durch die elendesten Gegenden von Paris. Ueberall verfallene Häuser und schmuzige krumme Gassen, deren Bevölkerung mit der härtesten Noth zu kämpfen oder sich der einschläfernden Wirkung des Lasters und Verbrechens hingegeben zu haben schien.

Einen ganz besondern Eindruck machte neben diesem Elend der Anblick des prächtigen Pantheon, eines glänzenden Denkmals für menschliche Thorheiten und menschliche Eitelkeit.

Unter Ludwig XV. begonnen, wurde dieser Tempel der heiligen Genovefa geweiht, die früher eine Capelle an demselben Plaze gehabt hatte. Die Revolution, die so Vieles änderte, gab auch der Kirche eine andere Bestimmung. Die constituirende Versammlung befahl daß St. Geneviève den Namen Pantheon erhalten und zur Grabstätte für die großen Männer Frankreichs verwendet werden solle. In den Fronton wurde mit großen Lettern die so viel besprochene Inschrift eingegraben:

Aux grands hommes la Patrie reconnaissante.

Voltaire und Rousseau nahmen ohne Widerrede den vornehmsten Plaz in diesem „allen Göttern" geweihten Tempel ein. Mirabeau und Marat wurden nach einander dahin versezt, mußten aber später den Wechseln der politischen Meinung weichen. Es war nicht so leicht zu entscheiden welche von den berühmten Männern Frankreichs einen so ausgezeichneten Ruheplaz verdienten; aber Napoleon that einen Machtspruch und befahl daß alle seine Senatoren in dem Gewölbe unter dem Dom des Pantheon begraben werden sollen. So wurde also der Tempel der Unsterblichkeit en bloc bevölkert, verlor aber damit auch die Bedeutung welche die Revolution ihm geben wollte.

Im Jahr 1822 wurde es aufs Neue zu gottesdienstlichen Zwecken bestimmt und vom Erzbischof in Paris feierlich eingeweiht. Die Revolution von 1830 brachte eine neue Veränderung. Schließ-

lich hat jezt Napoleon das Pantheon abermals für die catholischen Kirchenceremonien einweihen lassen, und in der offiziellen Sprache heißt es nunmehr Sainte Geneviève.

Wie lange wohl diese neue Veränderung währen wird?

Inzwischen gehört das Pantheon unleugbar zu den schönsten Denkmälern von Paris.

Die Kirche hat die Form eines griechischen Kreuzes. Sie besteht aus vier gleich großen Schiffen welche sich in einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt vereinigen, über dem die bewunderswürdige Kuppel sich wölbt. Eine Treppe führt zum Bogengang hinauf, der durch einen Peristyl von zweiundzwanzig corinthischen Säulen gebildet wird. Ueber ihnen ruht der dreieckige Giebel, mit einem riesigen Basrelief geschmückt, den Ruhm vorstellend, der seine Preise an verdiente Bürger spendet. Diese ganze Façade bietet einen sowohl geschmackvollen als großartigen Anblick dar: sie erinnert stark an das römische Pantheon.

Dasselbe läßt sich natürlich nicht vom Innern der Kirche sagen, obschon es gleichfalls von ergreifender Wirkung ist, besonders wenn man zu dem majestätischen Dom emporschaut, der auf vier dreieckigen Pfeilern ruht und sich zu einer schwindelnden Höhe erhebt. Er besteht aus drei Kuppeln, wovon die mittlere in einem blendenden Glanze strahlt, der das le Gros'sche Plafondgemälde, die Apotheose der heiligen Genovefa, beleuchtet.

Von der Gruft wo die großen Männer ruhen, hat man eine sehr anstrengende Wanderung bis zu der Colonnade welche die oberste Kuppel trägt, und von wo aus man in die Kirche hinabschauen kann. Es ist etwas eigenthümlich Schönes von dieser ungeheuren Höhe in die Tiefe hinabzuschauen, wo die besuchenden Fremden microscopischem Gethiere gleichen und von ihren Stimmen nur ein schwaches unklares Echo zum Ohre gelangt.

Weiter oben ist ein kreisförmiger Balcon, von wo man die umfassendste Aussicht über Paris und seine Umgebung hat. Wenn der Anblick all' dieser prachtvollen Menschenwohnungen und all'

dieser großartigen Menschenwerke auch interessant ist, so hat er doch für den Schönheitssinn wenig Verlockendes. Eine Stadt von der Lage wie Paris nimmt sich in der Vogelperspective nicht so hübsch aus. Man sieht bloß eine Masse von Dächern, über denen einige Thurmspizen emporragen, und zwischen denen etliche grüne Flecke hervorschimmern.

Etwas ganz Anderes ist es wenn man Stockholm vom Moseshügel, Genua von der Spize der Carignankirche oder Neapel von St. Elmo herab betrachtet. Diese Städte sind weitläufiger gebaut, und man kann die einzelnen Gruppen von Häusern und Bäumen welche aus dem sie umschließenden Wasser emportauchen ins Auge fassen. Die Wasserfläche mit ihren sonnenbeglänzten Wogen und ihren weißen Segeln gibt da dem Gemälde das Ansehen und die Abwechslung wodurch der Beschauer hingerissen und bezaubert wird. Eine Landschaft ohne Wasserspiegel kann das nie ersezen, und wenn sie auch noch pittoreskere Höhen, noch freundlichere Thäler hätte als die Umgebung von Paris.

Das erste Mal als ich in der Kuppel oben war, befanden sich vor mir ein Paar Herren, von denen der eine ganz entzückt war über die Aussicht.

„Welche Masse von Häusern," rief er, „und wie prächtig und schön gebaut! Das ist etwas Anderes als in Arles . . . und welche schöne Fabriken . . . welcher stattliche Rauch aus den langen Schornsteinen . . . "

„Dort," sagte der andere Herr, welcher bedeutend jünger war, „dort zeigen sich die Zwillingsthürme von Notre-Dame."

„Ah so, das sind ja zwei wahre Riesen . . . aber wo liegt der Invalidendom?"

„Gerade gegenüber, Papa."

Es waren also Vater und Sohn. Der Vater schien eben erst vom Lande gekommen zu sein, wahrscheinlich von Arles, und der Sohn wohnte offenbar schon einige Zeit in der großen Stadt.

Wie es einem guten Sohne zukommt, zeigte er auch wo die

Boulevards sich hinzogen, wo die Tuilerien und der Louvre lagen, welche Thürme das waren die da und dort in die Höhe schossen, und Anderes der Art was einen Landbewohner interessiren kann der seinen ersten Besuch in Paris macht.

„Nun, mein Sohn, was sind das für Häuser die da unten liegen, ganz unter uns?"

„Wahrhaftig, Papa, ich weiß es nicht . . . vermuthlich Casernen."

„Mag wohl sein. Aber daß Du zwei so schöne Paläste nicht kennst!"

„Meine Zeit ist zu sehr vom Studium in Anspruch genommen, als daß ich nach Allem sehen und fragen könnte. Ich gehe bloß dann spazieren wenn ich keine Vorlesungen habe und meiner Gesundheit wegen nicht bei meinen Büchern bleiben kann. Das Jus ist ein anstrengendes Studium, lieber Vater."

„Die Wurzeln der Wissenschaften sind bitter, aber ihre Früchte schmecken um so süßer," sagte der Vater in docirendem Ton. „Du hast Recht daß Du nicht zu viel ausgehst."

„Ich thue es sehr selten . . . und beinahe niemals in dieser Richtung, sonst würde ich Dir wohl sagen können wozu diese beiden Häuser gebraucht werden."

„Thut nichts . . . wir können ja Jemand fragen wenn wir hinabkommen."

„Wir können diesen Herrn da fragen," sagte der junge Jurist und deutete auf einen Pariser der so eben heraufgekommen war . . . „Mein Herr!"

„Was beliebt?"

„Wollten Sie uns gefälligst sagen was diese beiden Häuser da sind?"

„Ganz hier in der Nähe?"

„Ja."

„Das eine ist die Mairie . . . "

„Und das andere?"

„Die Ecole de droit."

Der fleißige junge Jurist der beinahe niemals nach dieser Richtung ging, sah etwas verblüfft drein.

„Ich muß falsch gehört haben," sagte der Vater. „Wie nannten Sie das andere Haus, mein Herr?"

„Ecole de droit (Rechtsschule)."

„Ecole de droit?" wiederholte der alte Herr. „Aber da," fuhr er gegen seinen Sohn fort, „da werden ja Deine Vorlesungen gehalten. Zum Henker, mit Deinem außerordentlichen Fleiß muß es nicht so weit her sein."

Ich ging die Treppen hinab und nahm diese Scene als eine viel verheißende Einleitung zu meinem Besuch im Studentenviertel hin.

IV.

Das Quartier latin.

Das Quartier latin oder, wie man es jezt in dem beständig wechselnden launenhaften und wunderlichen Kauderwelsch nennt, das die eigenthümliche Sprache der Künstler, Zeitungsschreiber, Studenten und Bummler bildet, das Pays latin, bildet in Paris eine Stadt für sich, mit ihren eigenen Sitten und Ueberlieferungen, ihrem eigenen Promenadeplaz, ihrem eigenen Theater, ihren eigenen Bällen und Cafés, mit Etablissements aller Art die einen ganz andern Character haben als im übrigen Paris.

Man muß sich verwundern daß dieser Stadttheil, dessen Bevölkerung die lärmendste, unruhigste und feurigste ist, ernsthaft, altväterisch und beinahe düster erscheint.

Die Boutiken sind sämmtlich bescheiden: sie entwickeln nicht den Luxus in Vergoldungen, Spiegeln und großen Crystallgläsern der auf den Boulevards und in den Passagen herrscht; selbst die Waaren scheinen einfacher und weniger auf Befriedigung des Ueberflusses als der wirklichen Bedürfnisse berechnet zu sein. Aber

man sieht auch selten eine elegante Dame aus ihrer Equipage steigen, um in die Magazine des Quartier latin zu treten: gewöhnlich ist es eine Grisette, die, nachdem sie lang und mit gierigen Blicken die Herrlichkeiten an den Fenstern betrachtet, zögernd hereinkommt um ihre kleinen Einkäufe zu machen.

Auf den Straßen ist der Verkehr lebhaft genug, scheint aber weder von einer eifrigen Geschäftsthätigkeit, noch von glänzenden Vergnügungen und Festlichkeiten zu zeugen. Die Toiletten blenden keineswegs: die meisten scheinen aus den Magazinen zu festen Preisen zu stammen. Der Fiacre ist allgemeiner als das Coupé, und man sieht öfter einen ungeheuern Omnibus langsam einherrollen als einen von feurigen Rossen gezogenen Privatwagen. Die Häuser sehen düster und ungemüthlich aus. So groß und hoch sie auch im Allgemeinen sind, so kann man doch aus der ungleichen Decoration der Fenster sehen daß sie keine größern Wohnungen enthalten, sondern in eine Menge kleiner Quartiere von einem oder zwei besonders zu vermiethenden Zimmern vertheilt sind. Beinahe jedes zweite Haus ist ein Hotel garni, und Jedermann weiß daß diese selten etwas Verlockendes oder Elegantes in ihrem Aeußern haben.

Die Restaurationen prangen nicht von hohen Prachtsälen, wo die Wände beinahe gänzlich aus Trümeaux gebildet werden, und wo die reichen Vergoldungen im strahlenden Schein von hundert Gasflammen aus Kronleuchtern glänzen, wie in den Speisesälen des Palais royal. Die Locale sind bescheiden und beschränkt, die Möbel von der einfachsten Art und die Speisecarte nicht übermäßig lang — die für jeden Tag geschriebene Speisecarte nämlich, denn die gedruckte macht ein kleines Buch aus, mit Hunderten von Namen leckerer Gerichte, die, wenn man darnach fragt, immer so eben ausgegangen sind.

Die Cafés sind eben so arm an allem Luxus; man könnte glauben daß die Pariser Studenten als Anachoreten oder Brunnengäste leben.

So verhält es sich indeß keineswegs. Aber die Sache ist die daß die jungen Herren die Restaurationen und Cafés ihres Quartiers bloß in solchen Perioden besuchen wo ihre Casse zusammengeschmolzen ist, oder die Studien sie verhindern an entferntere Orte zu gehen. Ist der Student dagegen weder durch Zeit noch durch Sparsamkeit gehemmt, so macht er Ausflüge auf die Boulevards, auf die Champs Elysees oder am liebsten vor die Barrieren hinaus, wo das Pariser Leben am rührigsten und wechselreichsten ist. Kommen aber die Tage des Fleißes oder der Geldnoth, so zieht er sich in sein Schneckenhaus — das Quartier latin — zurück und führt da ein stilles, eingezogenes Leben, verschönt durch den einen oder andern Freund und die treue Grisette.

Denn die Grisette wohnt auch im lateinischen Land, und zwar nicht bloß in der Eigenschaft einer gewöhnlichen Geliebten oder als Frau Studentin (madame l'étudiante). Manche Grisette bewohnt einsam ein Dachstübchen im Quartier latin und verläßt es am frühen Morgen um den ganzen Tag in der Werkstatt zuzubringen; aber es währt selten lange, bevor sie entdeckt daß sie zum Nachbar einen jungen Mann hat der jeden Abend sein Licht anzünden oder Nadel und Faden entlehnen muß, bis eine vertraulichere Bekanntschaft entsteht. Denn eine solche bleibt niemals aus. Früher oder später findet der Student immer die corde sensible, die Gefühlssaite bei der Grisette.

Und dann leben sie wie Mann und Weib zusammen. Er ist ihr Cavalier auf der Promenade im Luxemburggarten und auf den Bällen in der großen Chaumière. Sie hält sein Weißzeug in Ordnung, besorgt sein Zimmer und bereitet ihm mitunter eine Omelette, die nebst einer Flasche Wein und etwas kaltem Fleisch vom nächsten besten Wurstmacher eine vortreffliche Mahlzeit für zwei Leutchen bildet.

Man bekommt einen vergleichungsweise ganz vortheilhaften Begriff vom Aussehen des Quartier latin, wenn man nach Betrachtung der Buchläden und antiquarischen Buden auf den

Quais eine der langen und geraden Straßen wählt die in der Gegend des Luxembourg und des Odeontheaters enden. Durch diese Straßen correspondirt das lateinische Land mit dem entgegengesezten Seinestrand. Der innere Verkehr geht in einer Richtung welche das erstere in einem rechten Winkel durchschneidet und ungefähr parallel mit der Seine ist. Solche Canäle für den Verkehr innerhalb des lateinischen Landes sind die rue de l'école de médecine und die rue de l'Université, nebst mehreren Gassen welche sämmtlich krumm und eng sind, und wo beständig Schaaren von Studenten mit Büchern, Instrumenten und Mappen unter dem Arme durchziehen. Buchmäkler, Instrumentenmacher und Lesecabinete bilden den größeren Theil der kleinen Boutiken, ohne daß es jedoch an Orten fehlte wo man sich im Vorbeigehen mit Obst, einer Pastete, einem Likör oder einem Glas Wein erfrischen kann. Die Grisetten und Frauenzimmer im Allgemeinen zeigen sich nur selten auf diesen Gassen, und man kann ihnen da immer ansehen daß sie wegen eines Geschäftes außen sind, nicht um spazieren zu gehen.

Begibt man sich jezt in eine der zu diesen Straßen gehörigen Nebengassen, so schließt man seine allgemeine Uebersicht über das Quartier latin mit dem Elendesten und Erbärmlichsten was dasselbe aufzuweisen hat. In der Gegend der Sorbonne sind diese Hintergassen am charakteristischsten. Dort sind sie am allerkürzesten und krümmsten, durchschneiden einander in stumpfen oder spizen Winkeln, sind düster am hellen Mittag, und die Häusermauern sind geneigt, schmuzig und triefend von Feuchtigkeit. Hier liegen eine Menge von Privatschulen in denen man auf die Universitätsexamina vorbereitet wird. Verunglückte Gelehrte bedecken die Mauern mit Anschlagzetteln, worauf sie sich gegen eine mäßige Summe verpflichten die zum Baccalaureat nöthigen Kenntnisse binnen fünfundzwanzig Stunden einzupauken. Glücklicher Erfolg wird verbürgt, und das lezte Viertel des Honorars braucht erst nach dem Examen bezahlt zu werden.

V.

Mein Freund Poliveau. — Palais Royal. — Was ich statt der versprochenen historischen Anecdoten erhielt.

Als ich nach Paris kam, hatten die Vorlesungen noch nicht begonnen; dieß geschah erst in der Woche wo ich die Hauptstadt Frankreichs zum ersten Mal verließ. Das hinderte mich aber nicht häufige Spaziergänge im Quartier latin zu machen, in der Gegend der alten Sorbonne umherzustreifen und im Luxemburger Garten herumzubummeln, wie auch von Zeit zu Zeit in einem Studentencafé Erfrischungen einzunehmen oder mich manchmal in den Zeitungen umzusehen. So traf ich oft Studenten mit denen ich ins Gespräch kam, und mit einigen von ihnen wurde ich bald näher bekannt. Derjenige dessen Bekanntschaft mir in jeder Beziehung am angenehmsten wurde, war ein Mediciner der in der zweiten Person mit einem höflichen Monsieur Poliveau angeredet, aber in der dritten Person von seinen Freunden gewöhnlich le gros Poliveau oder ce diable de Poliveau genannt wurde.

Er war ein großer vierschrötiger junger Mann aus dem südlichen Frankreich, der aber seit seinen frühesten Zeiten in Paris gewohnt hatte. Die glühenden Augen, die lebhaften Geberden, das krause schwarze Haar und eine kaum bemerkbare Eigenthümlichkeit im Accent verriethen jedoch noch immer seine südliche Abstammung. Sein merkwürdiges Gesicht drückte die wunderlichste Mischung von Genie und Sinnlichkeit, festem Willen und leichtsinniger Gleichgiltigkeit, Schlauheit und Gutmüthigkeit aus. Scharf und beißend sagte er mir wohl zehnmal des Tages Sachen die ich nicht hätte verzeihen können, wenn sie nicht bei all ihrer Unverschämtheit so wizig und heiter gewesen wären, und wenn ich nicht gewußt hätte daß er mehr belustigen als verlezen wollte. Sein Vorrath von Geschichten über die lezten Staatsumwälzun-

gen, über alle möglichen Regierungsformen und besonders die gegenwärtig herrschende war unerschöpflich. Dazwischen hinein gab er mir eine Menge guter Lehren in Betreff der Studien die ich beabsichtigte. „Ich könnte einen vortrefflichen Mentor für Andere abgeben," sagte er zuweilen, „aber für mich selbst tauge ich nichts. Wenn ich einmal dieses ganzen Wirrwarrs überdrüssig werde, bleibt mir nichts Anderes übrig als daß ich in eine Kaste trete die mir ungemein gefällt, nämlich die Lazzaroni. Nachdem ich in Frankreich ausgelacht habe, will ich mich auf eine sonnige Treppe in der heiligen Stadt legen und ausruhen, während ich unaufhörlich die Trümmer der höchsten menschlichen Größe betrachte."

Ich wurde nie recht klar über seine Privatverhältnisse, seine Vermögensumstände oder Beschäftigungen, denn was die Medicin betraf, so widmete er ihr bloß seine freien Stunden. Aber ich glaube daß er in irgend einem Zeitungsbureau angestellt war, denn ich las mehrere Male in einem Blatte die Urtheile die er Tags zuvor über Theater und Novitäten in der Welt der schönen Kunst gefällt hatte. Ich hatte seine Adresse bekommen und suchte ihn mehrere Male vier Treppen hoch in einem Haus der Rue St. André des Arts auf. Aber zweimal klopfte ich vergebens an die Thüre, das dritte Mal wurde sie von einem jungen und ausnehmend frischen und hübschen Frauenzimmer geöffnet, das mir ohne allzu große Verzweiflung erklärte, er sei in den drei lezten Nächten nicht nach Hause gekommen, und das vierte Mal sagte mir der Portier, er sei ausgezogen.

Er selbst kam niemals zu mir, sondern wir trafen uns gewöhnlich im Palais Royal, wohin ich oft genug meine Schritte lenkte, weil es ganz nahe bei meiner Wohnung war, oder in irgend einem Café oder auf der Promenade. Und die Unterhaltung mit ihm war mir in der kurzen Zeit bereits eine so theure Gewohnheit geworden, daß es mir ganz wohl wurde als ich ein paar Stunden nach der Nachricht von seinem Auszug ihn selbst wieder in

dem Café traf wo es uns beiden am besten gefiel. Bei dieser Gelegenheit versprach er mir interessante und vollkommen echte Anecdoten vom Schicksal des Palais Royal, und wir gaben uns auf zwei Tage später ein Rendezvous an einem gewissen Plaz in dieser für sich bestehenden Welt. In der Zwischenzeit trafen wir uns ein paarmal.

Das Palais Royal ist nicht mehr was es früher war. Es sind meistens Leute aus der Provinz oder Fremde die in seinen Gallerien herumspazieren, und der große Burghof wird hauptsächlich von spielenden Kindern belebt. Aber es kann auf seine reichen Erinnerungen stolz sein. Es hat seinen Namen so oft gewechselt wie nur irgend ein alter Spizbube. Von Cardinal Richelieu gegründet, hieß es zuerst Palais Cardinal. Aber auf seinem Todtenbett vermachte es der Cardinal dem König Ludwig XIII., und nun nannte man es zum ersten Mal Palais Royal. Im Jahr 1692 trat Ludwig XIV. es seinem einzigen Bruder, dem Herzog von Orleans, ab, und unter dem Namen Palais de la Regence war es der Schauplaz vieler der ausschweifenden Feste des Regenten. Zur Zeit der ersten Republik hieß es Palais Egalité und Palais du Tribunal. Die Restauration gab ihm seinen früheren Namen Palais Royal zurück. Die Revolution von 1848 machte ein Palais National daraus, und in der neuesten Zeit hat der Staatsstreich von 1851 ihm den bekanntesten von all diesen Namen zurückgegeben.

Es war eine Zeit wo Palais Royal die Quintessenz aller Genüsse auf einen einzigen Punkt zusammengedrängt ausdrückte. Es gab keine Neigung, keine Laune, kein Laster, wofür man nicht in seinen Mauern um Gold Befriedigung finden konnte. Seine Läden glänzten damals vom Kostbarsten was die menschliche Industrie hervorbrachte, die berühmtesten Restaurationen und Cafés boten Leckerbissen aus allen Welttheilen, nebst Getränken die selbst den abgestumpftesten Gaumen reizen mußten; Gesänge und Musik erschollen in den Festsälen, schöne Sünderinnen

warfen berauschende Blicke auf die glücklichen Spieler die mit Taschen voll Gold von den grünen Tischen im obern Stock herabkamen.

Jezt ist der Palast gereinigt von den Höhlen des Lasters das früher da gedieh. An Luxus wird er von manchen Pläzen in Paris übertroffen; aber doch ist noch viel von seinem früheren Glanz übrig, und Niemand versäumt es von Zeit zu Zeit seine demitasse im Café Foy zu trinken oder bei den Trois frères Provençaux ein ausgesuchtes Mittagessen einzunehmen.

Das Palais Royal, das mehr Einwohner hat als die meisten unserer mittelgroßen Städte, besteht aus vielen zusammenhängenden Gebäuden die mehrere Höfe umschließen. Der eine von ihnen, ein ungeheures Rechteck, wird auf drei Seiten von vierstockigen Häusern begränzt und auf der vierten von einer hohen Gallerie mit gewölbtem Glasdach. Sowohl hier als auf den drei andern Seiten bestehen die Parterrewohnungen aus breiten Gängen oder Gallerien, die zwischen den langen Reihen glänzender Läden hinlaufen in deren Spiegelglas die pariser Fabricate die Blicke der Vorübergehenden verlocken. Die obern Stockwerke werden von einer Menge Restaurationen eingenommen, wo man fabelhaft billig phantastische Gerichte mit klingenden Namen, reizendem Aussehen, verführerischem Geruch, aber sehr eigenthümlichem Geschmack erhält. In den Hof hinaus, der mit Blumenbeeten, Marmorstatuen und einem Springbrunnen geschmückt ist, laufen Arcaden deren äußere Seite bloß mit einem dünnen Gitter versehen ist. Drinnen sind Boutiken.

Nachdem ich ein Paarmal durch die Arcaden gegangen, kaufte ich mir die Presse des Tags und sezte mich, um sie zu lesen, auf eine steinerne Bank, wohin ich meinen Freund Poliveau mit seinen versprochenen geschichtlichen Beiträgen bestellt hatte. Aber es verging eine gute Viertelstunde über die festgesezte Zeit, nämlich vier Uhr, und er war immer noch nicht gekommen.

Jezt sah ich statt seiner zu meiner unbeschreiblichen Verwun-

derung ein schönes, sichtlich aufgeregtes junges Frauenzimmer hastig und mit einer Miene der Bekanntschaft auf mich zukommen.

„Was?“ rief sie mit der ungezwungensten Einfachheit, „ich glaube, Sie kennen mich nicht mehr? Ist das möglich? Ich versichere Sie, Herr Ausländer, einem Sohne Frankreichs wäre das nicht passirt.“

„Mein Fräulein,“ antwortete ich schnell, „es passirt auch einem Schweden nicht einmal daß er Ihr Gesicht vergessen kann, nachdem er einmal das Glück gehabt es zu sehen. Und dieses Glück hatte ich als ich vor einigen Tagen meinen Freund Poliveau suchte.“

„Diese Antwort würde ich unter andern Umständen mit einem Lächeln und einem Compliment aufgenommen haben, aber jezt habe ich, Gott weiß wie lange schon, wenigstens einen Monat nichts als Sorgen und Kummer gehabt. Sie sehen mir wohl an daß meine Gefühle gestört sind.“

„Ach, vielleicht ist Poliveau erkrankt und Sie wollen in seinem Namen unser Rendezvous abbestellen?“

„Allerdings bin ich im Namen dieses grausamen Barbaren gekommen . . . aber krank ist er nicht.“

„Dann ist er ausgezogen . . . und vielleicht ohne Sie?“

„Nein, mein Herr, das ist er auch nicht. Poliveau, dieser undankbare Mensch, hat sich . . . entführen lassen.“

„Das ist sicher bloß eine Grille Ihrer aufgeschreckten Phantasie . . . ich traf ihn erst gestern.“

„Um welche Zeit?“

„Wie jezt.“

„Und er sagte?“

„Morgen um diese Zeit — Palais Royal.“

„Alles das weiß ich. Aber zwischen vier Uhr Nachmittags und vier Uhr Morgens kann Vieles geschehen was höhere Interessen als ein Rendezvous zwischen zwei Herren über den Haufen wirft.“

„Also ist es wahr, mein Fräulein?“

„Lesen Sie diesen Brief welchen der Abscheuliche vielleicht bloß wegen seines Versprechens gegen Sie geschrieben hat. Lesen Sie und sagen Sie ob jemals ein armes Mädchen das Opfer einer schändlicheren Herzlosigkeit geworden ist. Ich seze mich auf dieselbe Bank ein Stück von Ihnen. Seien Sie jezt ungenirt.“

Es schmerzte mich sehr zu sehen wie das junge Mädchen sich während des ganzen Gesprächs auf eine achtungswerthe Art Gewalt anthat um ihre Thränen und ihre Aufregung zu beherrschen. Ich war recht ärgerlich über Poliveau.

Darauf öffnete ich den dargereichten Brief und las wie folgt:

„Liebliche Rosenwolke!

„Erblasse nicht, verschwinde nicht weil ein Bewunderer auf höchst unverantwortliche und unverzeihliche Art eine heftige unwiderstehliche Anwandlung bekommen hat von . . . Untreue.

„Ach es war eine wahre Herculesarbeit dieses Wort aus der Feder herauszudrücken. Ich sehe Dich, schöne Louisanne, den Brief wegwerfen, mit Füßen treten und mit Deiner lieblichen Stimme in allen Tönen schreien: Der höllische Teufel, ists möglich, ists möglich!

„Hebe den Brief wieder auf, mein schöner Engel, und lies ihn zu Ende, so wirst Du finden daß es Etwas gibt was man vor Gericht mildernde Umstände nennt.

„Ich hätte Dich hinters Licht führen, ich hätte Dir von einem Brief von meinem Vater vorschwazen können der erkrankt sei — eine ganz gewöhnliche Ausflucht — auch hätte ich Dir direct die Wahrheit sagen können, aber als zukünftiger Arzt und dermaliger Studirender der medicinischen Wissenschaft weiß ich daß ein Schlag der auf einmal fällt, wenn er mit sicherer und doch leichter Hand zugemessen wird, den verlezten Gefühlen ihre Elasticität weit schneller zurückgibt, als ein solcher der durch tausend Nadelstiche verwundet.

„Ich bin stolz in dem Bewußtsein daß ich Deinen Character

und Deine Gemüthsart besser beurtheilen kann als Du selbst. Ohne daß Du es wußtest, liebtest Du mich nicht mehr so innig; aber treu, redlich und edelherzig wie Du bist, würdest Du nie den Muth gehabt haben es Dir selbst zu gestehen, so lange Du Dich für mein Glück nothwendig glaubtest. Auf meiner Seite verhielt es sich ganz eben so, nur mit dem Unterschied daß ich Dir nicht treu bleiben wollte so lange ich für Dein Glück nothwendig war, im Fall das Schicksal mir eine unvorhergesehene Fortüne in den Weg werfen sollte. Die Männer sind immer schlechter, das weißt Du, mein Kind ... Und bis an mein seliges Ende bekomme ich keinen Cafe zu trinken wie Du ihn gebraut hast, auch werde ich keiner Andern den Vorzug zuerkennen so hübsche und lustige Liedchen zu singen: sie bildeten mein höchstes Entzücken wenn ich auf dem Sopha lag und die Cigarette rauchte die Deine weißen Hände mir boten.

„Glaube nicht, dieß sei bloß geschrieben um Zeit zu gewinnen, das Schlimmste ist ja bereits gesagt. Nein, ich wollte Dir einen Abschiedsbrief geben der an die schöne unschuldige Rose erinnert welche Freundschaft heißt. Die Freundschaft ist offen, einfach, ehrlich und aufrichtig. Und mein Gewissen ist so leicht wie meine Börse heute Abend, denn ich weiß mit der vollkommensten Sicherheit daß Du Dich tröstest, und daß Du noch glücklicher wirst als Du bei mir warst, sobald Du nur den ersten herben Eindruck überwunden hast welchen die Arznei hervorbringt.

„Gestern Mittag war ich, um meine Geschichte systematisch beim Anfang zu beginnen, mit dem jungen Schweden zusammengetroffen welchem ich, wie Du weißt, einige neue Ansichten über Paris und das Leben im Allgemeinen beizubringen mich verpflichtet habe. Ich wollte ihn zu einer kleinen Vorstellung mitnehmen, aber er hatte keine rechte Lust dazu und ich ging allein. So lautete des Schicksals Gebot.

„Nun Louisanne, zeige Dich jezt würdig von einem Manne erzogen zu sein der ebensowohl ein Bruder als ein Liebhaber für

Dich war. Nichts würde mich mehr grämen als wenn Du in diesem Fall meine Hoffnung täuschtest — aber das thust Du nicht: ich hätte Dich sonst schlecht erzogen, und das ist unmöglich.

„Ich fand also, aus den Wolken zu meinen Füßen niedergefallen, eine unerwartete Fortüne. Und die Fortüne trug die Gestalt einer jungen Modistin aus der Provinz, die nach Paris gekommen war um einzukaufen. Ein Wort mehr würde Dich kränken und mich glauben machen daß ich nicht mehr ich selbst sei.

„Morgen früh um sechs führen mich dringende Geschäfte ganz in dieselben Gegenden wo diese Dame ihr Etablissement hält. Aber wenn ich eines Tags nach Paris zurückkomme, um meine medicinischen Studien in die Hand zu nehmen, so besuche ich Dich. Inzwischen lege ich Dir die Pflicht auf mit keinem Wort zu berühren was vorgefallen ist.

„Du bleibst natürlich in dem neugemietheten Zimmer so lange der Vertrag währt. Das Inventar behalte für immer — ich glaube daß es nahe genug beisammen ist.

„Zum Schluß einen Auftrag den Du gewiß ausführen wirst. Suche meinen schwedischen Freund im Palais Royal auf — den Plaz weißt Du — und sage ihm, das Einzige was ich wirklich bedaure sei daß ich unsere gemüthlichen Dispute und unsere ganze so angenehme Bekanntschaft so schnell abbrechen müsse. Es wird ihn nicht freuen. Der ehrliche Junge hatte mich lieb, aber was kann man machen? Zwischen Freundschaft und Liebe, zwischen Vernunft und Narrheit bleibt der Sieg immer auf Seite der Liebe und der Narrheit. Diese Maxime ist alt. Er mag verzeihen daß ich in diesem Wirrwarr kein neueres Princip aufstellen kann . . . ja noch eines: das Leben ist nichts anderes als eine Begegnung und ein Abschied. Möge er mir eine freundliche Erinnerung weihen wie ich ihm!

„Lebe wohl, mein ehemaliges Rosenwölkchen. Werde nie etwas

Anderes als ein gutes und in allen Dingen redliches Mädchen, wie du bisher warst. Das wird aufrichtig erfreuen deinen Alten

Poliveau.

Nachschrift.

„Du darfst meinem Schweden den ganzen Brief zeigen, damit er einen Blick in ein Stück Pariser Leben werfen kann das ohne alles Falsch und ohne alle Verstellung ist. Es wird ihn als Touristen interessiren."

Nach Durchlesung dieses Briefes ärgerte ich mich nicht mehr so sehr über Poliveau's Flüchtigkeit; er war offenbar dem jungen Mädchen ein guter Bruder gewesen und hatte sie, obschon er der französischen Lebensanschauung huldigte welche diese vorübergehenden Verbindungen gestattet, dennoch auf dem Weg der Sittlichkeit und Ehre erhalten wollen. Es kann lächerlich klingen, aber der Schritt von der Grisette, der hübschen kleinen Nähterin, die fleißig arbeitet und für ihre Liebe bloß — was ihr das Höchste ist — einen Spaziergang am Arme des Geliebten und ein mageres Mittagessen am Sonntag im Freien erhält — der Schritt von einem solchen anspruchslosen und in seiner Treue höchst ehrbaren Wesen bis hinab zu der glänzenden Buhlerin die Equipage und eine Theaterloge hat, ist unermeßlich. Die erstere nennt sich mit festester Ueberzeugung ein ehrliches Mädchen, während die leztere nur für die gesuchteste Dame ihrer Art gelten will.

„Mein Herr, gedenken Sie mich in Ihrer Zerstreutheit ganz zu vergessen?"

„O ich bitte tausendmal um Verzeihung."

„Nun, trösten Sie sich. Solche Dinge sind Ihnen neu. Die Studenten in Ihrem Land, das, wie man mir sagt, irgendwo zwischen Eisschollen und Bären liegt, haben vielleicht nicht ihre eigenen Haushaltungen?"

„Wenn es einen geben sollte der eine kleine Haushaltung in seinem Stübchen hätte, so hat er wenigstens keine Hausfrau die sie ihm besorgt. Sie sehen wohl, das ernste, kalte Schweden

ist nicht das heitere, warme Frankreich . . . Aber jezt um auf Poliveau zurückzukommen, so läßt sich das Geschehene nicht ändern, und sein richtiger Blick in Ihre kräftige Natur hat mich beruhigt."

„Er war ein guter und doch ein böser Mensch, mein armer Poliveau, aber ich will seine Hoffnungen auf mich nicht täuschen. Louisanne, pflegte er zu mir zu sagen, selbst wenn ich Geld genug hätte, statt daß ich mich mit Noth durchbringe, so würde ich Dir keine großen oder glänzenden Geschenke machen, denn dadurch würdest Du Sinn für die Eitelkeit bekommen, und die Eitelkeit, mein Kind, ist des Weibes Fall, die Arbeitsamkeit dagegen und Einfachheit und zierliche Sauberkeit sind ihre Ehre. Ich würde weinen, Louisanne, wenn ich Dich als ein gefallenes Mädchen sehen müßte, gefallen in Folge niedriger Anträge. Ja mein Herr, so sprach dieser strenge Mentor, und seien Sie überzeugt, ich werde mich so benehmen daß ich, wenn ich ihn eines Tages treffe, seinen Gruß annehmen kann."

„Sie werden ihm also ewig treu bleiben?"

„Ach mein Herr (sie lächelte mit einer entzückenden Schalkhaftigkeit), die Schweden müssen doch sehr zurück sein. Sollte ich dasitzen und mein ganzes Leben verseufzen? Ich bin erst achtzehn Jahre alt. Nein, ein Monat ist die Zeit die ich festgesezt habe um den Verlust meines Mannes zu beweinen — denn Sie begreifen, wir betrachten uns als Frauen. Wenn dieser Monat zu Ende ist, so werde ich meine Augen trocknen, mein schwarzes Kleid ablegen und eine neue halbe oder vielleicht ganze Ehe eingehen, denn Sie können überzeugt sein daß es mir an Anerbietungen zu Beidem nicht fehlen wird."

„Ich verstehe, Sie gedenken sich vielleicht im Ernste zu verheirathen?"

„Es ist ein junger Tapezirer da, der sich vor Entzücken nicht zu fassen wüßte, wenn ich mich im nächsten Monat Madame Rouget nennen lassen wollte."

„Dieß würde auch unsern Freund Poliveau sehr erfreuen. Ihre Stellung wäre dann gesichert, und es wäre außerordentlich angenehm eine Tasse Thee bei Madame Rouget trinken zu können."

„A la bonne heure! wenn der Monat um ist und ich ausgetrauert habe, treffen wir uns wieder, und dann wollen wir mit einander sprechen . . . aber eigentlich weiß ich nicht warum ich nicht mitunter ins Palais Royal kommen kann. Ich gehe oft mit meinen Blumen in dieser Richtung nach Hause, und wenn Sie nichts dagegen haben mich wieder zu sehen, so könnte ich Ihnen zwar allerdings Poliveau nicht ersezen, aber wir könnten von ihm reden, und so dürfte auch ich Ihnen über viele hundert Dinge Aufschluß geben."

„Ich nehme dieß mit tausend Dank an. Ich stehe bereits für eine außerordentlich angenehme Stunde in Ihrer Schuld, und ich würde diese Schuld nicht ungern noch größer werden sehen."

„Gut, dann ist es also ausgemacht . . . aber sagen Sie, sind Sie wirklich ein Schwede?"

„Mit Haut und Haar."

„Poliveau glaubte, Ihr Vater müsse ein Engländer und Ihre Mutter eine Deutsche gewesen sein, und sie hätten sich in Schweden niedergelassen."

„Warum das?"

„Weil Sie, sagt er, ein junger Philosoph aus deutscher Schule, aber ein alter Engländer an Schläfrigkeit sind, und . . . nein dieß Wort kann ich Ihnen nicht sagen, aber ich will es Ihnen übersezen."

„Ich bin Ihnen unendlich verbunden, Sie interessiren mich sehr."

„Ich sagte zu Poliveau: Nimm mich nur mit, so will ich Deinem schwedischen Freund eine Lection geben. Nun dieses Wort bedeutete daß es Ihnen an allem geistigen Aufschwung fehle. Sie hätten nicht eine einzige französische Idee, nicht eine

einzige französische Geberde, mit einem Worte nichts Anderes als ein schwerfälliges englisches Phlegma. Nun, Sie sind doch wohl nicht böse auf mich — ich will Ihnen denjenigen Theil Ihrer Erziehung vollenden helfen den man in Ihrem Lande nicht versteht."

„Sie sind eine einnehmende Fee. Aber gleichwohl fürchte ich, Ihre Arbeit möchte vergeblich bleiben."

„Gewiß nicht. Ohnehin war ich in Verlegenheit wegen einer passenden Zerstreuung über die Wittwenzeit. Später, wenn ich heirathe, kann ich nicht kommen. Deßhalb paßt alles zusammen. Und jezt können Sie, wenn es Ihnen beliebt, mich ein Stück Wegs begleiten und mir ein Glas anbieten, wenn Sie bei Kasse sind."

„Ich habe nur Ihre Erlaubniß abgewartet um mir diese doppelte Gunst zu erbitten."

VI.

Eine Ueberraschung und wieder eine.

Nachdem ich, wie ich hoffe, zur Zufriedenheit der künftigen Madame Rouget meine Aufgabe erfüllt und sie an ihrer Hausthüre verlassen hatte, um in der Einsamkeit ihres Dachstübchens ihren langen Wittwenstand anzutreten; nachdem sie mich ferner versichert hatte daß sie die Zerstreuung die meine unvollendete Erziehung ihr gewähre als eine Wohlthat betrachte, spazierte ich in ganz ernster Stimmung nach Hause und war der zukünftigen angenehmen Episode schon im Anfang überdrüssig.

Auch konnte ich den naiven Umgang der kleinen Louisanne nicht wohl als Ersaz für die geistreiche und lebhafte Conversation meines Freundes Poliveau betrachten. Es war mir ganz als wäre ich plözlich allein in Paris gelassen worden. Ich fühlte die ersten Symptome von Langeweile und Ueberdruß.

Man hat behauptet, nur gleichartige Figuren passen zusammen, ungleichartige Charactere lassen sich weder durch Liebe noch durch Freundschaft vereinigen. Dieß ist sicherlich falsch — das Gegentheil läßt sich eher beweisen.

Zwei electrische Körper stoßen einander zurück, entgegengesezte Pole dagegen suchen sich einander zu nähern. Ein wirklicher Freund muß eine Art Ergänzung für unser eigenes Ich sein. Er muß die Eigenschaften besizen die uns fehlen, und er muß sogar in einem gewissen Grad diejenigen entbehren die wir in hohem Grad besizen. Er muß, um ein kühnes Bild zu gebrauchen, hervorstehende Ecken haben wo wir Vertiefungen haben, damit, wenn das Verhältniß sich so gestaltet, das Band fest und die Vereinigung dauerhaft werde.

Alle diese gegenseitigen Mängel machten mir den Umgang mit meinem jezt verlornen Gesellschafter und Freund so theuer. Man denke sich daher meine angenehme Ueberraschung als ich bei meiner Heimkehr einen Brief mit seiner Unterschrift erhielt.

Er lautete wie folgt:

„Hier empfangen Sie noch ein Lebewohl, und vernehmen Sie die wahre Ursache warum ich eine Bekanntschaft abbrechen mußte die mir, wie Sie wissen, angenehm war.

„Sie erhalten jezt einen Eindruck von mir der von den übrigen verschieden ist. Aber ich bin heute nachdenklich und traurig gestimmt.

„Die Ursache ist die daß ich so eben von einer alten Tante einen Brief erhalten habe, dem zufolge der Gesundheitszustand meines Vaters zwar noch nicht hoffnungslos, aber doch höchst bedenklich ist und sich immer mehr verschlimmert.

„Ich muß also abreisen; aber hätte ich Louisanne den wahren Grund gesagt, so würde sie glauben, ich habe sie heimlich betrogen. Ich will also lieber den offenen Betrüger spielen, ohne es zu sein. So sind die Weiber. Für unsere Untreue oder

Saumseligkeit gibt es keinen andern natürlichen Vorwand als ein anderes Weib. Sie würden eher an irgend ein Wunder glauben, als daß man ihrer überdrüssig werden könne, ohne ein Weib gesehen zu haben dessen eingebildete Vorzüge diese Veränderung hervorgebracht hätten. Die Liebe ist ihnen die Hauptsache und das Einzige was sie verstehen.

„Louisanne ist ein hübsches, braves und reinherziges Mädchen. Ich habe sie sehr lieb; aber da ich, so oft ich sie auch verließ, dennoch die ehrliche Freiwerbung des hübschen Tapezirers um keinen Zoll vorgerückt fand, so hatte ich jedenfalls beschlossen sie einen undankbaren und anspruchsvollen Liebhaber verlieren zu lassen, damit sie statt seiner einen dankbaren und ehrlichen Ehemann bekäme.

„Es wird auch nicht lange anstehen bis es so kommt.

„Wenn ich mich nicht so innig für Sie interessirte, so würde ich mich jezt nicht mit einem Schreiben an Sie aufhalten.

„Paris ist eigentlich nicht der Ort wo Sie viel Vergnügen oder Nuzen finden können. Ihre national-öconomischen Studien können Sie überall treiben. Das Getöse, Gewirbel und Getümmel des hiesigen Lebens aber wird Sie niemals befriedigen . . . Ich habe Sie mit banger Müdigkeit die Länge dieser Straßen messen sehen, welche der Blick des Franzosen sehnsuchtsvoll durchfliegt. Warum wählten Sie Paris? Auch Deutschland und England sind nichts für Sie. Es gibt ein Land das alle Gemüthsarten befriedigen kann. In Italien werden Sie sich wohlbefinden, und vor dem nächsten Frühjahr geschieht nichts Merkwürdiges in Paris. Wenn Sie dann zurückkommen, werden Sie vermuthlich den Freund wieder finden der Ihnen jezt mit innigem Bedauern Lebewohl sagt.

Poliveau.

N. S.

„Natürlich gilt für Louisanne die Geschichte von der improvisirten Provinzialmodistin noch immer. Reden Sie manchmal mit

dem jungen Mädchen. Sie hat einen guten, natürlichen, obwohl ungeschliffenen Verstand."

Ich saß noch mit dem Brief in der Hand da und bedachte theils die neue pikante Wendung in dieser französischen Galanterie-episode, theils die Herzlichkeit meines Freundes Poliveau, daß er sich mitten in seinem Kummer und in seinen häuslichen Geschäften noch Zeit nahm an den Fremdling zu denken, als ich den Besuch eines Landsmanns erhielt.

Herr B., der schon einige Zeit in Paris war und nach Kaufmannsmanier Alles im Flug betrachtet hatte, wollte jezt irgend anderswo hingehen und suchte mich zu überreden ihm Gesellschaft zu leisten. Aber er wollte durchaus Paris schon am folgenden Tag verlassen.

„Ins südliche Frankreich also," sagte ich, „und dann auf einige Zeit nach Italien."

„Ganz recht."

„Aber ich brauche noch einen Tag."

„Auch gut."

Und so befand ich mich mitten in dem Plan den ich noch kaum hatte recht auffassen können, der mir aber doch stets als ein passendes Ziel vorgeschwebt hatte und durch Poliveau's Rath noch viel reizender wurde. Aber von den Vorlesungen wegzureisen, während sie eben begannen? Vielleicht hätte ich nicht so eilen sollen. Doch hatte ich nicht schon genug gehört, um zu finden daß diese Vorlesungen meinen Erwartungen nicht entsprachen? Die größten Genies, die kühnsten Denker, die freiesten Geister sind in der Verbannung oder im Gefängniß zum Schweigen gebracht. Man kann ihre Ideen nur aus ihren Schriften schöpfen die in den für die Presse weit freieren Zeiten der Monarchie gedruckt worden sind. Allerdings sind noch talentvolle Lehrer vorhanden, aber ihre Vorträge haben ein sichtliches Gepräge von Zwang und ängstlicher Vorsicht. Sie suchen durch Wortspiele, wizige Wendungen und scharfe Distinctionen zu amüsiren; aber

sie wagen es nicht mehr durch freie Ergießungen eines kräftigen Geistes hinzureißen. Diese Betrachtungen beruhigten mich wieder in Betreff der plözlichen Abreise.

Am folgenden Abend schrieb ich an Louisanne.

„Ihr Geliebter wurde Ihnen von einer Modistin entführt, Ihr neuer Freund wird es von einem schwedischen Touristen. Wenn Sie von diesen Zeilen Notiz zu nehmen belieben, ist er bereits unterwegs nach Italien.

„Sie können sich leicht vorstellen, mein Fräulein, daß ich mit tiefem Bedauern den neuen vortrefflichen Anschauungen entsage die ich durch einen fortgesezten Umgang mit Ihnen gewonnen haben würde; aber ich kehre bald zurück, und dann werde ich mir die Freiheit nehmen Madame Louisanne Rouget aufzusuchen u. s. w."

Und so war seit Poliveau's Reise nur ein einziger Tag verflossen, bis ich selbst, beinahe ohne an diese lezte Ueberraschung glauben zu können, mich wirklich auf dem Weg nach dem Lande befand nach dessen Luft, Erinnerungen und Kunsterzeugnissen fortwährend so manche sehnsüchtige Seufzer ausgesandt werden.

Meine Abreise kam übrigens meinem alten Religionslehrer, Pfarrer Bergvall, sehr zu statten, denn er traf bald darauf in Paris ein und erhielt bei der schwedischen Familie mein Zimmer, wo er nach mehrmonatlicher qualvoller Abzehrung endlich seine Erlösung aus den schweren Banden begrüßte.

VII.

Umrisse der Reise zwischen Paris und Genua.

Am 8. November verließen wir Paris und fuhren auf der Eisenbahn nach Chalons. Ueber diese wie über andere Eisenbahnfahrten habe ich wenig zu sagen. Die Eisenbahnen sind im Allgemeinen höchst prosaisch und einförmig, wenn man nicht auf irgend ein schreckliches Abenteuer stoßt, wie z. B. als im Tunnel bei *** zwei Züge auf einander geriethen und einander gänzlich zerrieben, so daß kaum ein Mensch übrig blieb, um einem erblassenden Zuhörer von den romantischen Schaudern zu erzählen die bloß einem Eisenbahnfahrer vorbehalten sind, wenn er gerade hineingerathen muß.

Chalons ist eine kleine Stadt die nichts zu besitzen scheint um dessenwillen ich die Kürze meines Aufenthalts bedauern könnte. Wir blieben bloß eine Nacht und einen Morgen, um das Dampfboot nach Lyon zu erwarten. Man fährt nach Lyon die Saone hinab auf langen schmalen Dampfbooten die hauptsächlich für Waaren berechnet und folglich für Passagiere höchst unbequem sind. Aber für physisches Unbehagen erhält man einen Ersaz durch die Schönheit der Ufer und den Genuß den sie jedem offenen Sinn gewähren. Der Anblick von Lyon erinnert, wenn man die Saone herabkommt, auf überraschende Weise an Stockholm von der Mälarseite her. Ein Theil von Lyon ist nämlich terrassenförmig auf einen hohen Bergrücken gebaut welcher der Südervorstadt gleicht, und der majestätische Fluß hat eine Breite wie der Mälar an mehreren Stellen zwischen den Scheeren. Auf gewisse Art gibt es sogar im Fluß selbst eine Art von Scheeren. Er verzweigt und vertheilt sich an mehreren Orten, auch enthält er kleine Inseln auf welche man Wohnungen der phantastischsten Art gebaut hat.

Alle möglichen Baustyle sind hier vertreten. Die einen gleichen grauen Ruinen aus dem Mittelalter, andere freundlichen weißen italienischen Villen, Schweizerhütten, chinesischen Pagoden und byzantinischen Tempeln.

Im Hintergrund und auf den Seiten präsentirt sich die Stadt selbst, in stattlicher Höhe diese lieblichen kleinen Wohnungen umschließend welche Jugendschwärmereien der ernsten und fleißigen Stadt zu sein scheinen . . . Ueber Lyon und die Rhone bis Avignon an einem andern Ort [1]).

In Avignon verweilten wir uns nicht lange. Ich konnte seine Ruinen und Antiquitäten nur im Fluge erfassen. Bei einem Spaziergang um die kleine Stadt betrachtete ich jedoch mit einer gewissen Regung von Neugierde die hermetisch verschlossenen Fenster in gewissen Häusern, die niedrigen Mauern um einen düstern Klostergarten und dergleichen mehr, was an einen Aufenthalt der Päpste während ihrer babylonischen Gefangenschaft erinnert.

Von Avignon nach Marseille die Eisenbahn.

Ueber Marseille wäre viel zu sagen, wenn mir die Sache nicht zuwider wäre. Es herrscht da eine entsezliche Sittenverderbniß, zehnmal ärger als Alles was ich in Paris gesehen habe, und in den Gasthöfen wird man auf das Erbärmlichste geschnellt. Das einzige Schöne was ich in architectonischer Beziehung sah, war das Innere des Café turc, dessen Einrichtung 80,000 Franken kostete, obschon das Local nur aus einem einzigen Saale besteht, aber aus was für einem Saale!

Er ist beinahe drei Stock hoch und hat eine prächtige Kuppel die auf freistehenden Pfeilern ruht. Abends, wenn die Gasbeleuchtung sich in einem außerordentlichen Luxus an Spiegeln, Vergoldungen und Purpursammt brach, wenn man ein ver-

---

[1]) Zwei Skizzen: der Wintergarten in Lyon und der Corsar auf der Rhone sind dem Verfasser nebst verschiedenen andern Aufzeichnungen bei einer Landung verloren gegangen.

worrenes Gemurmel von hundert Personen in wenigstens zwanzig Sprachen hörte, wenn man türkische und armenische Costüme neben dem Pariser Frack, der Seemannsjacke und der Arbeiterblouse sah, da versöhnte man sich mit dem Aufenthalt in einer Stadt, welche sonst, wie Hamburg, dem Kunstsinn [redacted] gar nichts bot.

Nach achttägigem Aufenthalt in Marseille reisten wir nach Toulon. Der Weg geht unaufhörlich über Abgründe. Die Aussicht durch die Diligencefenster war neu. Es war Abend. In der Dämmerung sah man rings umher grüne Hügel aus einer Grundfläche von geringem Areal steil zu einer oft bedeutenden Höhe hinansteigen. In der Ferne Bergspizen, je nach dem Abstand und der verschiedenen Beleuchtung in blauen, grauen und violetten Schattirungen wechselnd. Allmählig wurde die Dunkelheit immer tiefer, und die Landschaft wurde ein Gemälde, in der bekannten Manier Grau in Grau gemalt.

Toulon ist eine düstere und finstere Stadt. Schmale, schmuzige Straßen. Statt eines Marktes kleine Pläze welche selten die Größe des Ochsenmarktes erreichen, mit Bäumen bepflanzt deren schwindsüchtiges und mattes Aussehen die Düsterheit nur noch erhöht, ohne den angenehmen Eindruck hervorzubringen welchen sonst ein Baum oder eine Blume in einer Stadt macht, indem sie mitten unter künstlichem Zeug an die Natur erinnern. Jeder von diesen kleinen Märkten hatte überdieß einen Brunnen, aber auch diese litten an der Schwindsucht. Das Wasser sprudelte nicht in schimmernden und funkelnden Strahlen, sondern floß träge und wie gefroren aus dem Rachen eines unförmlichen Fisches oder dem Weinkrug einer monströsen Nymphe.

Die Werfte, das Arsenal und die Modellkammer wurden in Augenschein genommen, aber was man da sah, machte keinen Eindruck welcher die Unheimlichkeit des Ganzen minderte. — Von

Toulon ging's nach Nizza, dieser Lieblingsstadt der lebendig Todten, der lezten Zuflucht um dahinschwindende Kräfte festzuhalten. Wer kennt sie nicht, wer hat nicht schon Beschreibungen von ihr gehört oder gelesen? In Genua legten wir uns auf mindestens einen Monat ins Quartier. Aber von Genua, seinen Sitten und seiner Bevölkerung besonders [1]). Ich gebe hier bloß einige Stücke aus dem Tagebuch.

Also in Italien!

In Paris, dem Mittelpunkt des sogenannten frischen und fröhlichen Lebens, fühlte ich mich nicht sehr erwärmt oder belebt. Ich versuchte zu studiren was ich sah, aber ich bewunderte sehr wenig und enthusiasmirte mich für gar Nichts. Ich verließ Paris ohne Bedauern und werde es ohne Sehnsucht wiedersehen. Wenn ich von dem Entzücken nichts erfuhr das man sonst in Paris empfinden soll, so liegt die Schuld vermuthlich darin daß ich unempfänglich für das Leben bin welches auf den Schwingen des Sturmes kommt, in allen Gesichtszügen, in allen Pulsschlägen wühlt und über die Zeit, die Menschen und Ereignisse mit einer Hast dahinrollt, welche macht daß man sich beständig auf Revolutionen gefaßt hält. Wenn eine solche jezt wirklich zu erwarten ist, so thäte es mir doch leid daß ich weggereist bin. Aber nein, wie wohlthuend liegt nicht Italien mit seiner herrlichen Luft vor mir! Seine armen Völker, die beständig nach Einheit und Freiheit streben, besizen bereits meine Sympathien, die mein früheres Interesse für die Franzosen verwischt haben, welche nach einem Ausspruch Macchiavells weder den Druck ertragen, noch ihre Freiheit behaupten können. (ganz wahr!)

1. Dez. Der Materialismus beschwert Italien ganz und gar nicht — man ißt einfach, zuweilen gesünder und bedeutend

---

[1]) Auch diese Skizze wird vermißt.

billiger als in Paris. Auch wird man nicht von diesen fabelhaften Speisezetteln belästigt womit die französischen Gasthöfe prunken, ohne daß sie ihren Inhalt zu liefern vermöchten. Das Eigenthümliche bemerkte ich jedoch daß die Maccaroni, die als die vornehmste Speise Italiens gelten, bloß in Reisebeschreibungen, Romanen und Speisezetteln üblich sind. Eine sehr widerwärtige Suppe, bestehend aus einer Masse kleiner Mehlklöse die mit Fleischbrühe befeuchtet sind, schien ein Leibgericht zu sein.

Abends besuchte ich das Theater St. Augustin, das ursprünglich ein Kloster war, dann eine Kirche, später ein Opernhaus und eine dramatische Scene wurde. Der Marquis von Letorière wurde von einer französischen Truppe aufgeführt. Diese Truppe hatte mehrere wirklich ausgezeichnete Schauspieler, auch sollen zwei ihrer Mitglieder vom Théâtre historique in Paris (dem Dumas'schen Theater) sein, dessen Personal so ausgewählt war, daß nach seiner Auflösung eine Statistin die Primadonna an einem Theater in Marseille wurde.

2. Dez. Fußwanderung auf dem Weg nach Toscana mit einem Vorrath von Käse, Brod und Obst in der Rocktasche. Angenehmer Tag.

3. Dez. Regenwetter. Daheim und Mazzini studirt. Er ist ein vortrefflicher Schriftsteller, der es versteht die Ideen der Neuzeit in die einfache und edle Sprache der altrömischen Beredsamkeit zu kleiden.

4. Dez. Spaziergang auf Acqua sola, Genua's erster Promenade. Das Wetter war herrlich, milde Luft, glänzender Sonnenschein, blühende Rosen und Nelken, Cypressen, Lorbern und Weiden mit dunklem Grün, blauer Himmel ohne einen einzigen Wolkenfleck. Promenirende Damen in elegantem Costüme, mit dünnen Mantillen über die Schultern und langen weißen flatternden Schleiern, die vom Scheitel hinabhängen und Stirne, Schultern und Arme mit ihrem luftigen durchsichtigen Flor bedecken; nacktbeinige Kinder in zierlichen Phantasietrachten, zerlumpte Bett-

ler auf den Bänken sich sonnend oder mit einer Art Damenspiel mit kleinen schwarzen und weißen Steinen sich die Zeit vertreibend. Voilà!

5. Dez. Post und Briefe. Mazzini wurde auf angenehme Art abgelöst. Am Abend sah ich den vierten Theil von Monte Christo. Er wurde hier vollständig in einer Serie von vier Abenden gegeben. Der Luxus an Decorationen und Costümen ist groß, die Ausführung meisterhaft. Dumas würde sich selbst gefreut haben, wenn er gesehen hätte wie würdig seine früheren Künstler die Ehre des Meisters aufrecht hielten.

6. Dez. Die Nachricht von Napoleons Staatsstreich ist eingetroffen. Wie konnte ich wohl glauben daß eine Revolution wie eine Theatervorstellung am festgesezten Tag und zur bestimmten Stunde aufgeführt werden sollte? Ach warum habe ich jezt Paris verlassen?

7. Dez. Hier in Genua befindet sich das Volk in fieberhafter Aufregung. Man schlägt sich um die Journale. Um zwölf Uhr wurde eine democratische Zeitung angeklebt, das lezte Bülletin von Paris. Das Volk drängt sich an diese Anschläge, liest und macht seine Glossen. Man singt die Marseillaise und wünscht, die Republik möchte Stand halten und die Monarchisten möchten die Gelegenheit nicht benüzen, um im orleanistischen oder legitimistischen Sinn eine Diversion zu machen.

Am 12. fahre ich mit meinem Reisegefährten nach Rom.

VIII.

Ein Paar Federzüge über Weihnachten in Rom.

Rom — ich habe also meinen Einzug in diese Stadt der großen Vergangenheit gehalten und bereits empfinde ich daß meine Eindrücke hier von tiefer Wirkung sein werden. Ich habe be-

reits Scandinavien in Rom kennen gelernt, d. h. das Café Africano, den Sammelplaz der nordischen Künstler, besucht; aber hievon erst wenn ich einst Abschied von Etwas nehmen muß was ich bereits zu lieben angefangen habe: dann komme ich auf Scandinaviens Künstler zurück.

Weihnachten wurde nicht am Christabend, sondern am Christtag mit einem Feste gefeiert dem etliche fünfzig Scandinavier anwohnten, worunter auch Frauenzimmer. Es wurden Toaste ausgebracht und eigens hiezu gedichtete Lieder gesungen. Auch an Christgeschenken fehlte es nicht. Ich fand das Alles unendlich fad und langweilig, bis die Frauenzimmer und ein größerer Theil der männlichen Gesellschaft — versteht sich die Nichtkünstler — sich zurückzogen, worauf man bei einer unerhörten Masse von Ovietoflaschen lebhafter, freier und vertraulicher zu sprechen begann. Es ist ein Glück daß die römische Polizei nicht scandinavisch versteht.

Am Christabend selbst dagegen, zur selben Zeit wo wir in der Heimath uns um den Theetisch sammeln, lag ich in meinem Fenster und lauschte dem Geklingel und Gebimmel der Kirchenglocken. Etwas melancholisch nahm ich meinen Hut und ging hinaus. Ich schweifte ungefähr eine Stunde auf den Straßen herum wo eine ungewöhnliche Stille herrschte, obschon eine Masse Volks auf den Beinen war. Darauf ging ich in die Kirche Santa Maria Maggiore, wo der Papst die Messe las. Die Kirche (dem Rang nach die zweite in Rom) war prächtig beleuchtet und überreich decorirt. Das Ganze war ein unterhaltender Wirrwarr von französischen und päpstlichen Uniformen, Priestern und Mönchen von allen Farben, schwarzen Fräcken, Damen in glänzenden Toiletten, zerlumpten Betteljungen und Landvolk in braunen Wollmänteln. Ueberall Gezische, Gelächter, Gähnen, schmachtende Blicke, Püffe, halbunterdrückte Flüche, Seufzer und Thränen, inspirirte Gesichter, höhnisches Lächeln, Gemarkte um einen Plaz an einem Pfeiler, ein Paar Jungen die mit Stecknadeln zwei

Priester zusammenhefteten, der Papst, die Cardinäle und das Christusbild in feierlicher Procession durch die Masse ziehend, und das einförmige, einschläfernde Geleier der messelesenden Priester. Doch ist es angenehm die Sache einmal mitgemacht zu haben.

IX.

Wanderungen in Rom.

Es gibt bestimmt in der ganzen Welt keine Stadt wo man so viel flanirt wie in Rom. Ueberall sonst sieht man es den Menschen denen man auf der Straße begegnet an, daß sie in Geschäften, in mehr oder weniger wichtigen Angelegenheiten aus sind — hier dagegen zeigen Mienen, Blicke, Gang und alle Bewegungen der Vorübergehenden daß sie ohne bestimmten Zweck herumgehen und es dem Zufall überlassen ihnen einige Beschäftigung, d. h. Zerstreuung zu verschaffen.

Aber welche andere Stadt als Rom hat dem Wanderer ein so tiefes und großartiges Interesse zu bieten! Leute die zwanzig Jahre da wohnten und beinahe täglich ausgingen um zu bewundern und zu studiren, haben mich versichert daß sie noch immer viel zu sehen hätten. Man würde es nicht glauben wenn nicht so viele in dieser Aeußerung übereinstimmten.

Aber man bedenke daß Rom in seinen Mauern so viele Kirchen zählt als das Jahr Tage, und daß unter diesen Kirchen nicht eine einzige ist die nicht irgend ein merkwürdiges Kunsterzeugniß enthielte, während die meisten in ihren Capellen kostbare Kunstschäze verwahren. Und alle diese Paläste mit ihren Sammlungen, von denen ein einziges Zimmer ein ganzes Museum aufwägt, mit ihren prächtigen Façaden und Höfen, Bogengängen und Seitenhallen! Und alle diese Fontainen mit ihrer sinnigen Abwechslung in Gruppirung und Form! Jeder Fleck,

jeder Punkt zeigt dem aufmerksamen Blick irgend eine verborgene Schönheit, erinnert an irgend ein Ereigniß. Ueberall Ruinen mit denen die Weltgeschichte verknüpft ist, Ruinen wo jeder Stein nicht bloß dem Antiquar und Künstler, sondern auch dem Geschichtschreiber, Philosophen, Dichter, ja jedem denkenden Menschen Stoff zu Betrachtungen liefert.

Ich will nicht sagen daß man in Rom dieses beständige Betrachten und Ueberlegen nicht auch übertreiben könne, besonders wenn man Hang zu einem contemplativen und beschaulichen Leben hat. Man wird auch von der Indolenz und Trägheit der Einwohner angesteckt. Ich habe manchen auf irgend einem herabgefallenen Steinblock im Coliseum oder in der Constantinskirche sizen und aufmerksam den Boden vor sich betrachten sehen, gleich als wäre es ein raphaelisches Gemälde oder ein antikes Basrelief. Im Allgemeinen bemerke ich wie solche Leute jeden neuen Gegenstand lange betrachten, nur allmählig den Blick von einem Punkt auf einen andern wenden und den Genuß des Anschauens bis ins Unglaubliche verlängern. Es ist dieselbe Erscheinung die man bei den Gastronomen beobachtet. Man könnte die entsprechende Vergleichung zwischen einem Gourmand und einem solchen Reisenden anstellen der Rom eine Woche lang besieht, mit seinem Guide in der Hand von einem Plaz zum andern stürzt und jedem Gegenstand nur einen Blick schenkt.

Aber um zu den römischen Flaneurs zurückzukehren, so kann man einen solchen gleich auf den ersten Blick erkennen.

Die hauptsächlichsten Merkmale sind folgende:

Er geht immer nachläßig gekleidet. Die Tracht mag übrigens elegant oder geschmacklos, kostbar oder bescheiden, prunkend oder einfach, modern oder phantastisch sein, sicher ist daß die Kleider nachläßig angelegt sind und nachläßig getragen werden. Dieß kommt daher weil der Flaneur sich nicht im Mindesten darum kümmert was die übrige Welt von ihm denkt: er ist sich bloß seiner eigenen Gedanken über die äußere Welt bewußt.

Er raucht meistens, weil Nichts so sehr wie das Rauchen ein solches Denken ohne bestimmtes Ziel begünstigt und dazu beiträgt die Seele in einer gewissen, selbstzufriedenen Ruhe zu erhalten.

Sein Blick ist eigenthümlich genug. Es liegt darin Gleichgiltigkeit und Neugierde zugleich. Er gleitet leicht über Dinge weg welche die Aufmerksamkeit gewöhnlicher Leute anziehen, und heftet sich hartnäckig auf die scheinbar unbedeutendsten Dinge. Wenn ihr ihn ansehet, so betrachtet er euch mit einer ruhigen, vornehmen Gleichgiltigkeit, gleich als ob ihr einer andern Welt angehörtet als er.

Der Gang ist langsam, gleichgiltig, ungleich, wie zögernd. Hievon müssen die Fälle ausgenommen werden wo der Flaneur die äußerste Kante des Trottoirs oder die Reihe großer Steine die mitten in den Straßen liegen einzuhalten sucht.

Aber jezt dürfte genug von dem Flaneur gesagt sein, besonders da man leicht noch öfters auf ihn zurückkommen könnte.

Von dem großen Raum welchen Roms Mauern in sich schließen ist kein Drittel ordentlich angebaut. Sowohl nach Westen als nach Osten und Süden kann man lange Gegenden und Strecken durchwandern die zu Küchengärten und Rebenpflanzungen angewandt werden, und wo man höchst selten ein einzeln stehendes Haus, eine Osteria, eine Kirche oder eine Villa antrifft, denn viele Villen liegen hier innerhalb der Stadtmauern.

Wenn man die tiefen Hohlwege hinangeht die in diesen Strecken zwischen dichten Hecken hohen Gebüsches hinführen, wenn man sich selbst allein auf dem Wege erblickt und die Stille selten von einem fernen Ton unterbrochen wird, muß man sich weit draußen auf dem Lande glauben, wo man mehrere Meilen bis zur nächsten Stadt hätte. Wenn man dann nach einer Wanderung von einer halben oder ganzen Stunde auf eine Hohlmauer mit Zinnen und Schießscharten, Wachthürmen und gewaltigen Thoren stößt vor welchen ein Trupp Soldaten auf der

Wache steht oder im Sonnenschein seine Glieder dehnt, so geschieht es wohl manchmal daß man sich mit einer gewissen Verwunderung nach einer Stadt umsieht welcher diese Mauern Schuz gewähren. Und ist das Glück gut, so dürfte man weit hinter diesen einsamen Weingärten eine gewaltige Kuppel oder einen jener viereckigen Thürme entdecken an denen Rom so reich ist, und die hoch über die dazwischen liegenden Gegenstände emporragen.

Das ganze Leben der Stadt scheint in den nördlichen Theil zusammengedrängt. Von der Piazza del popolo, die am weitesten nördlich liegt, zweigen sich drei lange Straßen aus welche gleichsam die Pulsadern Roms ausmachen. Sie bilden mit einander einen sehr spizen Winkel und umfassen daher Anfangs wenig Raum, innerhalb dessen jedoch eine weit größere Lebendigkeit herrscht. Da wo die Via Condotti die drei Straßen winkelrecht gegen die mittlere durchschneidet, hat das Leben und der Verkehr seinen Gipfelpunkt. Je mehr die drei Straßen sich dann von einander scheiden und größere Räume umfassen, um so enger und krümmer werden die dazwischen liegenden Gassen, um so düsterer und verlassener der Stadttheil.

Wo der Corso endet, hört alles Leben auf. Man kommt zuerst an die Ruinen, an das Forum und Coliseum, sodann beginnen Weinfelder und Gärten. Oestlich von der Via Babuino und ihren Fortsezungen verhält es sich eben so. Westlich von der Via di Ripetta fließt die Tiber, auf deren anderem Ufer die Peterskirche, der Vatican und die Engelsburg zuhöchst im Norden zusammengedrängt sind, während nur einige wenige verfallene Häuser in dem übrigen Raum zwischen den Mauern und dem westlichen Ufer zerstreut liegen.

Wenn jezt die Bevölkerung Roms in einem handgreiflichen Mißverhältniß zu dem Umfang der Stadt steht und von einer unglaublichen Höhe (vier Millionen) auf ungefähr 140,000 herabgesunken ist, so hat die Siebenhügelstadt doch in einer andern Beziehung merkwürdig gewonnen. Außer den sieben weltberühmten Hügeln

umfassen ihre Mauern jezt noch acht. Diese acht Hügel werden in natürliche und künstliche eingetheilt. Erstere sind drei an der Zahl: Monte Gianicolo, von welchem in der ältesten Geschichte Roms die Rede ist, Monte Pincio, die vornehmste Promenade, und der Vatican, eigentlich eine Kette von Hügeln. Die fünf künstlichen Hügel sind aus Ruinen verfallener Häuser entstanden die sich im Lauf der Jahrhunderte mit Erde und Gras bedeckt haben. Der bekannteste ist der Monte Testaccio, welcher, wie behauptet wird, aus einer Masse zerschlagener irdener Gefässe und andern Hausgeräthe besteht die während und in Folge der Plünderung der Barbaren dahin geworfen wurden. Man könnte an die Möglichkeit solcher Hügel kaum glauben, wenn man nicht wüßte daß das ganze gegenwärtige Rom auf den Trümmern und dem Schutt des frühern ruht. Man spaziert jezt zehn bis zwanzig Fuß über der alten Stadt, und nur da und dort entdeckt man eine Ruine, irgend ein großes Monument das, wie die ausgegrabenen Glieder einer halbbeerdigten Riesenleiche, aus dem Boden emporragt.

Rom ist in mehreren Richtungen von breiten und geraden Straßen durchkreuzt, die einen außerordentlichen Reichthum an schönen Aussichten gewähren. Im Hintergrund zeigt sich gewöhnlich ein Markt und mitten auf demselben ein Obelisk, eine Säule oder irgend ein anderes Monument. Für solche Aussichten scheint man hier mehr gesorgt zu haben als an jedem andern Ort. Der stattliche Obelisk auf der Piazza del popolo präsentirt sich in gleicher Weise auf jedem Punkt der drei Straßen die zu dem Markt führen. Auf einem Punkt wo diese drei Straßen von der Via Condotti durchschnitten werden, hat man überdieß die prachtvolle Aussicht auf die Piazza di Spagna mit ihrer Fontaine, der sich darüber erhebenden majestätischen Treppe, und im Hintergrund, oben auf dem Hügel, auf die Kirche Trinita di Monte mit ihren beiden Thürmen und dem Obelisk auf dem offenen Plaz vor dem Tempel. Derselbe Obelisk zeigt sich auch von der Via Frastina

und der Via Felice her. Geht man diese lezte Straße wieder gerade hinab, so kommt man an eine der prächtigsten Wegscheiden in der Welt. Zwei Straßen durchschneiden sich hier winkelrecht und bieten nach allen vier Seiten eine herrliche Aussicht. Der Plaz hat den Namen Quattro fontane erhalten, von den vier Fontainen welche die Ecken schmücken und von eben so viel liegenden Flußgöttern bewacht sind. Man steht auf einem erhöhten Punkt und die Straßen neigen sich nach allen Seiten hinab. Hinter sich hat man jezt die Kirche Trinita del Monte und ihren Obelisk. In gerader Richtung weiter liegt Santa Maria Maggiore und mitten davor steht ein Obelisk von Granit. Hinter demselben sieht man nichts Anderes als den blauen Himmel. Rechts eine ähnliche Aussicht. Auch da steht ein Obelisk und auf beiden Seiten desselben zwei colossale Marmortreppen. Der Plaz welchen sie schmücken ist der Monte Cavallo und daneben ragt der quirinalische Palast empor. Rechts ist die Aussicht verschieden: der Hintergrund wird von der Porta Pia gebildet und nach dieser kommt die Campagna.

So sieht es jedoch nicht überall aus. Auf dem rechten Tiberufer und in der Gegend der Piazza Navona findet sich nichts anderes als kleine, düstere, enge, krumme und schmuzige Gäßchen die mehr von dem flackernden Schein der Lampen vor den Madonnenbildern als von den rothgelben Flammen der sparsamen Laternen erhellt werden, wenn man überhaupt da von Helle reden kann. Die Häuser sind hier im Allgemeinen verfallen, Hemden und Bettwäsche hängen vor den Fenstern zum Trocknen heraus, die Straßen werden nur auf Ostern und Weihnachten gekehrt. Etwas so Stinkendes und Abscheuliches wie das Ghetto der Juden, das einzige Viertel wo sie wohnen dürfen, wird wohl kaum in Neapel zu finden sein.

Die Unsauberkeit, die hier im Allgemeinen herrscht, in Verbindung mit der Malaria und den feuchten Tibernebeln, würde die Bevölkerung schnell decimiren, wenn Rom nicht von zwei

Dingen begünstigt würde: einem reichen Zustrom frischen Wassers und beständig wechselnden Winden.

Die Menge von Wasserleitungen, Bassins, Fontänen, Springbrunnen u. s. w. ist wahrhaft erstaunlich. Man mag sich in der Stadt befinden wo man will, so braucht man nicht viele Schritte zu gehen bevor man seinen Durst mit dem frischesten, klarsten Wasser befriedigen kann. Die alten Könige, welche wußten welcher Sinn für Reinlichkeit bei ihrem Volke sich vorfand, begannen in guter Zeit Cloaken und Brunnen zu bauen. Später haben Consuln, Kaiser und Päpste ihr Werk fortgesezt. Die ganze Campagna ist voll von langen Aquäducten die theilweise zerfallen, theilweise auch in voller Wirksamkeit sind. Auf jedem freien Plaz innerhalb der Stadtmauern ist wenigstens eine einzige Fontäne wo das Wasser in einem nie versiegenden Strahl hervorsprudelt oder wie eine Cascade über Felsblöcke herniederbraust. Die Fontana di Trevi ist weit und breit berühmt durch ihren außerordentlichen Reichthum an brausenden Wassern, die sich in einer ungeheuren durchsichtigen Scheibe unter einem prachtvollen Monument hervorwälzen, sodann in das Bassin hinabstürzen, zermalmt werden und in Milliarden schimmernder Tropfen aufsprizen. Es ist ein Getöse wie bei einem Wasserfall und bei Nacht hört man es mehrere hundert Schritte weit.

Wenn die Römer wenig von all' diesem Wasser für ihre Toilette verbrauchen, so scheinen sie es doch als Getränke vollkommen zu würdigen. Um jede Fontäne drängt sich gewöhnlich eine Masse Volks, um in Eimern oder in diesen classischen Gefässen welche die Italienerinnen mit so vieler Anmuth auf dem Kopfe zu tragen wissen, Wasser zu schöpfen.

Einige Jungen sind gewöhnlich auf die Tritonen, Sphinxe, Seepferde oder was die Figuren alle vorstellen welche die Fontänen schmücken, hinaufgeklettert. Einen Arm um den Hals des Ungeheuers geschlungen, suchen sie mit ihrem Mund den Wasserstrahl aufzufangen der aus seinem Schlunde springt. Bei diesem

Manöver bekommen sie zwar selten viel zu trinken, aber statt dessen werden ihre Gesichter von dem Strahl übersprudelt und manchmal taumeln sie, geblendet von dem brausenden Schaume hinab. Aller Wahrscheinlichkeit zufolge bildet dieß zugleich ihre Toilette für den Tag.

Geht man auf den Corso hinaus, so könnte man sich möglicher Weise in jeder andern Hauptstadt Europa's glauben. Die Häuser sind im Allgemeinen zierlich und schön, aber von ganz gewöhnlichem Styl, mit Ausnahme von zehn oder zwölf Palästen zu denen man kaum anderswo Seitenstücke finden dürfte. Die Kirchen stehen hier auch nicht so dicht wie überall sonst. Wenn ich mich recht erinnere, kann die Straße nur mit fünf, höchstens sechs prangen. Dieß sind jedoch vergleichungsweise Kleinigkeiten. Was dem Corso eigentlich einen mehr europäischen, civilisirteren und moderneren Character gibt als die andern Straßen besizen, das sind die Leute die sich darauf zeigen. Sie gleichen im Allgemeinen denen die man auf den Straßen von Paris, Berlin oder Stockholm zu sehen bekommt und sind mehr oder weniger nach französischer Mode gekleidet, mit schwarzen Hüten und weißen Handschuhen. Sie spazieren auf den Trottoirs umher und betrachten sich selbst oder die Buden. Kurz und gut, sie sehen ganz wie gewöhnliche Leute aus und sprechen englisch, deutsch, französisch, alles, nur nicht italienisch. Was die Buden betrifft, so sind sie ziemlich elegant und in den Schaufenstern sind französische Puzsachen und andere ausländische Waaren aufgestapelt. Man glaubt da eine Spur von industriellem Leben wahrzunehmen, aber dieß ist nur Schein: diese Waaren werden mit klingender Münze bezahlt, nicht mit des Landes eigenen Producten [1]). Auch

[1]) Roms einziger Ausfuhrartikel besteht aus Erde, Lumpen und Antiquitäten. Porzellanerde wird in Rom geholt und in ferne Länder geführt: man macht einen vortrefflichen Kitt daraus. Auch wird eine Menge Lumpen exportirt womit man im Winter empfindliche

sind es bloß Reisende und vermöglichere Personen die in den Genuß derselben kommen. Das Volk muß sich mit den Erzeugnissen der eigenen Landesfabriken begnügen die unglaublich schlecht sind. Sonst sieht man im ganzen übrigen Rom kaum einen einzigen Laden in demjenigen Sinn den wir dem Worte zu geben gewöhnt sind. In schmalen, finstern Gelassen werden einige Artikel verkauft, wie z. B. Schuhwerk und elende Kleidungsstücke, Steingut und einfache Glaswaaren, einfaches Hausgeräthe und irdene Gefässe. Wer eine Werkstätte besizt, verkauft in dieser. Die Meisten lassen sich auf den Trottoirs oder auf hölzernen Bänken nieder welche sie auf den Markt stellen. Aber auch hier sind es hauptsächlich die Fremden und die reicheren Leute die Etwas kaufen. In ärmeren Familien sucht man sich selbst zu helfen und macht wo möglich Alles im Hause. Dabei kann von einer vernünftigen Eintheilung der Arbeit und ihrem wohlthätigen Einfluß nicht die Rede sein.

Wenn man sich von dem neuen Corso nach dem antiken Forum und seinen Umgebungen begibt, kommt man als eine Art Vorbereitung an den Palazzo di Venezia, einen würdigen Vertreter des Mittelalters. Gleich vielen andern Palästen Roms aus Trümmern des Coliseums aufgeführt, ist dieses Gebäude dem großartigen Geschmack der classischen Vorzeit und der Zierlichkeit der neueren Baukunst gleich fremd. Als wollte es nur durch seine Masse imponiren, hat es auch nicht eine Spur von diesen Säulen und Ornamenten, die im Allgemeinen bei Roms Palästen verschwendet sind. Die gewaltigen massiven Mauern haben eine düstere, graurothe Farbe. Die Fenster sind mit äußerster

---

Bäume, Weinranken und Orangen umhüllt. Was die Antiquitäten betrifft, so gibt es in Rom einen Markt wohin die Bauern an bestimmten Tagen kommen, um zu verkaufen was sie während der Wochenarbeit unter der Erde gefunden haben.

Michelet.

Sparsamkeit angebracht und gleichen ungeachtet ihrer Größe den Schießscharten einer Festung. Ein einziger gewaltiger Fries schmückt die Dachleiste, und darüber erhebt sich die düstere Auszackung, eine drohende Krone über der Wohnung des österreichischen Botschafters.

Hinter dem Palazzo di Venezia führt eine krumme und schmale Straße an den Fuß des Capitols, und man sieht das alte römische Forum vor sich.

X.

Monte Pincio.

Die Römer spazieren nicht gerne auf dem alten Forum, so wenig als auf einem andern dieser classischen Pläze wo so viele Ruinen sie an ihre ehemalige Größe und ihr heutiges Elend erinnern.

Die vornehme Welt Roms überläßt die Ruinen dem geringeren Volk und neugierigen Fremden. Die Bankiers und der Adel spazieren auf dem Monte Pincio, wo sie von freundlichem Grün umgeben sind, und wo die Aussicht auf Rom sie noch in ihren Illusionen über die Größe und den Glanz der ewigen Stadt erhalten kann.

Der Monte Pincio gehörte auch nicht zu den sieben Hügeln die in Roms alter Geschichte so oft genannt werden. Er ist erst später gebaut worden, und die Erinnerungen die sich daran knüpfen sind von weit neuerem Datum.

Ein großer Theil des Berges wird von einer Promenade eingenommen, einer sehr schönen Anlage, für welche jedoch die Natur unendlich mehr gethan hat als die Kunst.

Die Luft ist da frisch und lieblich. Das Getöse der Wagen und der Straßenlärm reichen nicht hinauf; die Sonne scheint heiterer und freundlicher zu leuchten als unten in der Stadt; die

feuchten Nebel die von der Tiber aufsteigen, werden augenblicklich von den frisch spielenden Winden verscheucht, und vor allen Dingen hat man eine bezaubernde Aussicht auf Rom und einen Theil seiner Campagna.

Wenn daher die Wärme nicht allzu lästig ist, so kann der Monte Pincio, im Verhältniß zu seiner Größe, mit den Champs Elysees in glänzenden Equipagen und Toiletten wetteifern, und ohne Zweifel übertrifft er die Pariser Promenade durch die Menge schöner Gesichter. Mancher Maler hat hier Inspirationen gesucht und gefunden; mancher Fremde hat hier, bezaubert von den blizenden Augen einer edlen Römerin, seinen Reiseplan geändert.

Ich glaube daß ich, wenn ich nachrechnen wollte wie viele Stunden ich auf dem Monte Pincio verbracht, auf die Entdeckung käme daß diese Promenade ein sehr schönes Prozent von der Zeit meines Aufenthalts in Rom weggenommen hat. Aber ich war da in so verschiedenen Stunden des Tages, bei so verschiedener Beleuchtung und Temperatur, in so verschiedenen Gesellschaften, in so wechselnden Stimmungen, bei so ungleichen Gelegenheiten und so mancherlei Veranlassungen, daß ich beinahe beständig neue Eindrücke zu empfangen hatte.

Vom Monte Pincio herab überschaute ich zum ersten Mal die ewige Stadt, vom Monte Pincio herab sagte ich ihr Lebewohl. Auf seiner Hochebene habe ich die Revüen der französischen Truppen betrachtet und einer Execution mit Pulver und Blei zugeschaut. Von da aus habe ich den Leichenzug über die Piazza del Popolo gehen und einige Stunden später das Carnevalsgewimmel denselben Plaz mit tollen Possen erfüllen gesehen. Der Monte Pincio ist etwas anderes im Schimmer der aufsteigenden Morgensonne und in dem raschen Uebergange zwischen Tag und Nacht; etwas anderes in der Beleuchtung des klaren, aber milden Mondscheins und in dem blendenden Licht der glühenden Strahlen der Mittagssonne. Mit jeder Stunde des Tags, mit jeder neuen

Jahreszeit, mit jeder Veränderung des Wetters scheint er ein neues Aussehen, einen neuen Character zu erhalten.

Mein Lieblingsplaz war ein Plateau, das über die Terrassen hinausragt auf denen man von der Piazza del Popolo zu der Promenade emporsteigt.

Eines Abends, als ich dastand und mich über die Balustrade hinneigte um die herrliche Aussicht zu betrachten, blieb eine Gruppe Spaziergänger in meiner Nähe stehen. Da ich nichts Anderes zu thun hatte, so betrachtete ich sie mit dem Recht das sich jeder Flaneur anmaßt, alles außer ihm Bestehende bloß als eine Zerstreuung für ihn anzusehen.

Die Gruppe bestand aus fünf Personen. Drei davon waren offenbar Römer: eine alte Frau die sehr hochmüthig und sehr bigott aussah, ein blasser junger Mann von äußerst eigenliebiger Miene und eine junge Dame, eine ächt römische Schönheit, in weißer Mantille und einem feinen Strohhut welcher das edle Gesicht beschattete. Diese drei schienen Verwandte zu sein, vielleicht Mutter und Kinder. Die beiden andern Personen waren augenscheinlich Fremde. Den einen Herrn hielt ich in Folge seiner lebhaften Bewegungen und Manieren für einen Franzosen, wie es sich auch später herausstellte. Daß der Andere ein Engländer war, darauf hätte Jedermann getrost einen Eid ablegen können, wenn man sein steifes, fest umgezogenes Halstuch, seine langen und schmalen Beine die in schwarzen Hosen steckten, und die blaugrauen Augen sah die hinter einer grünen Brille hervorschauten. Alle fünf sprachen französisch, und ihr verschiedener Accent überzeugte mich von der Richtigkeit meiner Vermuthung in Betreff ihrer Herkunft. Ihre Stimmen drangen sehr vernehmlich zu mir, so daß ich, ohne es eigentlich zu wollen, das ganze Gespräch zu hören bekam.

„Welch ein herrlicher Januartag!“ sagte der Franzose, dessen Blick oft mit sichtlicher Bewunderung die Augen der jungen Römerin suchte.

„Es ist wirklich schön,“ antwortete die alte Dame; „auch im Winter ist Italiens Himmel freundlich und klar.“

„Ich wage sogar zu glauben,“ fiel der Engländer ein, „daß der Nordländer den Süden nur während der kälteren Jahreszeit besuchen sollte.“

„Etwa um der Kälte in der Heimath zu entgehen, Mylord?“ fragte der Franzose.

„Nein, Vicomte, sondern darum weil die Vergleichung dann vollständig zum Vortheil des südlichen Climas ausfällt, und weil eine allzu brennende Sonne uns die milderen, wenn auch minder glänzenden Sommer der Heimath nicht vermissen läßt.“

„Ich theile Ihre Ansicht nicht,“ antwortete die junge Römerin. „Wenn ich je einmal den Norden besuchte, so würde ich es im Winter thun, wo die Flüsse gefroren sind, der Boden mit Eis bedeckt ist und die Bäume ihre grüne Bekleidung abgeworfen haben. Ebenso, meine ich, sollte der Nordländer den Süden besuchen, wenn seine Sonne am glühendsten, seine Vegetation am reichsten ist und seine schöne Natur sich in ihrer vollen Blüthe zeigt.“

„Ich muß zugeben daß Sie im Allgemeinen Recht haben; aber was Rom betrifft . . .“

„Ich verstehe was Sie meinen,“ unterbrach die Römerin mit einem Lächeln das mir bitter vorkam. „Der Reisende besucht Rom nicht wegen seiner Natur, wegen seines Volkslebens, mit einem Wort, wegen dessen was es ist; er interessirt sich nur für das was es gewesen ist, und betrachtet es als ein großartiges Museum das man zu jeder Zeit besehen kann ohne sich um das Wetter bekümmern zu müssen.“

Hierauf entstand eine kurze Pause während welcher meine fünf Spaziergänger näher kamen und sich draußen vor der Balustrade ganz neben mich stellten. Gleich mir schienen sie gänzlich von dem Gemälde in Anspruch genommen zu sein das sich vor ihnen ausbreitete.

Am Fuße des Hügels wo wir uns befanden liegt die Piazza

del Popolo, ohne Zweifel einer der schönsten und regelmäßigsten Marktpläze in Europa. Sie wird von zwei Halbkreisen umschlossen, die jedoch einander mit ihren entsprechenden Enden nicht berühren, sondern auf der einen Seite der Porta del Popolo Plaz machen, durch welche eine breite und gerade Straße in die Campagna hinausführt. Auf der andern Seite ist der Zwischenraum größer: hier werden die Halbkreise mit zwei prächtigen Palästen abgeschlossen, zwischen denen zwei symmetrische Kirchen liegen, von einander und den Palästen gleich weit getrennt. Die drei Oeffnungen die auf solche Art zwischen den vier Gebäuden entstehen, bilden Mündungen von drei der vornehmsten Straßen Roms, der Via del Babuino, dem Corso und der Via di Ripetta, welche von demselben Punkt ausgehen, aber in drei verschiedenen Richtungen die Stadt durchschneiden. Der Markt neigt sich von allen Seiten gegen die Mitte, und da seine Fläche dadurch concav wird, so sieht er noch größer aus als er wirklich ist. Im Mittelpunkt erhebt sich ein gewaltiger Obelisk von rothem Granit, welchen Augustus aus Heliopolis, wo er einige Jahrtausende vorher von irgend einem ägyptischen König errichtet worden war, nach Rom bringen ließ. Um seinen Fuß ruhen vier Löwen die unaufhörlich einen hohen Strahl des crystallhellsten Wassers aussprudeln. Der eine von beiden Halbkreisen ist mit hohen Cypressen bepflanzt, die eine dunkelgrüne Umrahmung des Plazes bilden. Der andere Halbkreis, welcher den Aufgang zum Monte Pincio bildet, ist außerordentlich verschwenderisch mit Bildsäulen und Gruppen geschmückt. Colossale Flußgötter und phantastische Meerungeheuer bewachen beständig spielende Fontänen, geheimnißvolle Sphinxe ruhen auf den Balustraden, Marmorstatuen welche Nymphen und Heroen vorstellen, schimmern zwischen dem Grün auf den sich über einander erhebenden Terrassen hervor.

Wenn man vom Monte Pincio gerade vorwärts über den Markt blickt, sieht man hinter den dunkeln Cypressen ein ziemlich dünn bebautes Feld, wo bloß einzelne Villen zwischen den Wein-

gärten und Hainen von immergrünen Bäumen hervorsehen. Aber über dem Feld erheben sich die kantigen Umrisse der Engelsburg, der Vatican und der St. Peterskirche gewaltige Kuppel mit ihrem im Sonnenschein schimmernden Goldkreuz, das sich gegen das durchsichtige Blau des Himmels abzeichnet. Zur Linken liegt die Riesenstadt ausgebreitet, die untern Theile in Nebel eingehüllt, während die Hügel noch von der untergehenden Sonne beglänzt werden. Rechts fruchtbare Ebenen, von einer Hügelkette begränzt. Dort schlängelt sich die Tiber in unaufhörlichen Buchten hervor, und der berüchtigte Ponte Molle zeigt seine grauen Gewölbe, die auf wenigstens zehntausend Albums figuriren.

Aber der Blick kehrt immer gerne zur Peterskirche zurück. Ihre colossale Kuppel scheint, gegen diesen hellblauen Himmel und in dieser vollen Beleuchtung gesehen, etwas Luftiges und Leichtes zu besizen, was den Nordländer, der gewöhnt ist diese Eigenschaften ausschließlich bei den spizigen emporragenden Thürmen und in eckigen phantastischen Umrissen der gothischen oder byzantinischen Architectur zu suchen, zugleich entzückt und in Verwunderung sezt. Auch würden diese unermeßlichen Dome mit ihrer majestätischen Wölbung unter des Nordens grauem Himmel und bei seiner sparsamen Beleuchtung vielleicht gezwungen und düster erscheinen.

Ich hatte einen Augenblick die Gesellschaft hinter mir gänzlich vergessen; aber da sie jezt von der Peterskirche zu sprechen anfingen, so lauschte ich ihnen.

„Was denken Sie," fragte die schöne Römerin, gegen den Franzosen sich wendend, „was denken Sie wenn Sie dieses Riesenwerk betrachten, das von Constantin begonnen, unter vier und zwanzig Päpsten fortgesezt wurde, und zu dessen Verherrlichung alle großen Künstler Italiens mit ihrem Genie und alle Nationen der Erde mit ihrem Geld beigetragen haben?"

„Ich denke an das was meinem Landsmann Paul de Musset begegnete, als er die Basilica im Vatican betrachtete," antwortete

der Franzose, der offenbar von dieser römischen Schönheit so hingerissen war, daß er im Flug nach Allem greifen mußte was ihm einfiel.

„Und was begegnete Ihrem Landsmann?“

„Er war auf die Plattform hinaufgestiegen, die sich nach seiner Beschreibung an Größe mit einem ganz anständigen Marktplaz messen könnte.“

„Das ist wahr; die Uebertreibung ist nicht groß.“

„Ein Maulesel mit seinem kleinen Lastwagen existirt droben, und man hat in einen Winkel einen Stall und einen Wagenschuppen dafür gebaut.“

„Das ist auch wahr ... Vielleicht kam Ihr Landsmann auf die Idee mit dieser sonderbaren Equipage auf der Plattform herumzufahren?“

„Das wäre eine originelle Idee gewesen,“ rief der Engländer; „ich habe große Lust es damit zu versuchen.“

„Paul de Musset,“ fuhr der Franzose lachend fort, „hat gar nicht daran gedacht; er stellte vielmehr Betrachtungen darüber an daß das unglückliche Thier auf diese Art verurtheilt sei mehrere hundert Fuß über dem Boden zu leben und zu sterben. Er stellte sich vor, der Esel müßte, wenn er seine Stellung aufzufassen verstände, die Menschen für recht wunderliche und böse Thiere halten.“

„Das ist wahrscheinlich ... Aber hernach?“

„Hernach, Signora, wandte mein geistreicher Landsmann seine Aufmerksamkeit auf die Kuppel selbst. Während er ihre majestätische Form bewunderte, erinnerte er sich an einen von Diderots Briefen an Fräulein Voland, worin von diesem architectonischen Meisterwerk Michel Angelo's die Rede ist. Kennen Sie diesen Brief, Madame?“

„Sie vergessen,“ antwortete die Matrone mit einem bittersüßen Lächeln, denn die Frage war an sie gerichtet, „Sie vergessen daß die Kirche uns eine so gottlose Lectüre verbietet.“

„Das ist Schade . . . In seinem Brief behandelt der große Encyclopädist die Lehre von den angeborenen Ideen und ihrer Entwicklung durch die Erfahrung, und er entwickelt darin eben so viel Tiefe und Kraft, um seine Geliebte einige Augenblicke zu belustigen, als hätte es sich darum gehandelt einen philosophischen Saz gegen sämmtliche Denker der Holbachschen Schule zu vertheidigen. Um auseinanderzusezen wie er sich die Wirksamkeit des Geistes und die Combinationen der angebornen Ideen denkt, behauptet Diderot daß Michel Angelo, während er bloß der Kuppel die möglichst schöne Wölbung zu geben gedachte, zu gleicher Zeit so zu sagen unwillkührlich die solideste krumme Linie fand. Auf dieses Beispiel gestüzt, läßt Diderot sich von seiner Phantasie hinreißen und baut ein ganzes System das die innere Harmonie zwischen den Gesezen des Schönen und des Soliden zu beweisen sucht, eine Harmonie durch welche allein das schönste Meisterwerk der Architectur zu gleicher Zeit das gediegenste sein könne."

„Alles das ist recht schön und gut," sagte die junge Römerin. „Aber wohin führte der Zufall damals Paul de Musset?"

„Der Zufall . . . Ach ja, der Zufall selbst . . . Er bestand in der Entdeckung daß Diderots Räsonnement, wenn auch schön, doch ganz und gar nicht wahr sei. Nachdem Musset überall umhergewandert und die Treppen auf- und abgestiegen war, bemerkte er Arbeiter, Mauergeräthschaften, Haufen von Lehm und Sand, wie auch Steinblöcke die unter der Säge knirschten. Man war mit Reparaturen beschäftigt . . . die Kuppel war Alles, nur nicht solid, und begann an mehreren Stellen zu bersten. Vermuthlich ist sie bereits zusammengestürzt, während die Ruinen des Coliseums noch aufrecht stehen, und dieses grob materielle Factum wirft Diderots schönes System über den Haufen."

„Wenn auch die Kuppel täglich den Einsturz drohte," sagte der Engländer, der mit vollem Interesse den Gegenstand aufnahm welchen die junge Dame nur mit einem leichten und spizigen Lächeln beantwortete, „so kann ich mir doch das Vergnügen nicht

versagen den Esel oben auf der Plattform zu sehen. Gewiß muß seine ungewöhnliche Lebensweise seinem Gesicht einen originellen Stempel aufgedrückt haben ... er muß an die Styliten des Orients erinnern, die das ganze Jahr auf einer Säule stehend, unbeweglich, der glühenden Sonnenhize wie der eisigen Kälte der Nächte ausgesezt, zubrachten."

Die alte Matrone sah verwundert und mißvergnügt aus. Sie scandalisirte sich vermuthlich über diese Zusammenstellung zwischen einem Esel und einem schwärmerischen Heiligen der Vorzeit. Aber die Andern lachten laut, und die schöne junge Römerin konnte sich ein neues Lächeln nicht versagen.

Das Schlimmste war daß das Gleichniß und das Gesicht der alten Dame mir, der ich nothgedrungen das Gespräch mit angehört, so närrisch vorkamen, daß auch ich mich eines Lachens nicht erwehren konnte.

Nun wandten sich Alle gegen mich, als ob sie vorher nicht bemerkt hätten daß der Plaz eingenommen war, oder als hätten sie geglaubt daß ich sie nicht verstehe. Der junge Römer mit dem bleichen Gesicht und der eigenliebigen Miene ergriff zuerst das Wort und sagte auf Italienisch einige Phrasen zu seiner Mutter. Die Folge davon war daß bald die ganze Gesellschaft sich entfernte, während ich mich im Stillen darüber ärgerte daß ich mich just heute in einer Stimmung befinden mußte die mich für das Lächerliche in allen Formen empfänglich machte. Man hat solche Tage. Aber ich erinnerte mich an Horaz:

„Was Jeder stündlich meide, hat nie ein Mensch
Genau erforscht . . ."

Vormittags ist der Monte Pincio gewöhnlich voll von spielenden Kindern und ihren Mägden. Es ist recht lustig anzusehen, wie die Kleinen mit ihren Gängelbändern herumspringen und Miene machen als ob sie Bekanntschaft schließen wollten, aber bestürzt verstummen, wenn sie merken daß sie einander nicht

verstehen, daß sie nicht dieselbe Sprache reden. Dann ist es an den Wärterinnen oder Müttern daß sie herankommen und als Dolmetscherinnen dienen. Mitunter beginnen die Kleinen ein Spiel woran sich eine größere Anzahl betheiligt, und dann ist es zum Verwundern mit welchem Ensemble die Spiele ausgeführt werden, obschon keines versteht was das andere sagt. Der große Sandplaz wiederhallt da von französischen, italienischen, deutschen, englischen, spanischen und russischen Worten, die sich bei den zarten Kinderstimmen ganz wunderlich ausnehmen.

Etwas Schöneres als den Monte Pincio im Mondschein kann man nicht sehen. Die Marmorbilder scheinen da zu leben in dem ungewissen schwebenden Lichte, und wenn man auf den Markt hinabschaut, scheint der uralte Obelisk aus einer unermeßlichen Tiefe emporzusteigen und sich mit seiner Spize unter den Wolken zu verlieren. Wie der Mondschein in den schäumenden, silberweißen Wasserstrahlen spielt, die unaufhörlich emporsteigen um mit einem eigenthümlichen phantastischen Getöne wieder ins Bassin hinabzufallen; wie die dunkeln Cypressen da auf der andern Seite des Marktes stehen, gleich einem düstern Kreis gewaltiger Riesen welche diese Zauberstätte bewachen! Welch balsamisch duftende Luft, wie angenehm kühlende Windhauche, wie schön und bezaubernd Alles, Alles!

Ille terrarum mihi praeter omnes
Angulus ridet.

XI.

Die lezten Sprossen.

1.

Des Palastes Montefiori kleine Geheimnisse.

Durch einen jener Zufälle welche eintressen wie wenn sie bestellt wären, erhielt ich einige Monate später, bei meiner Rückkehr von Neapel nach Rom, Kunde von einer Geschichte, welche die Personen die ich auf dem Monte Pincio gesehen und gehört hatte so nahe berührte, daß ich sie voll Interesse, so treu als eine Erzählung aus dritter oder vierter Hand nur immer ausfallen kann, aufzeichnete.

Der Palazzo Montefiori liegt in demselben Stadttheil wie der Palazzo Spada und der Palazzo Farnese, aber nicht wie diese auf einem offenen und freien Plaz, sondern zwischen einer Menge verfallener Häuschen eingekeilt, deren graue schmuzige Mauern mit ihren Fenstern, aus denen nach italienischem Brauch sehr häufig frische Wäsche zum Trocknen hängt, eine nicht sehr angenehme Aussicht darbieten.

Der Palast stammt aus der Zeit wo Hernini und seine Schule despotisch über Alles herrschten was ins Gebiet der schönen Kunst gehörte, ob es nun Malerei, Sculptur oder Baukunst betraf.

Auch zeugt er bei all seinem Umfang an Reichthum und Ornamenten aller Art von einem verdorbenen Geschmack, und mit Verdruß sieht man wie alte Säulen und Basreliefs, die auf barbarische Art von Ruinen früherer Meisterwerke geraubt wurden, da und dort angewandt sind. Man beklagt beinahe ihr Schicksal, gleich als lebten sie und wären sich ihrer Demüthigung bewußt.

Von der Straße kommt man in einen Vorhof der mit Statuetten einiger alten Mitglieder der Familie geschmückt ist. Ein Gitterthor trennt die Vorhalle von dem Hof, in dessen Hintergrund eine von phantastischen Figuren umgebene Fontäne mit ihrem frischen murmelnden Wasser Kühlung verbreitet. Eine Reihe von Pfeilern lauft rings um den Hof und bildet eine Art von Porticus, unter welchem man bei der größten Sommerhize Kühlung und Schatten findet.

Von der Vorhalle leitet eine breite Treppe, deren Stufen aus gewaltigen geschliffenen Marmorblöcken bestehen, zum ersten Stock hinauf, wovon der Prinz von Montefiori und seine Familie kaum den dritten Theil bewohnen.

Die vielen prächtigen Säle mit ihren antiken Möbeln und Galerien, so wie den zahlreichen und zum Theil sehr werthvollen Gemälden an den Wänden, waren seit mehreren Jahren geschlossen, und die Familie begnügte sich mit einigen kleinen Zimmern nach dem Hofe hinaus. Die oberen Stockwerke standen gänzlich unbewohnt da.

Am Morgen nach dem Spaziergang auf dem Monte Pincio ging der Prinz in dem Stübchen das er als Schlafzimmer benützte auf und ab.

Nach seinen heftigen Bewegungen, seiner düstern Stirne und den eingekniffenen Lippen zu schließen, war er offenbar bei schlechter Laune.

Mitunter murmelte er einige abgebrochene und unzusammenhängende Worte, während er vor dem Kamine stehen blieb, über

welchem das Familienwappen der Montefiori in getriebener Arbeit angebracht war.

Hierauf sezte er seinen Spaziergang mit noch stärkeren Schritten fort, bis er sich erschöpft auf einen Stuhl warf.

Der Prinz Montefiori zählte noch nicht dreißig Jahre, sah jedoch weit älter aus. Das Gesicht, dessen Züge fein waren und Spuren einer beinahe weiblichen Schönheit trugen, war etwas bleich, und die schwache Röthe die es für den Augenblick färbte rührte augenscheinlich von einer heftigen Gemüthsbewegung her. Die Lippen waren dünn und beinahe farblos, die hochgewölbte Stirne hatte tiefe Runzeln. Das Haar war glänzend schwarz und seidenweich, aber spärlich vertheilt. Die Augen waren gewöhnlich matt und gesenkt; hie und da erhoben sie sich, und dann flammte ein unglückverkündendes Feuer aus den großen dunkeln Sternen.

Ohne eigentlich einen besondern Grund zu übler Laune zu haben, war der Prinz an diesem Morgen unzufrieden mit sich selbst und der ganzen Welt erwacht.

Vielleicht kam dieß von der Vergleichung die er unwillkührlich zwischen der Stellung der beiden Fremden und seiner eigenen anstellen mußte.

Sie konnten, obschon bei weitem nicht von so edler Geburt wie er, alle ihre Launen befriedigen, umherreisen wo es ihnen behagte, Pferde, Equipagen und Maitressen halten, spielen so hoch sie nur wollten, und überhaupt auf eine glänzende Art ihren Rang behaupten, während er, ein Prinz von Montefiori, genöthigt war jede Ausgabe aufs Genaueste zu überlegen und zu berechnen, um nicht ganz ruinirt zu werden. Obschon Eigenthümer eines prächtigen Palastes, mußte er sich auf einige feuchte Gelasse beschränken, weil er die glänzenden Säle nicht unterhalten konnte. Er, dessen Ahnen ihren eigenen Hof gehalten, mußte sich mit drei oder vier Bedienten begnügen.

Es muß zugegeben werden daß alles das keine Zufriedenheit erwecken konnte, und daß der Prinz ein Recht hatte übler Laune zu sein. Wäre er doch Philosoph gewesen — aber das war er nicht. Mittlerweile schienen seine unangenehmen Betrachtungen ihm zu entleiden. Er streckte die Hand aus und zog an einer Klingelschnur.

Ein alter Diener, ein Ueberrest der entschwundenen Herrlichkeit, trat ein und verbeugte sich ehrfurchtsvoll.

„Ist meine Mutter aufgestanden, Pietro?"

„Ja, Eccellenza."

„Geh und frag ob sie mir erlaube ihr guten Morgen zu wünschen."

„Ja, Eccellenza," sagte der Alte und entfernte sich.

Nach einigen Minuten kam er wieder.

„Die Prinzessin heißt Euer Gnaden willkommen."

Der Prinz erhob sich sogleich und ging nach dem Zimmer seiner Mutter. Dieses war noch kleiner, finsterer und düsterer als sein eigenes. Nicht einmal ein freundliches Feuer flammte im Kamin, die Luft war eiskalt und unbehaglich.

Die Prinzessin saß in einem antiken Lehnstuhl mit ihrem Gebetbuch, aus welchem sie von Zeit zu Zeit einige Säze ablas.

„Verzeihen Sie daß ich Sie störe, Mutter," sagte der Prinz, indem er sich niederbeugte und eine ihrer Hände küßte.

„Du bist willkommen, Giulio . . . nimm Plaz."

Sie deutete auf einen Stuhl der eben so alterthümlich war wie der ihrige.

„Sie befinden sich doch wohl nach dem gestrigen Spaziergang, Mutter?"

Mit dieser Einleitung sezte sich der Sohn.

„Ja, die Bewegung und die frische Luft haben mir wohlgethan . . . es ist mir wirklich ein Bedürfniß diese Einsamkeit manchmal zu verlassen . . . um meiner Gesundheit willen."

„Sie bedürfen dieß nicht bloß um Ihrer Gesundheit willen,

Mutter; wie Ihr Körper Bewegung und Luftveränderung, so verlangt Ihre Seele manchmal eine Zerstreuung."

„Zerstreuung ... Du nennst es Zerstreuung einmal in der Woche auf dem Monte Pincio herumzufahren, in einem Wagen der für eine Bürgersfrau passen würde, während ich meine Standesgenossen in glänzenden Equipagen herumrollen sehe ... neugierigen, vielleicht mitleidigen Blicken ausgesezt zu sein, halbspöttische Grüße zu empfangen ... Ach Du täuschest Dich; wäre es nicht um Annunziatas willen, damit sie nicht gänzlich hinwelkt in unserm verödeten Palast, so würde ich mich nie auf dem Monte Pincio vor Leuten zeigen deren Kreisen wir vermöge unserer Geburt angehören, während unsere Armuth uns nicht gestattet daran theilzunehmen."

„Sie haben unglücklicher Weise Recht, Mutter; aber wie Sie sagen, um Annunziata's willen ... die arme Schwester ..."

Der Prinz sprach seine Säze nur halb aus; er hoffte, seine Mutter würde ihm entgegenkommen, die Phrasen vollenden und ihm zu dem Thema verhelfen auf welches er das Gespräch führen wollte. Aber da die Prinzessin keine Miene machte sie auszuführen, so begann er wieder:

„Was soll aus ihr werden? Sie welkt da unbemerkt und vergessen hin, obschon ihre Schönheit und Geburt sie zu einer glänzenden Stellung in der Gesellschaft berechtigen, und sie vermöge ihrer edlen Eigenschaften ein glücklicheres Loos verdienen würde."

Die Prinzessin schaute auf, verwundert über diesen ungewöhnlichen Ausdruck der brüderlichen Zärtlichkeit.

Die Wahrheit zu sagen, hatte der Prinz bisher nie das mindeste Interesse für seine Schwester und ihre Zukunft an den Tag gelegt. Um so unerwarteter kam diese Auslassung, deren Motive die Prinzessin nicht sogleich durchschaute.

„Es ist mehr als wahrscheinlich," sagte sie mit einem Seufzer, „daß Annunziata keinen ihrer würdigen Mann findet, da sie keine Mitgift zu bieten vermag. Unser heutiger Adel betet nur

das Geld an, und der vornehmste Edelmann ist nicht derjenige dessen Name am häufigsten und ehrenvollsten in der Geschichte vorkommt, sondern derjenige der das meiste Gold geerbt oder zusammengescharrt hat. Man drängt sich vor der Thüre eines Torlonia, während der fürstliche Palast der Montefiori verödet steht."

„Jedenfalls," sagte der Prinz, indem er das Gespräch auf den für ihn wichtigsten Punkt zurückführte, „jedenfalls wird es meiner Schwester schwer werden, in der Zurückgezogenheit und Einsamkeit worin wir leben, einen Gatten zu finden. Wir gehen ja nur mit einigen alten Verwandten um, und auch diese sehen wir kaum ein einziges Mal im Monat."

„Aber es ist uns ja unmöglich in einem größern Gesellschaftskreise zu leben. Wir würden da genöthigt Feste zu geben, kostbare Toiletten anzuschaffen, und wären zu tausend Ausgaben gezwungen welche wir nicht bestreiten können, am allerwenigsten nach Deiner kostspieligen, aber unnöthigen Reise nach Baden."

Giulio's feingepinselte Brauen runzelten sich ein wenig bei dieser unangenehmen Erinnerung.

Vor einigen Jahren hatte er seine Mutter veranlaßt ein Landgut in der Nähe von Frascati, die lezte Besizung der Familie, zu verkaufen um ihm die Mittel zu einer Reise nach Deutschland zu verschaffen. Er hatte einen vortheilhaften Plaz an einem der kleineren deutschen Höfe zu finden gehofft, aber seine Reise nach Baden-Baden beschränkt, wo er einige Monate den großen Herrn spielte, bis die Verluste am Spieltisch ihn zwangen unverrichteter Dinge nach Rom zurückzukehren.

Von dieser glänzenden Periode seines Lebens hatte der Prinz jezt nur noch schmerzliche Erinnerungen, die stets durch Sticheleien geweckt wurden welche die Mutter ihm manchmal bei öconomischen Debatten unter die Zähne gab. Als aber Lord Stouthead, der Engländer der mit auf dem Monte Pincio gewesen, und dessen Bekanntschaft mit dem jungen römischen Edel-

mann von Baden herrührte, leider die Erinnerung an den ephemeren Glanz des Prinzen aufgefrischt hatte, so stellte sich bei diesem eine verdoppelte Sehnsucht ein, und Giulio Montefiori schwur, auf die eine oder andere Art, wenn auch nur auf kurze Zeit, wieder einmal ein Leben zu führen das diesen Namen wirklich verdiene.

Ohne Geld ließ sich dieß jedoch nicht ausführen, und die Prinzessin verfügte noch über den kleinen Rest ihres Vermögens. Es handelte sich also darum sie zu einem weiteren Opfer zu bewegen, und in dieser Absicht hatte der Prinz seine Mutter besucht.

„Allerdings," versezte Giulio, „würde Alles das nothwendig sein wenn wir einen Gatten für Annunziata unter dem Adel Roms finden wollten; wir müßten dann unsern Umgang mit den Familien erneuern deren Söhne in Frage kommen könnten. Aber wir brauchen uns ja nicht auf unsere Landsleute zu beschränken . . . irgend ein vornehmer reicher Ausländer . . . "

„Ich verstehe . . . Du denkst an die beiden Fremden die Du mir gestern Abend vorstelltest . . . den Engländer den Du vorher kanntest, und seinen Freund, den französischen Vicomte. Aber mit diesen ist es ja das gleiche Verhältniß."

„Weit entfernt. Sie haben keine Familien hier, und wir brauchen also ihretwegen keine glänzenden Feste zu veranstalten, keinen größeren Gesellschaftskreis zu schaffen . . . es genügt daß wir sie bei uns empfangen und ihnen unser Haus möglichst angenehm zu machen suchen. Ueberdieß sind sie Reisende, und wenn einer von ihnen sich von Annunziata fesseln läßt, so wird seine Liebe sich schneller entwickeln und rascher zum Ziele führen als unter gewöhnlichen Verhältnissen."

„Aber der Mangel an Mitgift?"

„Nachdem sie einmal Annunziata kennen gelernt haben, kommt dieß nicht allzu sehr in Betracht. Etwas anderes ists mit unserer eigenen Kaste, die ihre Armuth zum Voraus kennt und daher nicht einmal an sie denken wird."

„Du hast vielleicht Recht, und meine Pflicht gebietet mir etwas für die Zukunft meiner Annunziata zu thun . . . richte es ein wie du willst . . . ich bin überzeugt daß Du nur gute Absichten haben kannst.“

„Ich suche also Lord Stouthead und den Vicomte von Ville-Rosny auf und bitte sie um ihren Besuch . . . etwa auf morgen Abend?“

„Nicht vor übermorgen . . . es ist nothwendig daß man einige Vorbereitungen trifft. Wir müssen die Gallerien herrichten lassen.“

„Und den großen Saal mit den Familienporträts.“

„Ich will noch diesen Vormittag die Möbel ansehen . . . es dürfte viel zu ändern sein.“

„Wir müssen auch einige Verwandte einladen und die wenigen Bekannten die wir noch haben.“

„Aber keine junge Mädchen . . .“

„Und Gaëtano, Mutter . . . soll ich's auch zu ihm sagen?“

„Es wird sich nicht wohl vermeiden lassen . . . obschon ich ihn nicht liebe . . . er soll schlechte Bekanntschaften und höchst tadelnswerthe Grundsäze haben. Aber da er Dein Vetter ist, kann man ihn nicht wohl ausschließen.“

„Es dürfte doch nöthig sein Annunziata daran zu erinnern daß sie sich nicht allzu vertraulich gegen ihn zeigt.“

„O sie betrachtet ihn immer noch wie ihren Spielcameraden in der Kinderzeit. Das ist Alles.“

„Wenn nur nichts Ernsteres zu befürchten ist!“

„Nein gewiß nicht. Einmal sagte sie sogar im Scherz, er sei ihr einziger Liebhaber . . . So scherzt kein edles Mädchen wenn sie es ernstlich meint und Glut im Herzen hat. Ueberdieß hat sie noch gar nie Gelegenheit gehabt andere junge Männer kennen zu lernen.“

„Also, Mutter, glaube ich, was Gaëtano betrifft, daß wir ganz ruhig sein können. Er fühlt sich am wohlsten bei seiner

Künstlercoterie, mit der er auch sympathisirt, und er kommt selten hieher... Aber ich muß jezt gehen, damit ich meine Freunde noch daheim treffe."

„Ich will Dich nicht aufhalten, mein Sohn."

Der Prinz stand auf und machte einige Schritte gegen die Thüre; dann wandte er sich um und sagte:

„Es geht nicht an daß ich ohne Geld bin: die beiden Fremden sind reich und an Ueberfluß gewöhnt ... wenn eine Ausgabe wegen eines Vergnügens oder dergleichen nöthig wird, so kann ich mich nicht zurückziehen."

„Ist Dein Geld schon wieder draußen? Ich hatte Dir ja erst vor Kurzem eine ziemlich große Summe gegeben."

Der Prinz schwieg, sah aber sehr betrübt aus.

„Da sieh her," sagte die Mutter seufzend, indem sie eine Schatulle öffnete, „da hast Du ... aber sei möglichst sparsam."

„Dank, liebe Mutter! Sie sind sehr gütig ... aber es ist nicht um meiner selbst willen ... ich muß unsern Namen aufrecht erhalten."

Er verbeugte sich, küßte seiner Mutter die Hand und verließ das düstere kühle Stübchen.

Einige Minuten später kam Annunziata, um der Mutter guten Morgen zu sagen.

„Mein Kind," sagte diese, „ich habe Dir eine Neuigkeit zu melden die Dir gewiß Freude machen wird."

„Was ist es, cara madre mia?"

„Ein Fest."

„Ein Fest?" rief das Mädchen und klatschte in die Hände; „ein Fest ... und bei wem?"

„Bei uns selbst."

„Ah, hier daheim," versezte Annunziata mit einem Ton der ein weit geringeres Entzücken verrieth.

Sie sehnte sich just nicht sehr nach diesen kleinen Familienzusammenkünften mit langweiligen alten Verwandten, die schwaz-

ten, verleumdeten und Lotto spielten, wo lauter feierliche und steife Gesichter zu sehen waren, wo man ihre lebhaften Bewegungen und freien Ausdrücke bekrittelte, und wo sie sich unaufhörlich anstrengen mußte um ein krampfhaftes Gähnen zu unterdrücken.

„Dießmal wird es nicht wie gewöhnlich," antwortete die Prinzessin. „Wir öffnen den großen Saal."

„Den großen Saal! Wer kommt denn her?"

„Die beiden Ausländer welche uns Dein Bruder gestern auf dem Monte Pincio vorstellte."

„Ah diese ... und Sie veranstalten um ihretwillen ein Fest, liebe Mutter?"

„Ja ... aber es scheint Dich nicht zu freuen. Und doch machen wir nur Deinetwegen diese Ausgaben, denn Du begreifst daß wir da nicht so anspruchslos auftreten können wie sonst."

„Meinetwegen ... glauben Sie denn daß ich mich für diese Ausländer so sehr interessire, daß es mir so großes Vergnügen machen wird sie wieder zu sehen?"

„Natürlich ... in Deinen Jahren mußt Du Dich nach Zerstreuung und Gesellschaft von Leuten Deines Alters sehnen. Bisher hast Du ja nur alte Leute gesehen, die Dich zwar lieb haben, mit denen Du aber nicht sympathisiren kannst."

„Aber ich kann noch weniger mit diesen Ausländern sympathisiren. Ich kann sogar sagen daß sie etwas Widerwärtiges für mich haben."

„Was hast Du denn gegen sie?"

„Ich habe das gegen sie daß sie herkommen, um mit einer gleichgiltigen, ganz und gar nicht edlen Neugierde unsere Stadt, unsere Erinnerungen, unsere Ruinen, unsere Sitten und Gebräuche zu betrachten, wie wenn Alles zusammen ein Spectakel wäre, wobei jeder das Recht hätte zu tadeln, zu critisiren, zu höhnen und zu zischen, bloß weil er die Mittel hat sein Billet zu bezahlen. Für eine Römerin, liebe Mutter, muß es, wenn sie im Herzen noch eine wahre Römerin ist, schmerzlich sein all diese Tou-

risten, diese blasirten Engländer und affectirten Franzosen anzusehen und zu hören, wie sie mit kalter, stumpfer oder mitleidiger Miene die Unterdrückung, den Verfall und die Leiden ihres Vaterlandes analysiren. Ohne das mindeste Zartgefühl berühren sie die noch offenen Wunden und entweihen unsere theuersten Erinnerungen ... Ich hasse diese Ausländer ... sie sind es die Italien zerstört haben, indem sie zwischen den verschiedenen Staaten Zwietracht stifteten, wenn sie nicht selbst mit ihren Heeren das Land überschwemmten, die Jugend hinschlachteten und unsere reichen Kunstschäze wegführten ... sie sind es die unsere Regierungen zu einem Desp ..."

Annunziata unterbrach sich selbst. Sie bemerkte zu spät daß sie sich zu einer jener unvorsichtigen Ergießungen hatte hinreißen lassen die ihr so oft scharfe Verweise oder Hohn zugezogen. Ohne es zu wissen, war sie von den reisenden Fremden auf die fremden Staaten übergegangen und hatte eine kleine politische Philippica gehalten, von welcher ihr gesunder Verstand ihr sagen mußte daß sie hier nicht am Plaze war.

„Ah, wer hat Dich das Alles gelehrt?" fragte die Mutter eiskalt. „Vielleicht der Narr Gaëtano ... oder ist dieß die Frucht Deiner Erziehung bei seinem Vater, Deinem Onkel?"

Annunziata erröthete.

„Gaëtano," fuhr die Prinzessin fort, „ist kein guter Edelmann. Du mußt Dich hüten Dich zu fest an ihn anzuschließen. Er kann für Dich nie etwas Anderes werden als Dein Vetter. Aber es wäre zu wünschen daß er weniger wäre."

„Wie so, liebe Mutter?"

„Er hat höchst tadelnswerthe Gewohnheiten und Ideen, und ich fürchte aufrichtig daß er seines Vaters gottlose Ansichten geerbt hat; ich habe erfahren daß er häufig mit fremden Malern und Bildhauern umgeht ... Engländern, Deutschen, Dänen, die überdieß Protestanten sind und ein höchst gottloses unordentliches Leben führen. Von seiner eigenen Familie hat er sich

gänzlich zurückgezogen, und ich weiß nicht warum er noch zuweilen hieher kommt."

Annunziata wußte es wohl, aber sie sah ein wie wichtig es war zu schweigen.

„In guten Absichten muß es nicht geschehen. Tochter, Du mußt Dich vor ihm in Acht nehmen."

„Aber er spricht immer schön und eine reine, edle Sprache. Ich habe ihn von Kindheit auf lieb gehabt. Wir haben mit einander gespielt und auch in den lezten Jahren noch vertrauten Umgang gehabt."

„Das muß ein Ende nehmen. Du bist alt genug um einzusehen daß eine solche Vertraulichkeit jezt nicht mehr paßt. Ich erinnere Dich also jezt daran daß Du ihn übermorgen, wenn er kommt, in der Ferne hältst, im Fall er wie gewöhnlich anfangen sollte mit Dir zu sprechen."

„Ja, liebe Mutter."

„Dagegen mußt Du gegen die Freunde Deines Bruders artig und zuvorkommend sein. Sie sind Reisende."

„Ja, liebe Mutter."

„Und vor allen Dingen hüte Dich wohl so handgreifliche Narrheiten preiszugeben wie Du soeben äußertest . . . ich hoffe, es geschah bloß aus Kinderei."

„Ja, liebe Muter."

„Komm jezt, wir wollen eine Runde machen und zusehen wie wir Alles so einrichten können daß unsere beschränkten Mittel nicht allzu offen an den Tag kommen."

„Ja, liebe Mutter," wiederholte Annunziata zum vierten Male und war froh so wohlfeilen Kaufes davonzukommen.

Während die beiden Damen über die Möbel im großen Saal Revue hielten, hatte der Prinz Lord Stouthead aufgesucht, den er im Begriff fand seine Seconda giornata vorzunehmen.

Diese wurde jedoch eingestellt und dagegen in Gesellschaft des Vicomte von Ville-Rosny eine Promenade auf dem Corso gemacht, wo man ein üppiges Frühstück bei Bertini einnahm.

Endlich vertrieb man sich die Zeit bis zum Mittag mit einer Partie Lanzknecht, wobei der Prinz gewann, so daß er mit der besten Laune von der Welt nach seinem alten Palast zurückkehrte, wo er Alles in größter Thätigkeit mit den Vorbereitungen zu dem Feste beschäftigt fand.

Den Rest des Tages verbrachte er damit daß er Einladungen an alle mögliche Verwandte und Bekannte schrieb, auch Gaëtano nicht zu vergessen, und daß er nach besten Kräften den Damen half die verfallene Herrlichkeit aus der Nacht der Verschimmelung von Neuem ans Tageslicht zu bringen.

2.

Die Soiree.

Eine glänzende Gesellschaft drängte sich in den prachtvollen Sälen des Palastes Montefiori.

Wir unterwerfen uns einer alten löblichen Sitte, indem wir mit oben stehender Phrase den Bericht über die Vorgänge bei dem Feste beginnen welches die Prinzessin von Montefiori den beiden Ausländern zu Ehren veranstaltete.

Aber die nackte Nothwendigkeit zwingt uns genannte Phrase zu gleicher Zeit drei wichtigen Berichtigungen zu unterwerfen.

Fürs Erste war es dem Prinzen troz aller Anstrengung nicht gelungen eine glänzende Versammlung zu Stande zu bringen. Mit Ausnahme einiger Offiziere der Guardia nobile sah man bloß anspruchslose schwarze Fräcke nebst Leibröcken von derselben ernsten Farbe; die wenigen Damen aber waren sammt und son=

ders alt und schienen, nach ihrer Toilette zu schließen, bereits aller weltlichen Eitelkeit entsagt zu haben.

Fürs Zweite brauchten die dreißig oder vierzig Personen die sich an diesem Abend bei dem Prinzen einfanden sich ganz und gar nicht zu drängen. Sie nahmen so wenig Plaz ein, daß sie beinahe verschwanden in dem „großen Saal", wo bequem die zehnfache Anzahl sich hätte bewegen können.

Drittens konnte oftgenannter Saal nicht mehr als prachtvoll bezeichnet werden. Die kostbaren Vergoldungen hatten längst ihren Glanz verloren; der Sammtüberzug auf den antiken Lehnstühlen verrieth Spuren von Motten und gelbe Flecken; die Frescogemälde an der Decke waren zur Hälfte von der Feuchtigkeit verwischt. Alles trug das Gepräge einer schlafenden Größe, die sich verwunderte daß man sie geweckt hatte.

Auf der andern Seite war die Gesellschaft, wenn auch weder glänzend noch zahlreich, dennoch edel von Geburt: es war nicht eine einzige Person da die nicht das Recht besaß den Titel Principe, Marchese oder Conte zu führen, und dieß war ein Umstand welcher dem Vicomte und Lord imponirte, denn sie hatten sich im Stillen schon oft über das Eindringen der Bürgerschaft in die vornehmsten Salons von London und Paris gegrämt.

Im Uebrigen, wenn der große Saal auch weder mit dem Luxus noch mit dem Comfort des Tages prangen konnte, so enthielt er doch manche Meisterwerke des Meisels und Pinsels, Meisterwerke die im Verlauf der Jahrhunderte gesammelt worden, und deren Geschichte nahe mit der eigenen Geschichte der Familie zusammenfiel.

In einem kleinen Zimmer und in einer kleinen Gesellschaft sind Coterien unmöglich. Unter entgegengesezten Umständen sind sie nothwendig.

Auch konnte man schon eine halbe Stunde nach dem Anfang der Soiree drei Hauptgruppen unterscheiden.

In der ersten Gruppe präsidirte die alte Prinzessin Monte-

fiori, umgeben von den meisten Damen — unendlich achtungswürdigen, aber steifen und langweiligen Damen, alle von hohem Blut, untadelhaftem Ruf und anerkannter Frömmigkeit. Vor ihnen befanden sich, theils stehend, theils sitzend, drei Viertheile von Vertretern des geistlichen Standes und einige weltliche Beamte.

Etwas zur Linken saßen Annunziata und eine Dame in der Blüthe ihres mittleren Alters. Rund herum gruppirten sich die Offiziere der Guardia nobile, ein paar junge Gesandtschaftattachés, die der Prinz mit unglaublicher Mühe herbeigeschafft hatte, und drei oder vier Abbati — denn in Rom sind die Abbati noch jezt was in Frankreich die Abbés vor einigen Jahrhunderten waren.

Am andern Ende des Saales stand der Prinz in der Mitte der dritten Gruppe. Hier befanden sich meist alte Herren, Verwandte des Prinzen, eben so vornehm und eben so arm wie er, und ihnen schloßen sich einige höhere ehemalige Beamte die nach dem Tode Gregors XVI. ihren Abschied genommen hatten, wie auch ein Bischof und Lord Stouthead an.

Was den Vicomte betrifft, so hielt er sich in der Mitte zwischen Annunziata und ihrer Mutter. Obschon seine Neigung ihn zu der Erstern zog, so war er doch zu klug, zu zartfühlend und zu sehr Franzose um die alte Prinzessin zu vernachlässigen, und überdieß zu neugierig um nicht mit Interesse die Unterhaltung in ihrer Gruppe anzuhören. Sie bestand hauptsächlich aus enthusiastischen Lobsprüchen auf Pius IX.

„Durch seine Tugenden," sagte die Prinzessin, „verdiente er schon Liebe und Bewunderung, wenn er nicht das Recht hätte sie zu fordern."

„Ja, er ist ein Engel," sagte eine wohlbeleibte Matrone in heiliger Extase.

„Ein Engel an Weisheit und Güte," sagte eine andere.

„An heiliger Liebe zu Gott," fügte eine dritte hinzu.

„An Demuth ...“
„An Milde ...“
„An Gerechtigkeit ...“
„An Menschenliebe ...“
„An Freigebigkeit ...“
„An Sparsamkeit ...“

Bei Erwähnung dieses lezten Vorzuges verstummten Alle und blickten mit Verwunderung auf diejenige die ihn vorgebracht hatte.

Diese aber, eine alte hagere Contessa, ließ sich nicht irre machen, sondern wiederholte mit Nachdruck:

„An Sparsamkeit ... strenger Sparsamkeit in Allem was seinen eigenen Leib betrifft. Erinnern Sie sich nur des rührenden Zuges mit der Limonade.“

„Was war das?“ fragte die Prinzessin verbindlich.

„Seine Heiligkeit empfand eines Tags, nach langer und strenger Arbeit in den Angelegenheiten der Kirche, das Bedürfniß nach einer Erfrischung und verlangte eine Limonade. Sein erster Kammerdiener ließ eilig zwei große Präsentirteller mit allen möglichen Erfrischungen herrichten und brachte sie hinein. ‚Ich habe nichts Anderes als eine Limonade verlangt,‘ sagte unser heiliger Vater. Der Kammerdiener erinnerte an das bisher übliche Ceremoniell, welches vorschrieb daß man in solchen Fällen alle möglichen Arten von Erfrischung bereitete. ‚Schon gut,‘ antwortete Seine Heiligkeit, ‚gehen Sie und schaffen Sie mir eine Citrone.‘ Der Kammerdiener holte sogleich die verlangte Frucht. ‚Geben Sie mir jezt Zucker und ein Glas Wasser.‘ Und das Oberhaupt der Kirche geruhte selbst den Zucker in das Wasser zu werfen und den Saft aus der Citrone zu pressen; und während er diesen einfachen Trank genoß, fügte er hinzu: ‚Tragen Sie diese Teller fort, vertheilen Sie die Erfrischungen unter die nächsten besten Armen die Sie auf dem Monte Cavallo treffen, und geben Sie überdieß jedem zehn Bajocchi. Sodann erinnern

Sie sich daß Sie mir nie mehr serviren als ich wünsche, weder mehr noch weniger.'"

Ein Gemurmel der Bewunderung folgte auf diese Erzählung, die besonders bei den Damen Anklang fand.

„Diese Sparsamkeit," sagte ein Abbate, „erstreckt sich auch auf seine Umgebung. Er hat eine Menge überflüssiger und kostspieliger Posten an seinem Hof eingezogen, denn er ist zu weise um seinen Glanz und seine Ehre in derselben Eitelkeit zu suchen wie weltliche Fürsten. Er würde auch die Schweizergarde aufgelöst haben, wenn nicht ein alter Vertrag ihn zwänge sie noch sechs Jahre zu behalten. Glücklicher Weise befand sich in dem Vertrag eine Clausel, die es ihm möglich machte seinen Wunsch wenigstens theilweise zu befriedigen, ohne sein Wort zu brechen. Es ist nemlich festgesezt daß alle Schweizer die in der römischen Armee Dienste nehmen Catholiken sein müssen, und da sich aus der Zeit des höchstseligen Gregor ein paar tausend Mann vorfanden die diese Bedingung nicht erfüllten, so begann unser heiliger Vater damit daß er sie verabschiedete."

Neues Gemurmel der Verwunderung über diesen sinnreichen Haushalt.

Bei dieser Periode der Unterhaltung um die alte Beherrscherin des Palastes her zog sich der Vicomte, der bisher den mittleren Weg eingehalten, näher zu dem jungen Stern, und dieß wurde um so unbemerkter ausgeführt, als man von der andern Gruppe her Lord Stouthead mit schwärmerischem Entzücken von dem Vergnügen sprechen hörte das er sich von dem Esel und seinem kleinen Fuhrwerk auf der Plattform des Vaticans verspreche, welches interessante Unternehmen er am folgenden Tag besehen wollte, obschon er sich dadurch zu confundiren fürchte, weil er gewiß von dem Weg abweiche den sein gedruckter Wegweiser vorzeige, ein theurer Freund welchen der Lord überall mitnahm und überall studirte.

Ein Lächeln spielte auf den Lippen des Vicomte von Ville-

Rosny, und als sein Blick eben jezt die stolze Römerin, die schöne Annunziata, die ebenfalls eine Secunde lang den Engländer angesehen hatte, suchte und traf, da sagte der Blick des lebhaften Franzosen so deutlich als möglich: „O mein Gott, an einen Esel zu denken, wenn man das Urbild des Edelsten und Herrlichsten vor sich hat!"

Aber die schöne Augenphrase ging verloren, denn Annunziata, die von zwei Abbati und von zwei Offizieren in Anspruch genommen war, richtete sich müde auf. Eine bekämpfte Unruhe, eine verhehlte Sehnsucht brannte in ihr. Sie hatte Kummer, denn sie wartete auf Gaëtano, der noch nicht gekommen war. Sie ahnte daß dieses närrische Fest ihm mißfalle.

Als sie im Schatten eines Fensters stehen blieb, näherte sich der Vicomte zum ersten Male.

„Ich weiß nicht," begann er mit einer Betonung welche berechnet war die höchste Ehrfurcht nebst einem Gefühl tiefer Bewunderung zu zeigen; „ich weiß nicht, Signora, ob Sie sich zu erinnern geruhen daß ich das Glück hatte Sie schon früher einmal als auf dem Monte Pincio zu sehen, obschon ich, als mir die Ehre zu Theil wurde Ihnen vorgestellt zu werden, nicht den Muth besaß dieselben Fragen an Sie zu stellen wie jezt."

„Im Fall," antwortete Annunziata mit ganz vornehmer Gleichgiltigkeit, „wirklich einiger Muth nothwendig sein sollte um eine so einfache Frage zu stellen — ich will mich erinnern daß ich Sie an den vorhergehenden Tagen auf dem Capitol sah — so sehe ich nicht ein was Ihnen später denselben geben konnte."

An diese Behandlung von Seite der Damen die er mit seiner näheren Aufmerksamkeit beehrte, war der Vicomte von Ville-Rosny nicht gewöhnt. Aber um des Reizes der Neuheit willen gestand er daß die eiskalte Rose in dieser vereisten Atmosphäre weit mehr Reiz für ihn besaß als irgend eine der glühenden Provençaler Rosen in ihren prunkenden und warmen Umgebungen.

„Sie sind streng patriotisch, edle Signora. Man bemerkt deutlich daß alles Fremde Ihnen mißfällt, und dennoch hege ich keinen höheren Wunsch als daß Sie nicht allzu entschieden an dieser Strenge festhalten möchten. Als ich Sie auf dem Capitol sah, verhinderten Sie mich etwas Anderes zu sehen, und als ich Sie auf dem Monte Pincio wiedertraf, war ich außer mir vor Freude, da Lord Stouthead, den ich zufällig kurz vorher getroffen hatte, mich dem Prinzen Montefiori vorzustellen versprach, welchen er zum ersten Male nach ihrer Begegnung irgendwo in Deutschland wiedersah."

„Ich glaubte, Sie und der Lord wären zusammengereist."

„Wie . . . Sie konnten denken, ich könnte es täglich mit einem Menschen aushalten der alle Gegenstände in seinem Guide studirt bevor er sie angesehen hat, und der hernach wiederum studirt, damit er die Eindrücke des Wegweisers nicht verliert — seine eigenen vergißt er, wenn ihn nicht Etwas mit ganz besonderer Macht angezogen hat."

„Das ist eine Seite vom Lord die ich besonders schäze," versezte Annunziata einfach. „Sie skizziren mit Talent, Herr Vicomte. Was kann auch unzuständiger sein als die Last unserer Eindrücke auf Andere zu legen, welche sie vermuthlich im besten Fall weder mit Interesse noch mit Geduld anhören?"

Der Vicomte erröthete stark.

„Würden Sie vielleicht, Signora, mir zu sagen belieben, was der schlimmste Fall sein könnte, wenn dieß der beste wäre für einen armen Thoren der es wagte aufrichtig zu sein?"

„Das ist etwas das vermuthlich von der Art und Weise abhängt wie man in verschiedenen Ländern die Sachen ansieht und nimmt. Denken wir uns, es handle sich um einen Römer, so wird er es ohne Widerrede als das Schlimmste ansehen, wenn er z. B. eine gewisse Müdigkeit erregte. Dieß würde sein feines Zartgefühl verlezen."

„Ohne Zweifel würde ein Franzose dem Römer in diesem ehrenden Gefühl nicht nachstehen. Aber statt in Ihrer Strenge nachzulassen, scheinen Sie dieselbe zu verdoppeln. Sie lieben starke Ausdrücke für Ihre Gedanken.“

„Mißfällt Ihnen Etwas daran, so schreiben Sie es meiner Unerfahrenheit im Umgang mit Ausländern zu. Es schien mir als ob Sie selbst starke Ausdrücke mit Vorliebe gebrauchten, und ich hoffte artig zu sein wenn ich Ihnen auf die gleiche Weise antwortete.“

Es war höchst unangenehm für den jungen Vicomte sich auf solche Art von der scharfsinnigen, alle Höflichkeit verschmähenden Römerin zurückgeschlagen zu sehen, und das Schlimmste war daß sie die Grausamkeit hatte ihm mit einem Lächeln, dergleichen er nie gesehen hatte und nie mehr zu sehen hoffte, zu verstehen zu geben daß diese kurze Besprechung ihres Erachtens lange genug gewährt habe.

Aufgebracht, verlezt, aber mit vollkommener Selbstbeherrschung trat der Vicomte zurück.

Annunziata suchte ein anderes Fenster. Ihr Blut brannte und flammte auf ihren Wangen. Des Franzosen leichtsinniger Vorwiz beleidigte sie, und sie war froh ihn abgeschüttelt zu haben. Aber Gaëtano's Ausbleiben schmerzte sie — warum erschien er nicht, gerade jezt wo er so glücklich gewesen wäre diese Ausländer gleichsam zermalmen zu können durch den Anblick eines wahren Römers, der zu groß und hochsinnig war um, wie ihr Bruder Giulio, mit den Trümmern aus dem gewaltigen Schiffbruch der Vergangenheit glänzen und Leichtgläubige betrügen zu wollen? Gaëtano verstand es weit stolzer und achtunggebietender in seiner unverholenen Armuth zu sein als Giulio in seinem thörichten Luxus, den er einige Tage fortsezen konnte und hernach mit unberechenbaren Entbehrungen bezahlen mußte.

Schon einige Minuten war der Blick der alten Prinzessin mit schlecht verdecktem Mißvergnügen ihrer Tochter gefolgt. Sie

hatte während des Gesprächs in dem Kreise dessen Mittelpunkt sie selbst bildete Alles gesehen was sich zutrug und die Miene verlezten Stolzes, womit der Vicomte sich zurückzog, vollkommen aufgefaßt.

Mehrere Male hatte die beunruhigte Mutter die Augen auf ihren Sohn geworfen, um seinen Beistand zu verlangen, aber Lord Stouthead hatte die Hand auf seinen Arm gelegt, und es war nicht möglich ihm zu entkommen.

Diese Widerwärtigkeit für die Mutter verschaffte Annunziata wieder Zeit mitten im Gesellschaftsleben zu träumen — Träumen war ihr Lieblingsvergnügen — und so hatte sie auch Gelegenheit unbemerkt ein zusammengerolltes Billet zu empfangen, das der Haushofmeister, das Factotum des Palastes, ihr zuschob, während er Eis servirte.

Mit einer leichten Blässe, weil sie gesehen zu werden fürchtete, zog sich das junge Mädchen hinter eine der Säulen zurück, wo sie unter heftigem Herzklopfen das kostbare Briefchen erbrach und Folgendes las:

„Meine Sonne!

„Vergebens kämpfe ich heute gegen mein düsteres Gemüth.

„Ich weiß — denn ich weiß immer mehr als Du ahnst — daß der französische Narr Dich auf dem Capitol gesehen und sich in Dich verliebt hat. Er hat es sogar gewagt an den Cicerone Cecco Fragen zu stellen die sein Entzücken verrathen. Später hat er Dich auf dem Monte Pincio wieder getroffen; das hat Dein Bruder mir gesagt . . . nein, nein, ich komme nicht.

„Annunziata, Du des armen Gaëtano einzige Blume, seine berauschende, liebliche Blume, sein einziger, kostbarer Schaz, ich vergehe vor Sehnsucht Dich wieder zu sehen. Aber Dich wieder zu sehen, so lange der Vicomte von Ville-Rosny sich erfrecht seine Blicke auf Deiner götterschönen Gestalt weilen zu lassen, das wage ich nicht, denn noch besize ich kein Recht Dich dem Entzücken Anderer zu entreißen . . . O wie ich leide und brenne!

„Giulio hat Absichten die ich auszuforschen verabscheue. Aber bald, meiner Seele Braut, meine Annunziata, werde ich Dich bitten mir eine Zusammenkunft zu bewilligen. — Dein Vetter

Gaëtano.

„N. S. O wie dieser Abend lang wird! Wenn Du oft an das Fenster gehst, kann ich Dich vielleicht sehen; ich schleiche verkleidet umher. Blicke keinen Andern sanft und freundlich an als Deinen Bräutigam.

„Ich bin kein Wilder, kein blutdürstiger Tyrann. Die Familien welche die Geschichte mit ihren grausamen Racheacten befleckt haben, gehören nicht zu der meinigen, und noch bete ich daß der Weg dieses Franzosen sich nicht mit dem meinen kreuzen möge."

In einer Secunde überflog Annunziata das Billet, dann versteckte sie es unter ihrer Schärpe und kehrte ans Fenster zurück. In diesem Augenblick glitt ein Schatten vorbei, aber er erschien nur undeutlich, so dicht war er eingehüllt. Annunziata meinte jedoch, ob mit Recht oder Unrecht, einen Finger auf die Lippen gedrückt zu sehen. Ihre schwarzen Augen blizten; ein Sternschuß flog auf den dunkeln Plaz vor dem Palaste hinaus, und ihr helles bernsteinfarbiges Gesicht wurde von einem noch klareren Purpur übergossen, heiß wie das Herzblut der Südländerin.

Sie wurde durch die Stimme ihres Bruders geweckt. Es war ihm nämlich gelungen seinen übrigen Pflichten nachkommen zu können, und jezt überließ er seine Schwester dem bereitwilligen Lord, der sie sogleich in einem barbarischen Gemisch von Französisch und Italienisch mit seinem beabsichtigten Besuch bei dem merkwürdigen Esel zu unterhalten anfing, worüber sich Annunziata so augenscheinlich ergözte, daß der Vicomte von Ville-Rosny aus Verdruß seine Lippen zerbiß.

Aber jezt dürften wir an der Soiree der Prinzessin genug haben.

— — — — — — — — — — — — — —

Ihre lezten Worte, als sie dem Sohn güte Nacht sagte, um in ihr Stübchen zurückzugehen, lauteten wie folgt:

„Bedenke wohl daß wir solche Ausgaben nicht fortsezen können, wenn nichts ausgerichtet wird. Ich fürchte, Giulio, Du hast unbedacht ein gewagtes Spiel eingeleitet, das uns in noch schlimmere Umstände versezt.“

„Glauben Sie das nicht, Mutter. Der Vicomte ist verliebt, ernstlich eingenommen, und er ist reicher als Lord Stouthead — wenigstens wird er es mit der Zeit, wenn er von seinem Vater den Marquistitel und das Gut erbt.“

„Nun, ich will mich noch auf Dich verlassen, aber Annunziata sah nicht aufmunternd aus. Bedenke wenn . . .“

„Ach, liebe Mutter, lassen Sie uns jezt nicht trübe schauen, wenn der Himmel sich erheitern will.“

3.

Zwischen dem Lord und dem Vicomte. — Gespräch auf dem Heimweg.

„Der Prinz ist ein wahrer Gentleman,“ begann der Lord. „Nur Schade daß er so schlecht englisch spricht!“

„Nicht schlechter als wir italienisch,“ antwortete der Vicomte.

„Das ist wohl wahr. Aber es ist auch Schade daß seine Angelegenheiten noch schlechter sind als sein Englisch. Wäre es nicht unpassend gewesen, so hätte ich ihm gerne den Vorschlag gemacht einen Theil der jezt überflüssigen und äußerst vernachläßigten Möbel des interessanten Palastes zu kaufen. Das gäbe eine herrliche Acquisition für mein Haus in ***“

„Verzeihen Sie daß ich Sie unterbreche, Mylord. Aber wie können Sie davon reden, oder überhaupt an etwas Anderes denken als an die blendende Schwester des Prinzen?“

„Ach ja, ich sah daß Sie auf dieser Seite stark beschäftigt waren. Sie ist wirklich was sie als die lezte edle Tochter dieses verfaulten Hauses sein muß. Hätte sie etwas mehr als ihre Schönheit und ihre stolze Römerwürde, so würde ich davon absehen daß sie Italienerin und Catholikin ist, und mir alle Mühe geben um sie zu überreden daß sie sammt den übrigen Kunstsachen — um diese werde ich mir viel Mühe geben — nach England mitkomme."

„Sie haben vielleicht originelle Ideen, Mylord, aber diese haben den Fehler daß sie unausführbar sind; Annunziata, dieses lebendige Meisterstück des ersten Meisters, sie sollte nur so wie ein Ding mitkommen! Ich gestehe offen, denn ich wünsche meine Gedanken in dieser Sache nicht zu verbergen, daß ich Alles was ich besize und noch bekomme zu ihren Füßen legen würde, wenn ich einmal das mindeste Recht hätte zu glauben daß sie mich ihrer Aufmerksamkeit würdige."

„Sprechen Sie im Ernst, Vicomte?"

„Das sollte nicht schwer zu hören sein. Ich bin wahnsinnig verliebt."

„So nehmen Sie sie," antwortete der Lord phlegmatisch.

„Als ob das so leicht wäre! Versuchen Sie es einmal sie nur anzusehen."

„Ich habe es versucht und ich versichere Sie daß sie mich, ohne mir schmeicheln zu wollen, ganz und gar nicht ohne Interesse anhörte."

„Warum, mein bester Lord? darum weil Sie von Ihrer abscheulichen Leidenschaft für den Esel sprachen. Hätten Sie ihr dagegen von sich selbst zu sagen gehabt . . . "

„Glauben Sie daß das weniger gut ausgefallen wäre? Wenn ich Zeit hätte, so könnte es mir einfallen Ihnen das Gegentheil zu beweisen."

„Mylord, Sie haben mein Vertrauen erhalten . . . ich bitte Sie dieß nicht zu vergessen."

„Vicomte, Sie erhielten das meinige schon vorher. Glauben Sie nicht daß ich diese Perle zu schäzen verstehe? Sie würde, wenn sie in der Gesellschaft aufträte, Jeden der das Recht hätte sie am Arm zu führen zum Gegenstande allgemeinen Neides machen."

„Alles das brauchen Sie mir nicht zu wiederholen. Hier handelt es sich bloß darum daß Sie sich Ihrer Erklärung, Sie können das Mädchen ihrer Armuth wegen nicht mit den übrigen Kunstsachen nach England führen, erinnern dürften. Ich antwortete Ihnen darauf daß ich ihr Alles zu Füßen legen wollte. Somit glaube ich Ihnen, Mylord, eine Erklärung gegeben zu haben die uns gestattet es hiebei bewenden zu lassen."

„Ganz gut . . . ich übereile mich nie. Inzwischen kann ich Ihnen einen guten Rath geben den zu befolgen Ihnen frei steht, während ich mich besinne."

„Nun der lautet?"

„Wenden Sie sich nicht an das Mädchen, sondern an den Bruder. Er wird entzückt sein, weil er dann Aussicht hat Geld borgen zu können. Er empfiehlt die Sache bei der Mutter, die ebenfalls entzückt sein und zu der hohen Dame, ihrer Tochter, sagen wird: ‚Der Palast Montefiori wird mit der Zeit ein ganzes Kloster, und ein Kloster ist eine düstere Wohnstätte gegen ein sonnenbeglänztes Schloß in Frankreich. Wähle . . . wir haben bloß zwei Auswege.' Nun zweifeln Sie noch am Ausgang?"

„Ja, bei Gott! Sie liebt ihr Rom und verachtet einseitig alles Andere."

„Vielleicht bloß um Sie desto mehr einzunehmen."

„Und dazu sollte ein solches Wesen sich herablassen?"

„Gute Nacht!" sagte der Lord mit kurzen Worten; „ich habe die englischen Neuigkeiten in der Times heute Abend. Verzeihen Sie also daß ich Ihre Gesellschaft nicht länger genießen kann. So wie ich heute Abend gesonnen bin, sage ich: Glück auf zu Ihrem Unternehmen! Wenn ich nach Frankreich komme, hoffe

ich der Vicomtesse vorgestellt zu werden. Kommen Sie dann nach England, so werde ich Ihnen denselben Dienst bei Lady Stouthead erweisen. Meine Cousine ist nicht schön, aber sie ist reich und erbt eine der schönsten Kunstsammlungen. Apropos, wenn Sie den Palast Montefiori erben, so bitte ich mir vor allen Dingen kaufsweise . . . "

„Gute Nacht!" unterbrach jezt der Vicomte ganz kurz. „Morgen treffen wir uns wahrscheinlich nicht."

„Nein, das ist um so sicherer als ich den morgenden Tag zur bewußten Ueberlegung anwenden will."

Der Vicomte that als ob er nicht hörte.

Die beiden Herren trennten sich.

4.

Erste Begegnung der Rivale.

Einige Tage waren nach dem Fest bei der Prinzessin verflossen.

Die Sonne hatte so eben durch die Fenster bei dem Vicomte von Ville-Rosny hereinzuschauen begonnen, als er durch ein paar kräftige Schläge an die Thüre geweckt wurde.

„Wer ist da?" rief er seine Augen reibend.

„Ich bins."

„Ich!" wiederholte der Franzose; „was für ein Ich?"

„Cecco!"

„Ah so, komm nur herein!"

Cecco, der junge Römer welchen der Vicomte als Führer angenommen hatte, gehorchte der Aufforderung und trat ein.

„Sie liegen noch im Bett," rief er mit der naiven Vertraulichkeit die sich ein Facchino gegen denjenigen erlaubt der ihn bezahlt; einer Vertraulichkeit die übrigens durchaus nicht als Mangel an gebührender Ehrerbietung zu betrachten ist.

„Allerdings liege ich noch . . . Du hast mich aus dem tiefsten Schlafe geweckt.“

„Sie schlafen zuviel . . . Sie müssen jezt aufstehen . . . es ist neun Uhr.“

Lachend über Cecco's bestimmten Ton, erhob sich der Vicomte und begann seine Toilette, wobei der Römer nicht die mindeste Miene machte den Kammerdiener zu spielen, obschon er dazwischen hinein mehrere Male mahnte daß die Sonne schon hoch am Himmel stehe, daß man die Zeit benüzen müsse, indem es früh dunkel werde u. s. w.

Der Facchino hatte gute Gründe so zu drängen: er fürchtete, es könnte ihm dasselbe passiren wie Tags zuvor.

Da war er später gekommen und hatte beinahe eine Stunde auf Ville-Rosny's Aufstehen gewartet. Als dieses endlich vollbracht war und der Spaziergang beginnen sollte, kam der Prinz von Montefiori. Cecco wurde also verabschiedet und mußte sich mit einem Paolo als Schadensersaz begnügen, während er fünf hätte ansprechen können, wenn er sein Geschäft als Führer hätte versehen dürfen.

Auf solche Art achtzig Prozent von einem berechneten Einkommen zu verlieren, muß für Jeden unangenehm sein, hauptsächlich aber für einen Facchino der von der Hand in den Mund lebt und nicht immer einen reichen Ausländer zum Herumführen findet. Deßhalb hatte der Bursche sich jezt, um seiner Sache sicher zu sein, eine Stunde vor der verabredeten Zeit eingefunden, mit dem festen Vorsaz sich weder von einem Prinzen noch von einem Lord den berechneten Verdienst rauben zu lassen.

Der Vicomte war bald fertig und begab sich mit seinem Führer zuerst auf dem kürzesten Weg nach dem Pantheon Agrippa's und von da über den Trajansmarkt zu dem alten Forum. Das

Coliseum versparte er auf einen andern Tag und kehrte nun nach dem Corso zurück.

Der Weg führt durch enge schmuzige Gassen und bietet just nichts Merkwürdiges außer dem Grabmal des Cajus Bibulus, vor welchem der Vicomte auch stehen blieb.

Es besteht aus einigen gewaltigen Blöcken von tiburtinischen Steinen, die in ein altes verfallenes Haus eingemauert sind, dessen Erbauer vermuthlich sehr froh war diese gigantischen Materialien benüzen zu können die ihn gar nichts kosteten.

Die Form ist einfach, aber edel, und das Monument trägt ein glückliches Gepräge von ehrwürdigem Alter.

„Was ist das?“ fragte der Vicomte.

„Das Grabmal des Cajo Poblicio Bibulo.“

„Ah da ist eine Inschrift . . . was steht da?“

„Senatus consulto atque populi jussu,“ begann Cecco und fuhr fort die alte lateinische Inschrift zu lesen, mit der wir jedoch unsere Leserinnen verschonen wollen, da sie, wie man uns gesagt hat, vor der Sprache Virgil's und Cicero's einen unüberwindlichen Abscheu hegen.

„Weißt Du auch was das bedeutet?“ fragte der Vicomte mit einem Lächeln über die lateinische Aussprache des Römers.

„Gewiß, Signor,“ antwortete Cecco stolz. „Das bedeutet daß auf Anrathen des Senats und Befehl des Volkes Publicius als Belohnung für seine Verdienste diesen Plaz zur Begräbnißstätte für sich selbst und seine Nachkommen erhielt.“

„Wo hast Du all diese Gelehrsamkeit her?“ fragte der Vicomte scherzend und ohne besondere Aufmerksamkeit auf die Betonung welche der Bursche auf die ersten Worte gelegt hatte, die an des Volkes Macht und Majestät in der alten römischen Republik erinnerten.

„Ich habe es von . . . “

Der Facchino hielt inne, als wäre er im Begriff Etwas zu verrathen was er als vorsichtiger Mann verschweigen müßte.

„Nun . . . von wem?"

„Von . . . von einem . . . ich erinnere mich nicht mehr recht . . . einem reisenden Engländer der es mir übersezt hat."

Die Sache interessirte den Vicomte wenig: er begnügte sich mit der Antwort die er erhalten und zog weiter.

Als sie auf den Corso kamen, ging er in ein Café und frühstückte eine Tasse Chocolade, während sein Wegweiser einen halben Bajocco für gebratene Castanien ausgab.

Darauf ließ er sich an die Tiber hinabführen, bewunderte den Vestatempel und erinnerte sich bei Betrachtung der Bocca della verità und des foro boario, wo früher die ara maxima stand, an die Sage von Hercules und Evander.

Die Bocca della verità befindet sich in der Seitenhalle von der Kirche Santa Maria in Cosmedia und besteht aus einer runden Steinscheibe die eine unförmliche Maske vorstellt, und in deren Mitte ein rundes Loch angebracht ist, an der Stelle wo der Mund sizen würde. Eine Sage bedroht mit großem Unglück Jeden der eine Unwahrheit sprechen und es dabei wagen würde seine Hand in diesen Mund der Wahrheit zu stecken: die Hand würde unbedingt von den Zähnen der steinernen Maske zermalmt werden. Nicht weit davon liegt das Haus des Cola di Rienzi, ein kleines zweistockiges Gebäude von düsterem und verfallenem Aussehen. Es ist aus einer Art kleiner Ziegelsteine aufgemauert, welche der Baumeister kunstreich zusammengefügt hat, so daß die äußere Seite mit phantastischen Basreliefs bekleidet ist, durch Säulen mit Capitälen getrennt welche keiner angenommenen Ordnung angehören.

Ein weit vorspringendes Fries (wenn man einen so uneigentlichen Ausdruck gebrauchen darf) öffnet sich in der Mitte vor einem kleinen gewölbten Fenster, dem einzigen das man an den drei freistehenden Wänden des Gebäudes entdecken kann. Aus diesem Fenster soll der unglückliche Tribun oft Reden an das Volk gehalten haben.

Auf dem geschnörkelten Architrav liest man einen lateinischen Vers, für dessen Verfasser man Rienzi's Freund Petrarca hielt:

„Adsum Romanis grandis honor populis."

In seinem halbzerstörten Zustand und ganz übersät mit wunderlichen Arabesken und neckischen Zierathen, erscheint das kleine Haus als ein passendes Symbol für den Volkstribun Cola Rienzi und seine ausschweifenden Pläne zur Wiederherstellung des früheren Glanzes und der alten Freiheit Roms.

So dachte wenigstens der Vicomte, als er sich die Geschichte Rienzi's vergegenwärtigte, der mit seiner Genialität und seiner Kurzsichtigkeit, seiner aufopfernden Vaterlandsliebe und seiner grenzenlosen Eitelkeit, seinem kühnen Muth und seiner unglückseligen Unentschlossenheit, seinem Skepticismus und seinem Aberglauben, wie man ihn auch sonst beurtheilen mag, dennoch stets als eine der interessantesten und characteristischsten Persönlichkeiten des Mittelalters dastehen wird.

Diese Betrachtungen beschloß der junge Franzmann damit daß er Etwas von gemeinem Emporkömmling zwischen den Zähnen murmelte.

In diesem Augenblick bog ein hochgewachsener Mann, in einen weiten Mantel gehüllt, um die Ecke und blieb eine Secunde vor Ville-Rosny stehen, dem er einen verächtlichen, forschenden Blick, begleitet von einem spöttischen Lächeln, zuwarf.

Ob dieß daher kam daß er des Vicomte Aeußerung über Rienzi gehört und mißbilligt hatte, oder ob es einem andern, dieser Sache ganz fremden Umstand zuzuschreiben war: genug, für den Franzosen ging es ganz verloren, weil seine Aufmerksamkeit in diesem Augenblick von einem kleinen, schwarzäugigen und abscheulich schmuzigen Mädchen in Anspruch genommen wurde, das von einem Kehrichthaufen vor Rienzi's Hause herab aus Leibeskräften rief:

„Bajocco, Signor . . . Signor, bajocco!"

Da das kleine Mädchen, troz seines Verlangens nach einem Bajocco, keine Miene machte den Kehrichthaufen zu verlassen, und da der Vicomte keinen Beruf in sich spürte sie aufzusuchen, um ein Werk der Barmherzigkeit zu verrichten, so wandte er sich um, und jezt erst fiel ihm der Mann mit dem Mantel auf der sich gerade entfernte, nachdem er Cecco zugenickt hatte, welcher seinerseits mit besonderer Ehrfurcht das Haupt entblößte.

„Wer war das?" fragte der Vicomte.

„Der Marchese von Montefiori," sagte Cecco mit einiger Verlegenheit. „Er ist ein Vetter der schönen Prinzessin welche Sie auf dem Capitol sahen."

Der Vicomte erröthete.

„Ein Vetter der . . . nun, woher kennst Du ihn denn?"

Statt diese Frage zu beantworten, zeigte der Facchino auf die drei verfallenen Gewölbe des Ponte rotto, über denen jedoch der Franzose den Vetter Annunziata's und seine Bekanntschaft mit Cecco nicht vergaß.

Nachdem er mit ganz zersplittertem Interesse — denn Cecco wollte von nichts Anderem reden als von dem was seines Amtes war — die Säulenhalle Octavia's betrachtet, die früher eines der prachtvollsten Denkmäler Roms gewesen, und in deren Gewölbe man jezt Fische verkauft; nachdem er am Ghetto, dem Zufluchtsort der Juden, vorbeigestreift war und die Isolo Tiberina passirt hatte, warf sich der Vicomte in die schmuzigen und engen Gassen von Trastevere.

Hier befand sich Cecco in seinem Element — er war selbst Trasteveraner — er richtete sich auf, hielt seinen Kopf hoch empor und schaute sich stolzen Blickes um, mit dem schmeichelhaften Bewußtsein auf der andern Seite der Tiber das Licht der Welt erblickt zu haben.

Trastevere ist für Rom was Castilien für Spanien ist.

Der Trasteveraner ist zwar nicht, wie der Castilianer, geborener Edelmann, aber er schmeichelt sich doch damit daß in seinen

Adern das reinste Römerblut fließe; er rühmt sich daß keiner seiner Ahnen sich mit Barbaren vermischt; er glaubt nicht einmal daß diese je einen Fuß auf die andere Seite der Tiber gesezt haben.

Dem sei wie ihm wolle, so viel steht fest daß der Trasteveraner in Bezug auf Körperbildung den schönsten und reinsten römischen Typus erhalten hat, und was seine moralischen Eigenschaften betrifft, so hat er sich aus alter Zeit einen unbeugsamen Stolz und wilden Muth bewahrt.

Er betrachtet mit einer gewissen Verachtung die Römer aus den dreizehn andern Vierteln der Stadt, und mit Argwohn die wenigen Ausländer die sich in seinen Bezirk wagen, wo übrigens nichts sonderlich Bemerkenswerthes zu finden ist, was die Neugierde oder den Kunstsinn anregen könnte.

Der Vicomte hatte diesen Weg gewählt, um durch die Longarastraße zur St. Peterskirche zu kommen, mit welcher er die Wanderung des Tags beschließen wollte.

Cecco's Rede glich einem lebhaften Strom. Aber die Gedanken des Vicomte folgten diesem Strom nicht.

„Nun Cecco, Du kennst also den jungen Edelmann der mit Dir sprach?"

„Natürlich. Ich kenne viele Edelleute. Man weiß wer Cecco ist, der Trasteveraner Cecco. Aber Sie als Fremder können nicht Alles wissen."

„Ich glaube, er war hübsch . . . hübscher als der Prinz."

„Das kommt auf den Geschmack an."

„Hat er keinen Umgang mit seinen Verwandten?"

„Was kann ich davon wissen . . . Wohin befehlen Sie jezt, Signore?"

„Unzugänglich," brummte der Vicomte vor sich hin . . . „aber gewiß glitt ein Papier zwischen Ceccos und des edlen Vetters Händen hin . . . Ha, wenn von dieser Seite ein Hinderniß stattfände, dann . . . und ich sehe sie nirgends mehr und kann auch

vor morgen meine Aufwartung nicht machen ... Weißt Du einen Ort wo ich eine Flasche Orvieto bekommen kann?“ fragte Ville-Rosny, dessen Phantasie endlich durch den Durst gehemmt wurde.

„Ja Signor, ganz in der Nähe von hier,“ antwortete Cecco und schwenkte in eine Hintergasse ab.

Obschon es nicht so ganz nahe war wie der Facchino versprochen hatte, so blieb er doch bald vor einer Bude stehen, über deren Thüre folgende Inschrift zu lesen stand:

Sale e tabacchi.
Spaccio di vino e di acquavite.

was bedeuten will daß man Salz und Tabak verkaufe — zwei Waaren auf welchen in den meisten Staaten Italiens ein Monopol ruht — wie auch Weine und Spirituosa, welche der freien Concurrenz überlassen sind.

„Hier Signore,“ sagte Cecco, auf die offene Thüre deutend, „das ist die Bude meiner Schwester.“

„Ah!“ antwortete der Vicomte lachend, „das ist Deiner Schwester Bude, dann ist es kein Wunder daß Du mich hieher geführt hast, obschon wir an drei oder vier Wirthshäusern vorbei mußten.“

„Aber hier ist der beste Orvieto von ganz Rom,“ meinte Cecco.

Auf diese Versicherung hin trat der Vicomte ein und verlangte eine Flasche Orvieto.

Er hatte erwartet, Cecco's Schwester würde wie ein ganz gewöhnliches Weib aussehen das Salz, Tabak und Branntwein verkauft, von italienischem Traubensaft nichts zu sagen.

Statt dessen bekam er ein junges Mädchen von den verführerischsten Zügen, frischer Farbe, feurigem Auge und plastischen Formen zu sehen. Das rothe Mieder schloß sich dicht um die üppige Büste, der Rock war kurz und zeigte ein paar zierliche Füße, die in abscheulich plumpen Schuhen steckten; das schwarze

Haar war in ein paar feste Zöpfe geflochten, im Nacken mit einer Nadel befestigt die mit großen bunten Glasperlen geschmückt war.

Ihre Stimme, als sie den Bruder begrüßte, hatte einen starken Metallklang der durch einen Ausdruck von Zärtlichkeit gemildert wurde.

Ville-Rosny trank mit Wohlbehagen seinen Wein und betrachtete das Mädchen mit einem Vergnügen das seine tiefere Liebe nicht hinderte, jedoch ohne etwas zu sagen. Darauf bezahlte er und ging, jedoch mit dem festen Vorsaz nicht in Gesellschaft des Bruders zurückzukommen, denn dem Vicomte war ein Manöver aufgefallen das Cecco kurz vor dem Abschied mit der Hand seiner Schwester machte, indem er ganz deutlich ein Billet hineinsteckte.

„Das ist also Deine Schwester? Wie heißt sie?"

„Marietta, Signor."

Zufrieden mit diesem Aufschluß ließ sich der Vicomte direct in sein Hotel zurückführen, wo er dinirte und vor allen Dingen ausruhte, um in der Einsamkeit wo möglich zu ergründen, ob das lezte Papier wohl dasselbe sei wie das erste das der Marquis von Montefiori so vorsichtig Cecco übergeben hatte.

„Also ein Geheimniß, eine Correspondenz, und die Post geht durch die schöne Wirthin."

Des Vicomte Kopf war gänzlich in Unordnung. Er aß ohne zu essen, und schlief ohne zu schlafen. Er hatte jezt die wirkliche Ursache von Annunziata's Kälte gefunden, und verliebt und eifersüchtig wünschte er daß er dieß Italien nie gesehen hätte, dessen Abenteuer er sich in der Phantasie so herrlich ausgemalt.

5.

Am Fuße des Altars.

Den Vicomte hatten seine Augen und sein Instinct nicht getäuscht, und hätte er spät am Abend desselben Tags in Signora Annunziatas innerstes Stübchen blicken können, so hätte er ihre Kindheitsgespielin, die schöne Marietta, Ceccos Schwester, gesehen, wie sie mit eifriger Sorgfalt einen Brief hervorzog und ihn überlieferte, der noch wichtiger war als derjenige welchen Annunziata an dem merkwürdigen Abend empfangen, wo man noch einmal eine Gesellschaft in den Sälen des Hauses Montefiori versammelt sah; denn dieser lezte Brief betraf das damals in Aussicht gestellte Rendezvous, für welches jezt Ort und Zeit ausgesezt wurden.

„Ach Marietta, mein guter Engel, Du hebst meine Unruhe und gibst mir ein Vorgefühl des Paradieses. Sicher werde ich heute Nacht nicht schlafen."

Annunziata sprach diese Worte, während sie den Brief öffnete und entfaltete.

„Sie machen mich stets glücklich mit Ihren freundlichen Worten. Sie wissen wie innig ich Sie anbete. Ach Sie werden es verstehen, wenn ich Ihnen sage daß mein Gewissen mich zuweilen grausam peinigt, wenn mein Beichtvater fragt ob ich Nichts mehr auf dem Herzen habe; aber eher kann ich die Sünde ertragen die gnädige Excellenz hinters Licht zu führen, als daß ich Sie verriethe, und wenn Sie einmal selbst den Schleier fallen lassen, so daß Ihre Verwandten die Liebe zwischen Ihnen und Ihrem Vetter sehen können, dann will ich die ganze Gewissenslast bei meinem Beichtvater abwerfen. Er wird sie tragen, und ich hoffe daß ich mit eintägigem Fasten und einem kleinen Beitrag für seine Armen davon komme, denn mein Beichtvater hat deren viele. Die heilige Jungfrau segne ihn für seine Frömmigkeit!"

Marietta hätte noch lange so fortschwazen können. Annunziata hörte Nichts.

Aber kaum hatte das junge Fräulein die Bitte ihres Liebhabers gelesen und mit einigen beifälligen Zeilen beantwortet, welche schnell in den Falten von Marietta's Mantille verwahrt wurden, als die alte Prinzessin, die sonst selten oder nie in ihrer Tochter Zimmer kam, hereintrat und sich mit mißtrauischen Blicken umsah.

„Hast Du um diese Zeit Besuch, meine Tochter?"

„Ich hatte meiner Herrin einige auserwählte Orangen anzubieten," erklärte Marietta schnell mit einer äußerst tiefen und demüthigen Verbeugung.

„Wir danken Dir, aber Du mußt Deine Zeit daheim in der Bude nicht versäumen," antwortete die Prinzessin in herbem Tone. „Leb wohl, mein Kind, und bedenke daß meine Tochter und Du jezt in das Alter gekommen sind wo die Wege sich von selbst scheiden."

Marietta empfing diese kalte und strenge Zurechtweisung mit der gebührenden Niedergeschlagenheit.

„Wie Eure hohe Gnaden befehlen. Ich betheure daß ich über meinen unbewußten Fehler sehr betrübt bin, und ich werde es nicht wagen ihn wieder zu begehen. Ich bitte Euer Excellenz mir gnädigst zu verzeihen daß ich mich erkühnte mit der Signora von einem jungen Fremden zu sprechen der in meiner Schenke eine Flasche Orvieto trank."

„Um Deiner Aufrichtigkeit und Demuth willen will ich Dir diese Ungebührlichkeit verzeihen . . . aber sag mir der Wahrheit gemäß den Namen des Fremden . . . ich will ihn wissen . . . sieh Dich vor wie Du antwortest."

„Strenge, gnädige Excellenz, es war ein Franzose, ein Vicomte Ville-Rosny, welchem mein Bruder gewöhnlich als Wegweiser dient. Er hatte das Fräulein zuerst auf dem Capitol gesehen, und hätte nicht entzückter sein können wenn er die Madonna

selbst zu sehen bekommen hätte ... Aber," fügte die schlaue Marietta hinzu, „es schickt sich nicht für ein so armes Mädchen wie ich bin von den Gefühlen so vornehmer Personen zu sprechen."

Die Züge der Prinzessin erheiterten sich immer mehr, und als die kleine Wirthin verstummte, geruhte sie mit ungemeiner Herablassung zu sagen:

„Lebe wohl, liebe Marietta, ich erlaube Dir Annunziata manchmal zu besuchen. Aber mißbrauch' meine Güte nicht."

Lächelnd entflog Marietta, indem sie überlegte ob sie wohl eine Sünde begangen habe. Es war ja Alles wahr was sie gesagt hatte, bis auf den kleinen Umstand daß sie noch nicht dazu gekommen war mit dem Fräulein über den Vicomte zu sprechen. Und da die Mahnung der Prinzessin ihre Güte nicht zu mißbrauchen offenbar das Gegentheil bedeutete, so konnte es gewiß keine gefährliche Sünde sein ein klein wenig eine Dame zu hintergehen die selbst hintergangen zu werden wünschte, versteht sich auf eine andere Art.

Gedemüthigt in ihrer stolzen, alle List verachtenden Seele, stand Annunziata niedergeschlagen da. Sie hätte gerne durch die Wahrheit augenblicklich einen Sturm hervorrufen mögen, aber ihr Instinct warnte sie und gebot noch zu warten.

Die Prinzessin täuschte sich über das Aussehen ihrer Tochter, und vergnügter als sie seit langer Zeit gewesen, verschwand sie mit einem ungewohnten Lächeln auf ihren Lippen . . . . .

Die Kirche in welche Gaëtano die Zusammenkunft mit seiner Geliebten verlegt hatte, und wo die junge Römerin am folgenden Morgen eintraf, glich, wie die meisten catholischen Kirchen, mehr einem eleganten Boudoir als einem Tempel Gottes.

Das blendende Sonnenlicht wurde bei seinem Eindringen durch die gemalten Glasfenster und rothen seidenen Vorhänge gemildert, so daß es einen ungewissen geheimnißvollen Schein auf die Marmorsäulen und die glänzenden Altäre warf.

Diese wunderbare Beleuchtung, im Verein mit dem Duft

aus den Rauchpfannen und dem tiefen Schweigen das nur durch unterdrückte Seufzer oder still gesprochene Gebete aus einem Winkel unterbrochen wurde, erzeugte eine Stimmung die man nicht sowohl Andacht als vielmehr eine liebliche Schlaffheit, eine geheimnißvolle Betäubung nennen könnte.

Gaëtano, einfach und schön, mit antiken Zügen und würdiger, ruhiger Haltung, näherte sich sachte einer kleinen Capelle vor welcher eine Dame am Fuß eines reichgeschmückten Altars kniete.

Ihr langes schwarzes Kleid lag in reichen Falten über die bunte Mosaik des Bodens ausgebreitet und deckte ihre Füße; aber die Mantille die fest um den schlanken Leib gezogen war verhüllte den weißen, plastisch gebildeten Hals nicht, der einen Kopf trug von welchem man jedoch jezt weiter Nichts als die üppigen dunkeln Flechten bewundern konnte. Das Gesicht war von zwei Händen bedeckt die so fein, so klein und edel geformt waren, daß man weiter Nichts zu sehen brauchte um zu wissen daß die Knieende der Classe der Patrizier angehörte.

Mit einem Blick voll unaussprechlicher Zärtlichkeit und wehmüthigen Entzückens betrachtete der Römer die junge Dame die gänzlich in ein glühendes Gebet oder einen lieblichen Traum versunken schien. Darauf trat er einige Schritte näher und flüsterte leise:

„Annunziata!“

Sie fuhr heftig zusammen und erhob ihr erröthendes Gesicht.

„Ach, bist Du's, Gaëtano?“ sagte sie. „Mein Gott, wie hab' ich auf Dich gewartet!“

„Verzeih mir,“ antwortete er und drückte einen brennenden Kuß auf ihre Hand, die sie ihm reichte um sich aufzurichten. „Hätte ich gekonnt, so hätte ich keine Secunde gewartet um Dich aufzusuchen.“

„Und was hat Dich denn aufgehalten? Du bist ja frei, Du kannst kommen und gehen wie Du willst; Du brauchst Dich

nicht zu tausend Ausflüchten und Unwahrheiten zu erniedrigen, um Gelegenheit zu einer flüchtigen Zusammenkunft zu erhalten und einige Secunden lang Glück und Wonne zu genießen. Du bist ein Mann ..."

„Aber gerade deßhalb weil ich ein Mann bin, habe ich Pflichten für deren Erfüllung ich manchmal die feurigsten Wünsche meines Herzens opfern muß. Doch laß uns jezt nicht davon reden, theure Annunziata! Was thatest Du? Betetest Du?"

„Ich dachte an Dich."

„Mit einem Vorwurf?"

„O nein, bloß wenn Du anwesend bist, habe ich den Muth Dir Etwas vorzuwerfen ... wenn Du fort bist, kann ich nicht anders als mit Sehnsucht und Liebe an Dich denken. Jezt träumte ich halb; ich ließ mir von meiner Phantasie ein glänzendes Gemälde aus unserem zukünftigen Glücke zeigen. Ich sah uns zusammen in einem duftenden Hain wandeln wo Rosen und Nelken ihre glühenden Blumen zwischen dem dunkeln Grün der Myrthen und Lorbeeren hervorstreckten. Hellblau wölbte sich der Himmel über uns; in der Ferne hörte man das Gemurmel eines Baches dessen silberklare Wasser zwischen den Bäumen vorschimmerten. Weiter hinweg ein Hügel auf dessen Spize sich die Ruinen eines alten Tempels zeigten, dessen Sage Du mir mit Deiner klangvollen männlichen Stimme erzähltest, während ich... Aber mein Gott, Gaëtano, warum lächelst Du so bitter? Mißfällt Dir dieser heilige Traum? Denkst Du nicht auch an eine solche Zukunft? Dein Ehrgeiz entwirft vielleicht ein stolzeres, lebhafteres Gemälde ... Wie Du willst, mit Dir bin ich immer glücklich, mein Geliebter! Sprich, wie hoffst Du daß unsere Zukunft sich gestalten werde?"

„Laß uns nicht von der Zukunft reden, meine Annunziata. Das Gemälde das Du entworfen hast entzückt mich eben so sehr wie Dich; aber was hilft es Luftschlösser in die ferne Zukunft zu bauen, wenn die Gegenwart so unsicher ist?"

„Eben darum, Gaëtano, suche ich meine Unruhe und meine Besorgnisse zu täuschen, indem ich mich in eine glücklichere kommende Zeit hineindenke. Kannst Du mir deßhalb Vorwürfe machen?“

Ohne zu antworten, beugte sich Gaëtano hinab, um einen Kuß auf ihre Stirne zu drücken. Aber mit der Freimüthigkeit einer Römerin hob sie ihr Gesicht empor und reichte ihre frischen glühenden Lippen, während ihre schwarzen strahlenden Augen mit festem zuversichtlichem Blick die seinigen suchten.

„Wie schön Du bist, Annunziata,“ murmelte er und sank neben ihr auf seine Kniee. „O Du bezaubernder Engel, meine heilige Jungfrau, wann wird Dein Traum zur Wahrheit werden?“

„Steh auf, Gaëtano! Es könnte Jemand kommen.“

„Ach was könnte man sagen? Dürfen nicht zwei Menschen zugleich die heilige Jungfrau anbeten?“

„Aber nicht am Fuße desselben Altars ... man könnte glauben ... man könnte vermuthen ...“

„Nun ja, man könnte die Wahrheit vermuthen ... aber da die Wahrheit kein Verbrechen ist, warum soll man sie verbergen müssen? Doch Du hast Recht, ich will aufstehen ... ich kann mich mit einigen Schritten weit genug von Dir entfernen falls Jemand kommt; aber für den Augenblick sind wir ganz allein in der Kirche, und das Geräusch das die Tritte eines Kommenden machen würden, schüzt uns vor Ueberraschung.“

„Bald kommt meine Mutter und holt mich ab. Ich bat sie um Erlaubniß hier zu verweilen, während sie einige alte Freunde besucht. Vielleicht halten diese sie auf, vielleicht auch nicht ... Und wann treffen wir uns wieder?“

„Wenn wir nicht den treuen Cecco und seine Schwester hätten, so könnten wir uns nicht einmal schreiben. Aber der gegenwärtige kostbare Augenblick darf nicht entschwinden ohne daß wir den wichtigsten Gegenstand berühren.“

„Den Franzosen?“

„Ja, ich habe ihn jezt gesehen; ein weichliches, unbedeutendes Exemplar von einem Abkömmling dieser Normannen, die einst mit ihren gewaltigen Heerzügen Italien erschütterten. Aber mag der unberufene Stolz verstummen! Diese Franzosen sind vergleichungsweise frei, während der Römer als Sclave in erniedrigenden Fesseln liegt. Ach, wärest nicht Du auf der Welt, so würde ich hingehen und unsere Schande und unser Elend Brutus und meinen großen Vätern klagen; aber ich sehe Dich, und da verstummt und erstirbt der Wunsch über den Steg zu gehen welcher den Sclaven frei macht. Laß doch diesen Franzosen, dessen Blut ich nicht zu vergießen wünsche, wissen daß er den Palast Montefiori nicht besuchen soll — dieß mißfällt mir und quält mich."

„Aber wie soll das geschehen bevor er sich erklärt hat? Ich fürchte, meine Mutter und Giulio hegen einen und denselben Gedanken."

„Die Erklärung wird bald genug kommen, im Fall sie nicht abgewendet wird. Ich beobachte und forsche still und heimlich. Dein Bruder beginnt wieder zu spielen; er will groß leben, er wird Schulden machen und sich verstricken, und Dich, meine Annunziata, gedenkt er als Lösegeld zu gebrauchen."

„Nie! Du im Leben oder Du im Tode! Deine Braut kennt nur ein einziges Gelübde."

„Wie auch Dein Bräutigam nur ein einziges kennt... aber wird man sich nicht an Deinen Beichtvater wenden?"

„Vielleicht, aber er liebt die Franzosen schon vom christlichen Standpunkt aus nicht; und wenn man sich an den heiligen Vater selbst wendete, so würde ich mich lieber in einer Limonade vergiften, als daß ich meine Seele durch einen Treubruch vergifte der mich einen lebenslänglichen Kampf kosten würde."

„Ich wußte das, meine edle Perle . . . und laß mich Dirs jezt sagen: ich glaube daß binnen kurzem die Stunde der Seligkeit und Befreiung für uns schlagen wird. Der Marquis von Montefiori ist nur ein Schatten in seiner Väter Sälen, aber der

Römer Gaëtano hat die gottgeborne Malerkunst studirt. Er liebt und schäzt das einfache Leben und das mäßige Brod des Künstlers. Wird es ihm unerträglich in dem Lande zu weilen wo edle arme Schatten wie er selbst, aber Schatten die in den noch nicht gemoderten Banden der Vorurtheile gealtert sind, ihm ihre höhnischen und verächtlichen Blicke zusenden, weil er arbeitet statt zu hungern — nun wohl, so kann er reisen. Die Kunst ist der Schlüssel der ihm die Thüre einer andern Heimath erschließt. Aber allein will er nicht gehen. Sprich, Angebetete, wenn der Maler Gaëtano in die Welt hinausgeht, wird Annunziata ihm folgen? Wird sie des armen, aber freien und glücklichen Künstlers Gattin werden? Ach, besser hätte es Dir freilich angestanden, edle Römerin, wenn Dein Vetter, Dein Geliebter und Gatte, berufen worden wäre Italiens Befreier zu werden. Aber Italien muß von Neuem einen langen Schlaf schlafen, bis ein gewaltiger Befreier erwacht. Dann wird es auch für mich Zeit die Palette wegzuwerfen und das Schwert von der Wand zu reißen. Aber bis dahin . . ." Seiner Augen Blize begegneten zwei andern Blizen.

„Bis dahin, mein Gaëtano, wird Annunziata Dir Deine Farben reiben und mischen helfen. Sie wird eben so glücklich und stolz sein mit eigener Hand des Künstlers dürftiges Mittagsmahl zu bereiten, wie sie eines Tages sein wird, wenn sie ihn als Wirthin an der Tafel vertreten darf wozu der Krieger Montefiori seine Waffenbrüder einlädt, um mit ihnen von den Großthaten zu sprechen bei denen sie zusammen als Helden gefochten. Aber da von diesen Großthaten am Horizont noch Nichts zu bemerken ist, so laß uns eilen das stille Glück zu erfassen."

„Dank, Dank! Diese Antwort war unser Beider würdig, und würdig des Landes dessen hochsinnige Tochter Du bist. Aber noch müssen wir ein wenig warten, bis der Franzose seine Rolle ausgespielt hat und es meinem Cecco gelungen ist ein Paar Gemälde zu verkaufen, wegen deren er eben jezt mit einigen Deutschen in Unterhandlung steht."

„Gut, Du magst die Zeit bestimmen. Ach wie werde ich Deine Gemälde lieben!“

„Noch glaube ich keine solchen Werke schaffen zu können, daß ich es wagen darf den Namen bloßzustellen welchen Annunziata führt und künftig führen soll. Aber wenn Du, da Deine große Seele das Leben nicht verschmäht das ich Dir biete, mit Deiner heiligen Nähe mich inspirirst, so weiß ich was daraus werden kann, und ich verdiene bereits meinen vollen Lebensunterhalt.“

„Still . . . ich höre Tritte . . . lebe wohl, mein Gaëtano! Jetzt kann ich für mehrere Wochen glücklich sein, wenn wir uns nicht früher wieder treffen. Die heilige Jungfrau beschütze Dich!“

„Und ihr Sohn und alle Heiligen seien bei Dir, Gaëtanos einziges Glück!“

So leicht und unhörbar wie eine Nebelgestalt, glitt der junge Römer zwischen den Säulen hin und verschwand in einer Ecke.

Inzwischen war es nicht die Prinzessin die kam. Es war die hübsche Marietta, die Annunziata aufsuchte um ihr eine Nachricht zuzuflüstern welche Cecco ihr am Morgen gebracht hatte. Aber jetzt hörte man wirklich den Tritt der alten Prinzessin, und da verschwand auch Marietta.

„Du hast lange warten müssen, mein Kind, aber ich bin unterwegs verhindert worden. Laß uns schnell unsere Andacht verrichten, meine Tochter!“ Die alte Dame kniete nieder, während sie fortfuhr: „Der reizende Franzose . . .“ hier murmelte sie leise etwas aus dem Gebetformular . . . „er war es jezt der mir in den Weg kam; er ist ein herrlicher Mann; und bei meinem Schuzheiligen, mir träumte heute Nacht daß ich Dich an dem neuen französischen Hof sehe, wo Deine Schönheit und der Glanz Deiner Ahnen Dich mit einer Glorie allgemeiner Huldigung umgab . . .“ Wiederum Gebet, Seufzer, Thränen . . . „Ein schöner

Traum, meine Tochter . . . Amen, im gebenedeiten Namen der heiligen Jungfrau, Amen."

„Ich friere, Mutter," flüsterte Annunziata. „Kommen Sie!"

Die Damen erhoben sich und gingen sogleich hinaus.

— — — — — — — — — — — — —

Bald darauf sah man Gaëtano und Marietta demselben Plaze sich nähern. Der junge Römer war aufgeregt. Er sezte das Gespräch fort:

„Du sagtest ihr also was ich bereits ahnte, daß Giulio den größten Theil der Nacht bei dem Vicomte zugebracht, daß er viel Geld an die französischen Offiziere verspielt hat und daß er eine ansehnliche Summe von seinem Wirth entlehnen mußte? O Schande und Erniedrigung! . . . Und Cecco sah das?"

„Er sah es, Signor Gaëtano, denn er war dageblieben, um auf den Wunsch des Vicomte die Gäste zu bedienen. Der Vicomte liebt Cecco sehr und hatte vermuthlich nach dem Weggang der Gesellschaft mit ihm zu sprechen gewünscht. Aber Cecco ist ein Grab, das wissen Sie, edler Herr."

„Und das Andere was meine Lippen auszusprechen sich weigern, das hörtest Du auch deutlich?"

„Vollkommen deutlich . . . Als die französischen Offiziere gegangen waren, und der Prinz mit so viel Herzlichkeit als er zeigen kann dem Vicomte gedankt hatte, sagte dieser halblaut: ‚Sprechen Sie nicht davon! Wenn das Glück mich begünstigen wollte, würde ich mit Freuden in einer weit höheren und wichtigeren Schuld bei Ihnen stehen!' Und der Prinz drückte ihm die Hand und antwortete: ‚Seien Sie stets willkommen im Palast Montefiori, mein lieber Vicomte! Wir rechnen auf Sie!'"

„Genug, gute Marietta, genug! Dank und Lebewohl! . . . Wenn wir einmal glücklich sind, so sollst auch Du es werden, falls wir etwas vermögen."

„Ach Eccellenza," antwortete Marietta mit einem schalkhaften Lächeln, „ich gedenke nicht so lange auf das Glück zu

warten. Die Classe der ich angehöre macht nicht so viel Umwege und ..."

„Ah, ich verstehe, du hast schon gewählt?"

„Ja, Signor, einen Wirth für meine Schenke, das war ganz nothwendig."

Und schnell wie ein Vogel entfloh sie.

Gaëtano blieb allein stehen. Er beugte jedoch bald seine Kniee auf demselben Plaze den Annunziata soeben innegehabt hatte.

Das heiße italienische Blut kochte in ihm... Sollte er dieß zugeben? Sollte dieser niedrige Bruder seinen einzigen Juwel verschachern dürfen? Ach, zwischen ihm, dem Vetter, dem nicht anerkannten Freier, und der Geliebten stand leider die Macht der Mutter und des Bruders. Er war genöthigt zu schweigen und noch zuzusehen. Aber gleichwohl durfte er bald vielleicht auf die Scene vortreten und seinen Antheil an dem Schauspiel verlangen. Ville-Rosny mußte ohne einen solchen Preis bezahlt werden. Der ruinirte Edelmann mußte sich zuerst an den käuflichen Erinnerungen seiner Ahnen vergreifen.

„O Italien, Italien, was ist aus deinen Söhnen geworden!" murmelte er. „Der Hoheit, dem Reichthum und dem Glanz können sie entsagen, aber gib ihnen eine Stellung wieder, einen Gesellschaftszustand woran sie sich nicht zu schämen brauchen. Armes Rom! Ich will dich jezt nicht zeichnen, gebeugt unter die Gewalt der sich neigenden Tiara, welche selbst vom ausländischen Schmuck erdrückt ist, wenn er auch bloß aus Lilien besteht. Armes Rom, schaue niemals durch die Jahrhunderte zurück, bis der Zeiger der großen Weltuhr zu dem Punkte vorangerückt ist wo die Stunde der Befreiung beginnt!"

6.

Die große Erklärung.

Sechs Wochen waren nach dem Rendezvous zwischen der Römerin und ihrem Geliebten verflossen.

Dieselbe Kirche und derselbe Altar hatten sie mehrmals ihren heiligen Schuz suchen gesehen, aber noch hatte Gaëtano den Augenblick nicht gekommen geglaubt wo er mit seinem egoistischen Verwandten sprechen dürfte, denn Annunziata's Mutter und Bruder hofften noch immer den kostbarsten Edelstein des Palastes Montefiori an einen ausländischen Abnehmer verkaufen zu dürfen.

Während dieser Zeit hatte der französische Vicomte unablässig Annunziata den Hof gemacht. Giulio hatte ihm die Hand seiner Schwester mit Bestimmtheit zugesagt, und in der zuversichtlichen Hoffnung sein Versprechen lösen zu können, hatte er sich immer mehr in pecuniäre Verbindlichkeiten gegen Ville-Rosny eingelassen, der mit seiner officiellen Erklärung in Folge eines kleinen Anstoßes welcher zufällig zu Tage gekommen noch zurückhielt.

Dieser Anstoß wurde durch Lord Stouthead veranlaßt, der nach dreitägiger Ueberlegung den Beschluß gefaßt hatte der Nebenbuhler des Vicomte zu werden. Es hatte seine Eigenliebe beleidigt daß Ville-Rosny nie an seinem eigenen Erfolge gezweifelt, und in den drei Tagen wo er Annunziata nicht sah, waren ihre Anmuth und ihre Vollkommenheiten in den Augen des Lords zu einer solchen Höhe angewachsen, daß er fest glaubte, sein Leben und seine Wohlfahrt beruhen auf seinem Glück bei der schönen Römerin.

Er begab sich also nach dem Palast Montefiori, ging aber bei seiner beabsichtigten Werbung mit so vorsichtigem Phlegma zu Werke, daß Niemand außer dem Vicomte die Nebenbuhlerschaft ahnte.

Verzweiflungsvoll begann der junge Franzose auf Mittel zu

sinnen wie er dieses Riesenhinderniß überwältigen könnte; Annunziata amüsirte sich nämlich sichtlich an dem ruhigen und drolligen Wesen des Lords — und endlich kam er auf eines von welchem er sich sichern Erfolg versprach.

Eines Morgens besuchte der Vicomte seinen englischen Freund, und nachdem er eine Weile über allerlei geplaudert, warf er gleichgiltig hin:

„Wie lange bleiben Sie noch, Mylord? Meine Angelegenheiten rufen mich schnell nach Frankreich zurück.“

Der Lord, der aufmerksam eine arme Fliege beobachtete die sich in einem Spinnennez verfangen hatte, schaute schnell auf.

„Wie so, Vicomte? Ist nicht Ihre wichtigste Angelegenheit hier?“

„Nicht mehr.“

„Wie kommt das? Darf ich fragen?“

„Warum nicht? Ich verlasse mich auf Ihr Ehrenwort wenn Sie Stillschweigen versprechen.“

„Ich verspreche es, und mein Wort bürgt dafür daß ich das Geheimniß bewahre.“

„Nun wohl, ich bin einer Sache welche die stolze Annunziata betrifft auf die Spur gekommen: daß sie nämlich einen Nebenbuhler mir vorzieht.“

„Ach Sie schmeicheln, Vicomte . . . ich habe die Sache so fein betrieben, daß ich glaubte, Sie hätten es kaum bemerkt wie ich allmählig Terrain gewann.“

„Sie . . . ich verstehe Sie nicht, Mylord.“

„Erinnern Sie sich unseres Gesprächs beim Heimgehen von der kleinen Fete bei der Prinzessin nicht mehr? Ich sagte Ihnen . . .“

„Aha, jezt erinnere ich mich . . . daß Sie überlegen wollten. Nun das wäre auf Ehre lustig, wenn wir Nebenbuhler geworden wären, ohne daß ich es wußte.“

„Aber was war es denn was Sie mir eben zu sagen beliebten?“

„Ihnen, Mylord?“

„Sie hätten selbst gesehen daß ein Anderer vorgezogen wurde.“

Der Vicomte brach in ein höchst beleidigendes Gelächter aus.

„Sie sind ein Meister in der Logik, Mylord. Nur Schade daß diese sich auf keine Wirklichkeit stützt ... Ach nein, von uns beiden darf sich der eine so wenig schmeicheln wie der andere. Das Geheimniß liegt darin daß unsere schöne Römerin ihren Vetter liebt, den Marquis von Montefiori, der arm ist wie sie selbst, aber schön wie ein Ideal aus der antiken Zeit, das muß ich gestehen, und die etwas lächerliche altmodische Romantik an sich hat welche die jungen Nachkommen in die Vorzeit zurückversezt.“

Der Lord schien im Ernst beleidigt zu sein.

„Sie glauben also daß sie diesen patrizischen Bettler liebe?“

„Ich weiß daß sie correspondiren. Ich habe Gaëtano nach Anbruch der Nacht ihre Wohnung umschleichen sehen.“

„Auf Ihr Ehrenwort?“

„Auf mein Ehrenwort! Aber merken Sie sich wohl daß ich keinen Buchstaben weiter weiß. Es ist mir gänzlich unbekannt welche Gewalt die Verhältnisse auf sie haben können, oder ob sie sich die geringste Hoffnung auf diese Verbindung macht, die ihr, wie mir scheint, nicht ansteht. Vielleicht würde ihre Familie sie überreden ...“

„Das mögen Sie erproben, Vicomte, wenn es Ihnen Freude macht, nicht ich. Niemand braucht sich überreden zu lassen Lady Stouthead zu werden. Ich werde heute Abend ganz nebenbei ihren Vetter erwähnen, und wenn ich dann einige Aufregung bemerke, so ist es aus. Ich habe mich nicht compromittirt.“

„Nein auf keinerlei Weise.“

„Gut. Aber Sie selbst? Reisen Sie wirklich?“

„Wenn Sie die vollständige Wahrheit wissen wollen, so sage

ich Ihnen daß ich zehnmal in der Stunde reisen und wieder nicht reisen will. Vielleicht bin ich morgen früh schon in allen Fernen, vielleicht bleibe ich noch."

„Ein solches Narrenspiel lasse ich meinen Verstand nicht mit mir treiben. Sind Sie oben gewesen und haben Sie den Esel noch einmal gesehen? Dieß ist ohne Zweifel das Bewunderns- würdigste ..."

„A revoir, Mylord. Ich ertrage solche schnelle Wechsel in einem Gespräche nicht. Wenn ich bleibe, so werde ich morgen früh zu Ihnen kommen."

Aber schon am gleichen Abend erhielt Ville-Rosny folgendes Billet von dem Lord:

„Mein lieber Vicomte!

„Reisen Sie oder bleiben Sie da. Sie wurde bis über die Ohren roth.

Ihr verbundener
Stouthead.

„N. S. Wenn Sie mir sagen könnten wie ich zu den antiken Kostbarkeiten des Palastes kommen kann, so würden Sie mir einen wesentlichen Dienst erweisen."

Der Vicomte jubelte. Es war wenigstens ein Nebenbuhler weggeschafft. Seine Werbung bekam jezt einen rascheren Gang und eine bestimmtere Farbe.

Eines Morgens um diese Zeit erbat sich der Prinz, der jezt weniger zu Hause blieb als sonst, eine Unterredung mit seiner Mutter, und wir finden beide in demselben Zimmer wieder wo wir ihre erste Berathung über die Angelegenheiten des Hauses Montefiori und den Empfang der fremden Gäste angehört haben.

„Ha, mein Sohn," sagte die Prinzessin, „ich habe schon lange gehofft daß wir endlich zu einem bestimmten Ziel kommen würden. Ich kann dieses Spiel da keine Woche mehr aushalten."

„Das ist auch nicht nöthig. Ich habe jezt vom Vicomte von Ville-Rosny Erlaubniß Sie förmlich um Annunziata's Hand zu bitten, und bei der ersten Andeutung daß Alles nach Wunsch gehe, kommt er selbst um alle Garantien zu bieten die wir verlangen können."

„Das ist gut. Laß also Deine Schwester hieherrufen."

„Nein, Mutter, warten Sie noch. Wir müssen einander vorher recht verstehen."

„Was meinst Du? Wir haben ja beide den gleichen Wunsch daß Annunziata sich entschließe eine französische Marquise zu werden."

„Darin trennen wir uns; die Hauptsache besteht darin daß wir einig sein müssen."

„Fahr fort."

„Annunziata darf keine Wahl, keinen Willen haben: sie muß die Gemahlin des Vicomte werden."

„Nicht durch Zwang. Ueberdieß wird es dessen nicht bedürfen. Sie hätte vermuthlich, wie ich selbst, Lord Stouthead vorgezogen. Aber die Heirathslust die ich einige Zeit zu bemerken glaubte, kam eben so unerwartet wie sie sich eingestellt hatte wieder abhanden."

„Dieß war bloß eine englische Laune ohne alle Bedeutung, wenn es überhaupt Etwas war. Aber um auf den Vicomte zurück zu kommen, so glaube ich daß sie eine abschlägige Antwort geben will. Doch ich habe bereits gesagt daß sie keine Wahl haben darf."

„Aber ich habe gesagt daß ich, so sehr ich auch die äußern Vortheile dieser Verbindung schäze, sie dennoch nicht über meinen Gewissensfrieden stelle, und dieser würde leiden wenn ich Zwang gebrauchte."

„Mönchsgeschwaze, Sophismen!"

„Giulio, nimm Dich in Acht! Du respectirst die Kirche schlecht."

„Das kommt daher, Mutter, daß es Etwas gibt was ich über Kirche und Gewissensfrieden stelle, nämlich die Ehre des Hauses Montefiori."

„Du erschreckst mich. Droht irgend woher ein Unglück?"

„Ich muß vollkommen aufrichtig sein, Mutter. Das bittere Märtyrersgefühl das unsere Armuth in meiner stolzen Römerseele erzeugen mußte, hat böse Leidenschaften erregt. Ich liebe das Spiel. Ich wollte Geld gewinnen, viel Geld. Aber ich habe verloren, beinahe immer verloren, und derjenige der sich niemals weigerte die leere Casse zu füllen, ist dieser Ville-Rosny, der schon lange mein Versprechen hat. Sehen Sie daher zu, Mutter, daß es jezt eingelöst werden kann. Er dringt darauf; bedenken Sie jezt selbst ob Annunziata sich weigern darf."

„Mein Sohn, Dein Bekenntniß erfüllt mich mit Entsezen. Du hast Dich also in diese erniedrigende Verbindlichkeit gegen einen Fremden einlassen können? Du willst Deine Schwester verkaufen?"

„Lassen Sie uns bei der Sache bleiben, Mutter. Ich bin unglücklich, beinahe wahnsinnig. Noch ein Geheimniß — er senkte seine Stimme tiefer — macht es höchst nothwendig daß ich Sie und Annunziata unter einen sichern Schuz bringe."

„Ach, was mag das sein?"

„Erheben Sie Ihr Haupt, Mutter! Sie brauchen sich nicht zu schämen. Es gibt wenigstens *einen* Mann im Hause Montefiori, *einen* Römer der des Druckes müde ist, einen ..."

„Still, still, Unglücklicher! Ich verstehe jezt Alles: Du bist Mitglied einer Verschwörung?"

„Mitglied? Ein Montefiori Mitglied einer Verschwörung? Was fällt Ihnen ein? Ich bin nicht geschaffen, wie der unbedeutende Gaëtano, Bilder zu malen, ohne daß ich eine Erniedrigung empfände . . . ich bin zum Führer geboren, und wenn Alles ..."

„Nicht ein Wort mehr, bei meinem strengen Befehl! Willst Du übrigens Deine Mutter anhören und einen Rath von ihr annehmen?"

„Hören kann ich wenigstens."

„Wenn es mir gelingt Annunziata zu überreden, schwörst Du dann bei der unbefleckten Ehre Deiner Ahnherrn daß Du Deine Schwester nach Frankreich begleiten und Dich gänzlich von Deiner Partei zurückziehen willst?"

„Damit würde ich meine Unehre beschwören. Ueberdieß wie könnte ich Sie, liebe Mutter, allein in diesem öden und verfallenen Hause hinwelken lassen?"

„Sorge nicht für mich! Ich weiß bestimmt daß meine Tage gezählt sind. Ich will da sterben wo ich gelebt habe, und ich sterbe mit Freuden in meiner Einsamkeit, wenn ich meine Kinder von Glück und Freiheit umgeben weiß. Ueberdieß haben wir gute Verwandte, die mich nicht verlassen werden."

„Meine Reise ist unmöglich. Ein Montefiori bricht sein Wort nicht . . . aber rufen wir jezt Annunziata. Ich empfinde eine fieberhafte Unruhe bis die Sache abgemacht ist. Sie liebt Gaëtano, das ist sicher. Aber ohne dieß zu berühren, muß sie gezwungen oder überredet werden."

Zehn Minuten später stand die characterfeste, edle Jungfrau vor ihrer Mutter, die eine streng feierliche und ceremoniöse Haltung angenommen hatte.

Giulio saß mit gekreuzten Armen unbeweglich in der Fensternische. Seine Züge waren frostig, ein Bild unerschütterlicher Härte.

„Meine Tochter," begann die Prinzessin, „es handelt sich jezt um keine gewöhnliche Besprechung. Ich habe Dich von einem Glück zu unterrichten welches dem seines alten Glanzes längst verlustig gewordenen und gesunkenen Hause Montefiori widerfah-

ren ist. Dem edlen französischen Vicomte von Ville-Rosny hat es gefallen mich um die Hand meiner Tochter Annunziata von Montefiori zu bitten."

„Ich habe diese Nachricht wirklich erwartet," antwortete Annunziata mit großer Fassung.

„Sie ist Dir also angenehm?" versezte die Mutter mit einem Freudenstrahl in den scharfen Augen.

„Ja, Mutter, in so fern ich dadurch eine klare und bestimmte Veranlassung erhalte mich von den Huldigungen des Vicomte loszumachen. Er hat die Winke die ich mir bisher erlauben konnte nicht verstehen wollen."

„Du sprichst wie ein Kind. Du hast durchaus keine Hoffnung Dich zu verheirathen, wenn dieser Plan fehlschlägt."

„Ich sehe die Sache nicht so an. Aber jedenfalls möchte ich lieber die arme unverheirathete Tochter unseres verfallenen Hauses bleiben, als daß ich in den Gesellschaftskreisen des modernen und heiteren Frankreichs eine Rolle übernehmen oder in einem seiner Schlösser die Burgdame werden wollte. Für eine solche Sphäre bin ich nicht geboren. Die arme Römerin verläßt ihr Rom nicht aus so lumpigen Ursachen; sie heirathet nicht um Reichthum, Glanz und Pracht zu gewinnen."

Die Prinzessin sah ihren Sohn an. Seine Miene war noch immer gleich unbeweglich, seine Haltung gleich steif. Ihm schien die Zeit wo er sich in die Sache mischen sollte noch nicht gekommen zu sein.

Die Mutter schlug jezt einen andern Ton an.

„Meine Annunziata, wenn Dein Herz gegen den Vicomte nicht ein einziges jener Gefühle hegt die sonst stolzen Frauen nicht schlecht anstehen, wenn Du Liebe, Glück, Sonnenschein und Pracht verschmähst, wenn Du es verschmähst in Kreisen die eine Schönheit wie Dich zu schäzen wissen, gefeiert, bewundert und gepriesen zu werden, so weiß ich doch daß Dein Gefühl zu warm ist um zu schweigen wenn die Pflicht ruft, und daß das stolze

Blut der Montefiori sich dagegen empört bei dem fremden Gast in Schuld zu stehen."

„Was soll das heißen?" fragte das Fräulein mit ahnungsvollem Erröthen.

„Dein Bruder Giulio . . . Er erlaubt mir gewiß aufrichtig zu sein." Die Prinzessin nickte ihrem Sohne zu, der mit einem Runzeln seiner Brauen ein unwillkührliches Beifallszeichen gab. „Dein Bruder hat große, sehr große Schulden gegen den Franzosen eingegangen."

„Und mein Bruder wünscht daß ich sie bezahlen soll?"

„Er ruft eine liebreiche Schwester an."

Annunziata sah ausdrucksvoll auf Giulio, der in herbem Tone endlich sagte:

„Ein Montefiori kriecht nicht im Staube. Er sagt zu der Person bei welcher er Vaterstelle vertritt: Gehorche der Nothwendigkeit und der Lohn wird nicht ausbleiben. Der junge Franzose ist ein liebenswürdiger und braver Mann. Er wird Dich glücklich machen."

Eine Blässe verdrängte die Rosen auf Annunziatas Wangen.

„Diese Sprache," sagte sie, „paßt, wenn sie je unserer Familie in ihren stolzen Tagen anstand, jezt mit nichten. Ich bin meiner Mutter zu innigem Dank verpflichtet für die Art wie sie ihren Beruf erfüllte, aber ich verwerfe mit Verachtung Giulios angemaßte Rechte, so lange diese Mutter noch lebt. Ich bezahle Giulios Schulden nicht mit dem Opfer meines ganzen Lebensglückes."

Die alte Prinzessin fuhr heftig zusammen, denn sie sah das Gesicht ihres Sohnes bleifarbig werden.

„O Annunziata, meine Tochter, was thust Du?"

„Seien Sie ruhig, theure Mutter. Ich weiß noch ein anderes Mittel diese Ehrenschulden einzulösen . . . Darf ich sprechen?"

„Ja wohl, wie sollte das zugehen?"

„Wir besizen in unsern alten Sälen noch viele Sachen die

Kunstwerth genug haben um die Lüsternheit eines Engländers zu erregen. Ich habe gesehen wie Lord Stoutheads Auge mit unglaublicher Beharrlichkeit sich daran festsog. Unser Vetter Gaëtano, der den Werth dieser Sachen zu beurtheilen weiß, soll sich mit dem Lord darüber ins Vernehmen sezen."

Annunziata hatte noch nicht ausgesprochen als Giulio wild aufsprang.

„Ha . . . das lezte Erbe unserer Ahnen sollen wir verkaufen, damit hausiren gehen! Und das wagst Du vorzuschlagen, Du entartete Tochter von Montefioris edlem Stamme?"

„Es ist immer noch besser, Bruder, als lebendiges Fleisch und Blut sammt einer Seele darin zu verkaufen."

„Still — Du mußt gehorchen!"

Annunziata ging drei Schritte auf ihren Bruder zu.

„Giulio," sagte sie mit Kraft und Nachdruck, „sprich zu mir, einer Römerin, nicht von Gehorsam! Ich sterbe lieber als daß ich mich erniedrige."

Die alte Prinzessin erhob sich und streckte die Hand aus. Giulio stürzte fort. Annunziata sank ihrer Mutter zu Füßen.

7.

Die lezten Scenen im Drama.

Drei Tage vergingen.

Ville-Rosny hatte vergebens gesucht im Palast Montefiori empfangen zu werden. Auch hatte er den Prinzen weder gesehen noch irgend eine Botschaft von ihm erhalten. Als er in den Palast kam, hatte er bloß den alten Diener getroffen, der äußerst niedergeschlagen aussah, aber nicht vermocht werden konnte zu sprechen.

Der Vicomte hatte auch die schöne Marietta in ihrer Schenke

besucht; er hatte sich zu Bitten herabgelassen, damit sie ein Briefchen für ihn bestellen oder ihm irgend eine Nachricht über Annunziatas Familie geben möchte; aber eben so gut hätte er einem Stein Worte entlocken können. Marietta sah ebenfalls betrübt aus. Es war also irgend ein Unglück geschehen.

Cecco wurde gleichfalls bestürmt, aber Cecco sagte Nichts als was er sagen wollte, bis er am Abend des dritten Tages verkündete, der folgende Morgen würde dem Herrn Vicomte Aufklärung bringen.

Das Sonderbarste war daß Ville-Rosny diese ganze Zeit über sich vergebens bemühte seinen englischen Freund habhaft zu werden. Er nahm es zulezt als ausgemacht an daß dieser, der jezt wieder ganz verrückt vom Esel auf der Plattform des Vaticans träumte, hinauf gezogen sei um ihn besser studiren zu können.

Endlich brach für den bekümmerten, von Allen verlassenen Vicomte der Morgen des vierten Tages an. Und er hatte soeben des Scheines wegen ein leichtes Frühstück eingenommen als Cecco mit großer Ceremonie den Marchese Gaëtano di Montefiori meldete.

Obschon der Franzose recht wohl wußte daß er jezt seinen Nebenbuhler zu empfangen hatte, der ihm sicherlich das Recht bestreiten werde die schöne Italienerin, die er so innig liebte, zu einer französischen Marquise zu machen, so ging er doch mit all der feinen Lebensart und ausgesuchten Eleganz die einem Sohne Frankreichs zukommt dem ernsten und kalten Römer entgegen.

Nach einigen bedeutungslosen Redensarten und nachdem Gaëtano den angebotenen Plaz eingenommen hatte, sagte er:

„Ich komme im Auftrag meiner Base, der Prinzessin von Montefiori, um ihres Sohnes Verbindlichkeiten gegen Sie, Herr Vicomte, abzutragen.“

„Was soll das heißen? Wenn Prinz Giulio Verbindlichkeiten gegen mich zu haben glaubt, warum kommt er nicht selbst? Aus welcher Veranlassung bedurfte es eines Vermittlers?“

„Darum, mein Herr," antwortete der Römer bitter, „weil Prinz Giulio seit drei Tagen nicht zu finden ist. Man spricht hier von solchen Dingen nicht gerne. Wenn ein Mann aus seinem Familienkreis verschwindet, so wartet man seine Rückkehr ab. Es treffen gewöhnlich einige Nachrichten ein die auf den Weg führen können."

„Mein Gott, ist ihm ein Unglück widerfahren?"

„Unglück . . . Was fällt Ihnen ein? Wie sollte das in unserem Lande geschehen? Wer weiß was ihn verhindert hat sich zu zeigen? Die Prinzessin hat mich beauftragt Ihnen dieses Papier da zu zeigen, das ihr auf den ungewöhnlichsten Umwegen zugeschickt worden ist . . . Lesen Sie, weil sie es wünscht."

Mit einem leichten Zittern öffnete der Vicomte das Papier und überflog folgende Zeilen:

„Liebe Mutter, zittern Sie nicht, wir haben keine Ursache dazu. Eine schüzende Hand, die ich nicht nennen darf, hat mich dem Orte entrissen wohin ich meine Zuflucht nahm, als Annunziata sich so grausam weigerte mein schüzender Engel bei dem edelmüthigen Franzosen zu werden. Wie erniedrigend ihn auf dem Glauben zu lassen daß ich ihn getäuscht habe! Es ist mir unmöglich zu sagen wann ich wieder komme. Aber wann es auch geschehen mag, so bin ich auf immer für die Verirrung bestraft die eine kurze Zeit meine niedergedrückte Seele beherrschte.

„Leben Sie wohl, liebe Mutter! Wir sehen uns früher oder später wieder.

„Ihr Giulio."

Ville-Rosny betrachtete mit stummem, tiefem Staunen den jungen Marquis.

„Italien, Italien," sagte er leise, „man hatte mir gesagt daß seine Geheimnisse oft so wohl verwahrt werden daß sie beinahe niemals verlauten . . . Aber der arme Giulio . . ."

„Lassen wir das! Sie sehen daß eine schüzende Hand ihn

leitet. Giulio wird nicht mehr zu conspiriren versuchen. Dieß ist bloß eine Warnung."

„Ah . . . er ist verdächtig. Verzeihen Sie, mein Herr, aber ich sehe ein daß ich eben so wenig Recht habe mich in diese Sache zu mischen, als über die Art und Weise zu klagen wie die Prinzessin meine Bitte beantwortet . . . Die schöne Annunziata verachtet Frankreich und will keine mildere Entscheidung geben."

„Sie täuschen sich, Herr Vicomte. Annunziata verachtet kein Land und keinen Menschen der ihrer Achtung würdig ist. Aber mögen Sie ihr verzeihen daß sie auch die heilige Verpflichtung welche sie schon längst gegen mich, ihren Vetter, eingegangen, nicht brechen wollte, um ohne Liebe einem Fremden zu dem glänzenderen Glücke zu folgen das er ihr zu bieten vermochte. Annunziata schickt Ihnen ihren wärmsten Gruß. Wenn Sie es wünschen, so will sie Ihnen selbst für die Ehre danken welche Sie der armen Tochter einer blutarmen Familie erwiesen."

„Nein," antwortete der Vicomte schnell und mit starkem Erröthen . . . „nein, ich verlange das nicht. Ich reise schon morgen ab. Möge die stolze Annunziata glücklich sein! Dieß ist der lezte Wunsch den ich aus Italien mitnehme. Und wollen Sie, mein Herr, mir Ihre Hand darauf geben daß Sie einen Mann nicht hassen der Sie vielleicht verlezte ohne es selbst zu wissen."

„Sie haben das nie gethan. Ich wußte daß Annunziata nicht doppelt lieben konnte, aber es freut mich Ihnen zum Zeichen offener Freundschaft die Hand drücken zu dürfen. Und jezt zu den Geschäften!"

„Herr Marquis . . ."

„Hören Sie mich an. Die Prinzessin war in diesen Tagen, als der Kummer und die Unruhe über Giulios räthselhaftes Verschwinden ihre Gesundheit stark angriffen, zur Ueberzeugung gelangt daß, so unbedeutend auch meine Stellung im Vergleich mit der Ihrigen ist, es doch besser sei wenn die Montefiori ihre Armuth vereinigen, als wenn sie dieselbe noch länger trennen. So

bald sie dazu ihre Einwilligung gegeben, schickte sie nach Lord Stouthead, der in den lezten Tagen im Palaste so gut wie heimisch war und dort die Kunstschäze auswählte die er als Gesellschaft auf seiner Rückreise nach England wünschte. Der Erlös dafür hat die Prinzessin in den Stand gesezt die Verbindlichkeiten ihres Sohnes zu honoriren, und Sie würden uns schwer beleidigen wenn Sie Etwas dagegen einwenden wollten."

„Ich habe nicht das geringste Recht dazu, mein Herr . . . Sehen Sie hier die Reverse des Prinzen. Mit einem Federzug der eine Geldsumme betrifft, mache ich einen Schlußstrich durch alle die thörichten Hoffnungen die ein paar Monate hindurch meine Verirrung ausmachten . . . Sind Sie jezt zufrieden?"

„Vollkommen!" antwortete Gaëtano, und als er Giulios Papiere in der Tasche hatte, milderte sich der kalte Ausdruck in seinem Gesichte.

„Verzeihen Sie Italien, Herr Vicomte, was Sie hier gelitten haben; aber glauben Sie daß Sie Freunde zurücklassen welche manchmal mit innigem Interesse Ihrer und Ihres würdigen lezten Auftretens in einer Familie gedenken werden, die wohl bald ihren zweiten oder vielmehr ersten Vertreter verlieren wird, denn die Prinzessin ist sehr schwach."

Hier trennten sich die beiden jungen Männer. Es war dem Vicomte gelungen seine Verzweiflung, dem Marchese seine Eifersucht zu verbergen, die dennoch im Stillen fortglühte.

Vierzehn Tage später versammelte sich die Prinzessin Montefiori zu ihren hohen Ahnen, nachdem sie zuvor den von der Kirche abgeschlossenen Bund zwischen ihrer Tochter und ihrem jezt hochgeschäzten Sohn Gaëtano gesegnet.

Eines Abends, als der Prinzessin sehr lebhaft ihr lezter irdischer Wunsch vorschwebte, nemlich ihren Giulio noch ein einziges Mal zu sehen, ging dieser in Erfüllung.

Giulio trat sachte, unbemerkt, mit gebeugter Haltung und gesenktem Auge ein. Am Bette der Mutter niederknieend, empfing er ihren Segen und vertraute ihr sein Geheimniß, das sie ins Grab mitnahm.

Bald darauf verschwand der junge Prinz von Neuem, und erst nach mehreren Wochen, als Gaëtano mit seiner jungen Gattin Rom verlassen hatte um eine Zeit lang mit der Liebe, der Kunst und der Poesie als Gesellschafterinnen in andern Theilen Italiens umherzuschwärmen, zeigte sich in dem beinahe ausgestorbenen Palast Montefiori der Schatten seines früheren Besizers, der lezte Sprößling dieses Zweiges, wieder.

Der alte treue Pietro war jezt der einzige Diener, und der Prinz, der beinahe nie ausging, mit Niemand verkehrte und nicht einen einzigen Menschen empfing, besorgte sich selbst das Bischen was er bedurfte.

Ein Eremit konnte nicht spärlicher und strenger leben. Das Einzige was noch fehlte um die Täuschung vollkommen zu machen, war die Heiligkeit.

Ein mißvergnügtes Murren entfiel oft leise den bleichen Lippen des jungen Mannes, aber auf jeden Ausbruch dieser Art folgte ein Schauder und ein ängstlicher Blick auf die Wände. Dann war er geduldig, aber die brennenden Augen redeten eine andere Sprache.

Eines Tags erhielt er einen Brief von Gaëtano und Annunziata. Sie erzählten ihm von ihrem Glück, ihrer Freiheit und ihrem friedlichen Leben. Sie luden ihn ein zu ihnen zu kommen und ermahnten ihn die Fesseln der Vergangenheit abzuwerfen.

„Nein,“ sagte er bitter, „ich will mein Gefängniß in diesen Sälen behalten. Ich vermochte ihren Glanz nicht wieder herzustellen ... ich will mit ihnen vermodern.“

XII.

Pompeji.

Ich war noch nicht lange in Neapel, so erinnerte ich mich daß das Königreich beider Sicilien so glücklich war Eisenbahnen zu besizen, und daß eine davon nach Pompeji führte.

Es war früh an einem schönen sonnenhellen Tag als ich diese Bemerkung machte, und nach einer halben Stunde war ich bereits auf dem Bahnhof, hatte mir ein Billet gekauft und wartete nur auf den Abgang des Zugs.

Bei diesem Warten hatte ich Gelegenheit ein sonderbares Unternehmen zu beobachten.

Die Eisenbahn, die sich bekanntlich nicht rentirt, hatte dennoch die Fiaker und Miethwagen ruinirt. Diese hatten in früheren Zeiten das ausschließliche Privilegium auf alle Touristen gehabt die Herculanum, den Vesuv und Pompeji sehen wollten, und machen jezt vergebens die verzweifeltsten Versuche mit ihrer fürchterlichen Concurrentin zu wetteifern. Die Reisenden ziehen die billigere und schnellere Fahrt auf der Strada ferrata vor. Auch werden Wagen zu unvernünftig billigen Preisen angeboten, und die Kutscher drängen sich um die Passagiere, indem sie einander herunterschlagen. Einer wollte mich um acht Carlini nach Pompeji führen, ging aber sogleich auf sechs herab. Ein Anderer verlangte vier Carlini, und ein Dritter bot seine Mähren per una bottiglia, d. h. ums bloße Trinkgeld an. Zulezt hätte man

mir gar noch Geld geboten wenn ich nur mitfahren wollte. Unglücklicher Weise war die Zeit zur Abfahrt gekommen, und so konnte ich das Ende dieser absteigenden Scala nicht mit ansehen.

Um jedoch keinen ganz falschen Begriff über die Billigkeit der Fuhrwerke in Neapel zu verbreiten, muß ich bemerken daß dieselbe sich ausschließlich auf die Fahrten nach den obengenannten Orten beschränkt, was vermuthlich nicht bloß von der starken Concurrenz herkommt, sondern auch daher daß man einen Theil dessen was die Eisenbahn wegnimmt so gut wie möglich hereinzubringen sucht.

Nach allen andern Seiten der wunderbar schönen Umgegend muß man um fabelhaft theuren Preis einen Wagen oder ein Boot nehmen; man schäzt den Reisenden ganz willkührlich, sowohl in Bezug auf die Fahrt selbst, als auch auf die enormen Trinkgelder, in deren Summirung die Neapolitaner ein bewundernswürdiges Talent entwickeln.

Aber in Neapel ist Alles, von der Polizei an, die es sich zu ihrem Hauptgeschäft zu machen scheint die Reisenden auszuplündern, bis zu den Taschendieben, deren unerforschlicher Fertigkeit Niemand zu widerstehen vermag, auf Gelderpressung eingerichtet. Den Wirthen in den Hotels erlaubt es ihr Gewissen nicht sich weniger patriotisch zu zeigen. Ein Zimmer mit bloßer Bedienung acht Carlini (vier Franken) per Tag. Mittagstisch und Cafe im Verhältniß. Ein Monat in Neapel kostet so viel wie drei in Rom.

Aber troz alle dem, selbst das falsche Geld mit eingerechnet das man beim Wechseln herausbekommt, erinnere ich mich dennoch mit Entzücken an Neapel, denn wenn es auch in der Stadt selbst mit Ausnahme des bourbonischen Museums nicht sonderlich viel anzustaunen gibt, so hätte ich doch ohne diese Reise das wunderbare Pompeji nicht gesehen, den Vesuv nicht bestiegen, keine Orangen in den Gärten Sorrento's gepflückt, die Tarantella nicht von Matrosen und Landmädchen tanzen gesehen; ich wäre nicht auf

dem Golf von Neapel herumgerudert und hätte nicht in Capris blauer Grotte an Andersens Improvisator gedacht.

Aber ich kehre zu meinem Ausflug zurück.

Auf der kurzen Fahrt ließ ich mein Gedächtniß Musterung über Alles halten was ich von Pompeji wußte. Es war nicht viel, und das Wenige war überdieß nicht ganz klar und zusammenhängend. Ich erinnerte mich bei mehreren Geschichtschreibern von einer alten Stadt Pompeji gelesen zu haben, die unter Kaiser Titus bei einem Ausbruch des Vesuv verschüttet worden. Dieß mußte ungefähr gleichzeitig mit der Zerstörung Jerusalems geschehen sein.

Bulwer hat ein ausführliches Werk über dieß Ereigniß geschrieben; dieses Werk hatte ich vor langen Jahren gelesen, aber ich besaß nur noch eine dunkle Erinnerung an einen geheimnißvollen Isispriester und an ein liebliches blindes Mädchen. Sie hieß, glaube ich, Nydia.

Im Samstagsmagazin hatte ich schon längst die Mittheilung gefunden, daß einige Bauern die in einem Weingarten am Fluß Sarno arbeiteten auf Trümmer derselben Stadt Pompeji gestoßen seien, und daß dieser Fund Carl III. bestimmt habe Nachgrabungen anstellen zu lassen. Man habe dann eine ganze Stadt angetroffen, die siebenzehn Jahrhunderte hindurch so bescheiden gewesen sich unter der Erde zu verbergen.

Endlich fiel es mir ein daß ich in unserem königlichen Museum mehrere Schränke voll mit verschiedenen Kleinigkeiten von Lehm und Bronze gesehen habe, welche Gustav III. als Erinnerungen von seiner Kunstreise nach Italien mitgebracht haben soll.

Der Zug hielt an. Ich stieg aus und begann mich umzuschauen. Nichts was auf Zerstörung oder Ruinen deutete. Eine schöne lachende Landschaft, dicht bebaut mit weißen Häusern, vor mir der einladende Gasthof zur Eisenbahn, auf dessen Treppe ein

Kellner mit seiner Serviette hungrigen Reisenden seinen Willkomm zuwinkte. Mehrere Gruppen von wohlgekleideten Spaziergängern gingen einen grünen Hügel hinan, andere drängten sich um die Eisenbahncasse. Ein paar Neapolitaner lagen halb schlafend im Sonnenschein, einige andere saßen zusammengekauert da und spielten Morra; ein Haufen Bettelkinder appellirte an meine Menschenliebe, unter Anrufung aller Heiligen deren Namen ihnen bekannt waren.

„Wo sind die Ausgrabungen?“ fragte ich einen Jungen, indem ich ihm eine Münze reichte.

„Gehen Sie nur hinauf, Eccellenza.“

„Hinauf soll ich gehen?“

„Ja, Signor ... da hinauf.“

Er deutete auf die Höhe welcher ich die Spaziergänger zusteuern gesehen hatte.

„Das ist aber unmöglich,“ dachte ich. „Pompeji liegt ja unter Asche und Lava begraben. Man muß also natürlich hinabsteigen um die Ausgrabungen zu sehen. Rom ist von keinem Vulcanausbruch begraben worden, und dennoch liegt der alte Boden mehrere Faden tief unter dem gegenwärtigen. Vielleicht will man mir weiß machen, Pompeji habe auf den Lavaströmen geschwommen, und das neue Pompeji sei unter das alte gebaut. Hier muß sich ein Weg finden der abwärts führt.“

Einen solchen fand ich indessen nicht, sondern mußte mich entschließen eine sehr ansehnliche Höhe hinanzusteigen um die unglückliche Stadt zu sehen. Nachdem ich über einige Rebstücke hinweggegangen durch welche der Fußweg sich schlängelte, befand ich mich ganz unerwartet auf einem offenen Plaz der mir einen so imposanten Anblick darbot, daß ich einen Ausruf des Staunens nicht zurückhalten konnte.

Es war das Forum von Pompeji.

Bedeckte Hallen, aus Marmorsäulen mit großen und eleganten Terrassen bestehend und zu Spaziergängen bestimmt, umgaben

auf drei Seiten einen länglichten Markt, von wo mehrere Straßen sich verzweigten, von Tempeln, Palästen und einzelnen Häusern flankirt. Mir gegenüber erhoben sich zwei Triumphbögen. Auf den Seiten lagen eine Menge Tempel mit ihren Säulen, Altären und Piedestalen. An einem Ort schien die Säulenhalle in Reparatur zu stehen. Man schien damit beschäftigt die Architectur zu ändern und die Arcaden in eine dorische Colonnade mit Pfeilern zu verwandeln, die theils aus Ziegeln, theils aus Travertin gemauert waren. Einige Piedestale füllten die Pläze zwischen den Säulen, und waren hergerichtet um die Bildsäulen der berühmtesten Männer der Stadt aufzunehmen. Auf einem las ich den Namen Sallust — vielleicht der Geschichtschreiber. Aber die Statuen waren vermuthlich noch unvollendet und harrten in der Werkstatt des Bildhauers der lezten Meiselarbeit entgegen.

Offenbar hatte ich mich in meiner Vorstellung von Pompeji getäuscht. Die Geschichte, Bulwer und das Samstagsmagazin waren sammt und sonders irre gegangen. Das waren keine Ruinen, keine Ausgrabungen, was ich sah — ich befand mich ja auf einer Höhe im hellen Tageslicht, und hatte vor meinen Augen eine vollständige Stadt mit ihren Märkten und Straßen, Häusern und Kirchen, Buden und Promenaden.

Aber die Einwohner?

Es war wahr; die Stadt schien nicht stark bevölkert zu sein. Auf dem Forum war ich für den Augenblick allein, aber in der Entfernung hörte man das Getöse von Schritten und Menschenstimmen, und am Ende einer langen stattlichen Straße meinte ich ein Paar mit Eseln bespannte Karren zu entdecken. Im Uebrigen wäre es kein Wunder, wenn die Einwohner Pompeji's, überdrüssig der despotischen Regierung und harten Oberherrschaft von Neapel, ihre Stadt verlassen und sich auf ihre Landgüter geflüchtet hätten. Nur Schade daß sie nicht zuvor eine Menge angefangener Reparaturen und Neubauten vollendeten, die ohne Zweifel wesentlich zur Verschönerung der Stadt beigetragen hätten.

Aber vielleicht waren sie es mit Recht überdrüssig geworden all diese herrlichen Marmorstatuen, diese zierlichen Bronzefiguren auszuarbeiten, denn sie dürfen ja doch nicht in Pompeji bleiben, sondern sie werden schonungslos geplündert, um das königliche Museum in Neapel oder irgend eine Privatsammlung zu schmücken.

Wie dem auch sei, es ist unmöglich an die alte Sage von der Zerstörung Pompeji's durch einen Ausbruch des Vesuv zu glauben. Man hat den ehrlichen Berg verläumdet. Liegt er nicht so friedlich und grün da, mit seinem Hütchen von weißem Rauch auf der geborstenen Spize? Es ist ja lächerlich uns einbilden zu wollen, der Vesuv habe das Verbrechen begehen können ein halb Duzend Städte mit verpestendem Schwefelrauch zu ersticken, sie in Strömen von glühender Lava zu ertränken und unter Bergen von Schutt und Asche zu begraben. Der Vesuv ist ein Vulcan, das ist wahr; aber seine Thätigkeit besteht darin daß er die Trauben zeitigt welche den Bewohnern der Gegend Glück und Wohlstand schenken. Der Vesuv ist, wie der Nil, eine wohlthätige Gottheit, und man darf den einen so wenig wegen seiner Ausbrüche verurtheilen als den andern wegen seiner Ueberschwemmungen.

Diese Betrachtungen stellte ich im Jupiterstempel an, von wo aus man eine entzückende Aussicht über Stadt und Meer genießt.

Hierauf begann ich einen Spaziergang in der Stadt. Nach einigen Minuten stieß ich auf einen jungen Pompejaner der eine Carte seiner Vaterstadt feilbot, und da ich vorher Pläne von Paris, von Genua, von Hamburg, von Rom, von Neapel und dergleichen gekauft hatte, so fand ich es ganz in der Ordnung daß ich mir auch einen solchen von Pompeji beilegte. Er glich allen anderen auf ein Haar, und schien sich bloß durch größere Vollständigkeit und Genauigkeit auszuzeichnen.

Pompeji hat, wie Neapel, vortrefflich gepflasterte Straßen; die pompejanischen sind bloß etwas älter — sie sind mit Platten-

steinen von unregelmäßiger Form, aber fest zusammen passend, belegt; dabei haben sie hohe Trottoirs und eine Breite von 15 bis 16 Fuß. Beinahe alle sind mit Brunnen geschmückt die durch eine Menge Wasserleitungen, Canäle und Röhren gespeist werden.

Die Häuser gleichen einander im Allgemeinen. Gegen die Straße zu liegen Kaufläden, Vorhallen und ein oder mehrere Eingänge zum Innern der Wohnungen. Die Mauern sind mit einem harten glänzenden Stuck bekleidet, der sehr häufig eine sehr klare und lebhafte rothe oder gelbe Farbe hat. Die meisten Häuser sind zweistockig, doch sind auch dreistockige nicht gerade selten. Der oberste Stock endete mit einem Dach das die Bodenkammer oder auch eine mit Weinranken und Blumen geschmückte Terrasse enthielt. Da jedoch der obere Theil der Häuser im Allgemeinen gänzlich zerstört ist, so kann man dieß nur aus den übrig gebliebenen Spuren schließen.

Auf meinem Spaziergang machte ich mit einem pompejanischen Bürger Bekanntschaft, der, vermuthlich um mir eine Artigkeit zu erweisen, seine Toga ablegte und dagegen einen schwarzen Frack und gestreifte Beinkleider anzog die ihm viel zu eng waren. Mit einem rührenden Feingefühl vermied er es Lateinisch mit mir zu sprechen, und bot mir dagegen in einem schwer verständlichen Französisch seine Begleitung in der fremden Stadt an.

Durch seine wohlwollenden Aufschlüsse, durch gründliches Studium der Plancarte und hauptsächlich durch wiederholte Wanderungen in der Stadt begann ich mich allmählig etwas heimisch zu fühlen.

Pompeji lag auf einer Höhe die in frühern Zeiten durch vulcanische Producte des Vesuv gebildet war. In elliptischer Form über den Hügel sich ausbreitend, beherrschte es von zwei Seiten die umliegende Ebene, während die beiden andern Seiten vom Meere umschlossen wurden, das an mehreren Orten die Mauern bespülte. Aber in Folge des Ausbruches der die Stadt in Asche begrub, trat das Wasser eine Meile weit zurück, und

die Eisenbahn fährt jezt da wo früher die Handelsschiffe fremder Nationen in Pompejis Hafen anlegten.

Eigentlich ist bis jezt nicht viel mehr als ein Viertel der großen Stadt ausgegraben, nämlich die Gegend die dem Meere zunächst liegt. Aber man hat überdieß einige lange Straßen abgeräumt die zu den andern Seiten führen und bis an die Stadtthore gehen. An einer dieser Straßen liegt das Amphitheater, das auch vollständig ausgegraben ist.

Es ist ein prachtvolles ovales Gebäude auf einem mächtigen Kryptoporticus, durch welchen Treppen und Gänge auf die Arena und zu den einzelnen Pläzen führen.

Man berechnet daß das Amphitheater ungefähr zwanzig tausend Zuschauer faßt, d. h. bedeutend mehr als die Stadt jemals Einwohner hatte. Aber bei den großen Schauspielen strömte die umliegende Bevölkerung in zahllosen Schaaren herzu, und auch die benachbarten Städte schickten manchen Neugierigen ins Amphitheater von Pompeji.

Die Pläze sind von dreierlei Art. Die untersten und folglich der Scene zunächst liegenden waren für die Magistratspersonen und vornehmen Herrschaften bestimmt. Hinter ihnen kommen zwölf Bänke und zwölf Reihen von Treppenstufen die von den vermöglicheren Leuten eingenommen wurden, und noch höher oben achtzehn Reihen für das eigentliche Volk.

Alle Pläze waren durch Striche begränzt und durch Ziffern bezeichnet, denn es wurden, wie bei uns, Billete ausgetheilt.

Solche Billete oder Marken finden sich im Museum von Neapel in Masse. Sie sind sehr häufig aus Bein und erinnern an unsere Spielmarken. Sie sind mit der Numer der Pläze bezeichnet, zuweilen auch mit kurzen Inschriften und Figuren, die theils auf die aufzuführenden Stücke, theils auf die Anordnungen anspielten welche für die Bequemlichkeit der Zuschauer versprochen wurden.

Ich probirte die Size und fand daß sie vollkommen eben

so bequem und bedeutend geräumiger waren als die Sperrsize in den gewöhnlichen modernen Theatern.

Jeder Plaz hat auf seiner innern Seite eine Vertiefung für die Füße des oben sizenden Zuschauers. Man sizt nämlich auf dem äußern Rand einer Stufe und stellt seine Füße auf die zunächst unten liegende, die ihrerseits auch von einem Zuschauer eingenommen wird.

Ganz oben sind bedeckte Logen für die Frauenzimmer, die ihren eigenen Aufgang hatten. Die alten Römer ließen sich nicht gerne von Weibern stören, wenn sie die Kämpfe der Gladiatoren und der wilden Thiere betrachteten.

Wenn man sich aus dem Amphitheater nach dem zu Tage liegenden Theil der Stadt begibt, kommt man an ein ziemlich geräumiges Rebfeld. Je nach den Höhen, Senkungen und verschiedenen Krümmungen des Weges hat man dort die mannigfaltigsten Aussichten. Bald begegnet der Blick dem Vesuv, bald Sorrentos lieblichen Hügeln, bald schimmern ganze Tempel und Säulenhallen zwischen den Weinranken hervor, bald kann man den ganzen herrlichen Golf mit seinen Zauberinseln Capri, Ischia und Borida überschauen.

Am Ende des Weinfeldes und am Anfang der eigentlichen Ausgrabungen liegen die beiden Theater der Stadt und das sogenannte Forum nundinarium, ein Plaz, wo man alle neun Tage Markt hielt. Der Markt ist von einer breiten Säulenhalle umgeben, unter welcher Eingänge zu etlichen und vierzig Privatzimmern sind. Ein Theil davon bestand vermuthlich aus Buden, denn man hat darin Zeuge, goldene Galonen, Artikel von vergoldetem Bronze, Seife, eine Handmühle und vieles dergleichen gefunden. Ein Zimmer war ein Gefängniß: darauf deuteten Ketten, die im königlichen Museum verwahrt werden. In den andern Zimmern hat man bis auf 63 Skelette getroffen, vermuthlich Soldaten, die dahin beordert waren und ihre Posten nicht verlassen durften.

Auf der einen Seite des genannten Marktes liegt das tragische Theater am Abhang eines kleinen Hügels. Die Alten wählten immer eine solche Lage für ihre Theater, weil der Abhang die Aufführung der über einander sich erhebenden Bankreihen erleichterte. Oben auf dem Hügel ist eine Säulenhalle, wohin die Zuschauer sich bei Regenwetter flüchteten.

Das Theater ist halbkreisförmig, wie die meisten modernen. Zwischen der Bühne und dem Saal ist eine Schranke mit sieben Nischen für die Musikanten. Dieß war das Orchester der Alten. Derjenige Theil des Theaters, der zunächst lag und unserm Parterre entspricht, war für die Decurionen, die Priester des Augustus-Tempels und die vornehmsten obrigkeitlichen Personen bestimmt. Die übrigen Pläze waren auf gleiche Weise wie im Amphitheater vertheilt.

Links von dem tragischen Theater liegt ein kleineres, Odeum genannt. Es wurde zur Aufführung von Komödien, sowie zu Wettgesängen von Dichtern benüzt und faßt 1500 Zuschauer.

Ganz nahe bei dem Theater liegt der Isistempel. Er ist aus Ziegelsteinen in einem mehr anmuthigen als edlen Style erbaut, und hat viele interessante und wohlerhaltene Details. Man fand hier eine Menge von den Sachen die bei den geheimnißvollen Ceremonien gebraucht wurden, Lampen und Vasen von Bronze und Lehm, Leuchter in Gestalt von Lotuspflanzen und ihren Blumen, Gefässe worin die Eingeweide des Opfers verwahrt wurden, und eine Menge wunderlicher Geräthschaften, verziert mit den Attributen der Isis und anderer ägyptischer Gottheiten.

In einem Saal, dessen Wände mit den phantastischsten Gemälden geschmückt waren, fand man das Skelett eines Priesters, noch am Tische sizend. Die Ueberreste der Mahlzeit, Eierschalen und Vogelbeine, ein Glas und ein Weinkrug, lagen auf dem Boden. Neben ihm fand man auch einige Kochgeschirre. Aus dem Saal kommt man in eine Küche, wo man mehrere Geschirre,

Beine von Thieren und eine hohe Schneckenschale mit den Schuppen und Gräten einer Fischart traf. Hinter der Küche fand man noch ein Zimmer, an dessen Wand sich das Skelett eines andern Priesters anlehnte, der mit einem Beil in der Hand die Mauer zu durchbrechen suchte.

Mitten im Tempel ist eine Art von Capelle oder Hochaltar, wo man auf sieben Treppenstufen von weißem Marmor hinansteigt. Dort stand ein kleines Isisbild, halb vergoldet und halb roth angestrichen. Unter dem Altar ist eine geheime Treppe, wo die Priester sich verbargen, wenn sie ihre Orakelsprüche im Namen der Göttin ertheilten. Beim Eingang des Tempels findet sich eine Kiste wo die Gaben niedergelegt wurden, und zwei Geschirre für das Reinigungswasser.

Ein wenig draußen lag ein dritter Priester, mit einer unglaublichen Menge von Münzen und Kostbarkeiten belastet. Er hatte sich auf die Flucht begeben, war aber, während er den Tempel plünderte und seine Cameraden ihrem Schicksal preisgab, wenige Schritte von den Leichnamen der andern vom Tode überrascht worden.

Sowohl in diesem Viertel als in der ganzen Gegend um das forum civile her gibt es nur wenige Privathäuser. Man sieht nichts anderes als Tempel, Schlösser, Curien und sonst öffentliche Gebäude. Aber vom Forum führen eine Menge langer und breiter Straßen nach den Vierteln die von Buden und Privatwohnungen eingenommen wurden.

Die Buden haben sehr häufig auf ihren Außenwänden Gemälde oder geschnizte Figuren die auf die Art und Weise des Handels anspielten und als Schilde dienten. Vor einer Apotheke sieht man eine Schlange die einen Tannenzapfen verschluckt: die Schlange war das Sinnbild der Vorsicht und Gesundheit, und der Tannenzapfen war dem Aesculap heilig. Ein Basrelief das Weingärtner in der Lese vorstellt, ist der Schild einer Weinhandlung. Auf einem Milchmagazin ist eine Ziege gemalt, und

Ulysses, in dem Augenblick wo er den Zaubertrank von sich stößt welchen Circe ihm verrätherisch bietet, schmückt eine Bude mit warmen Getränken.

Die Abwechslung und Menge der Gegenstände die man in allen diesen Buden fand geht ins Unglaubliche. Im königlichen Museum zu Neapel, wo sie verwahrt werden, kann man einen vollständigen Cursus der römischen Archäologie durchmachen.

In einer Bildhauerwerkstatt fand man eine Menge Marmorstatuen, einige beinahe vollendet, andere vor Kurzem erst begonnen, und zwei erst aus dem Gröbsten gehauen. Eine vollständige Sammlung von Künstlerwerkzeugen war ebenfalls da. Diese Entdeckung hat wichtige Aufschlüsse über die Sculptur der Alten geliefert.

An einer andern Ecke liegt ein Haus das einem Pastetenbäcker (pistor dulciarius) gehörte. Die Bude wo das Gebäck verkauft wurde, liegt nach der Straße zu. Hinter einem Hof liegt die Werkstatt mit vier kleinen Mühlen und einem Ofen von eigenthümlicher Bauart. Er hatte zwei Pläze über einander. Der untere, wo gefeuert wurde, beförderte die Wärme durch eine ovale Oeffnung in seinem Gewölbe an die obere Abtheilung, wo man den Teig einschob.

In einer Fabrik zur Färbung und Waschung von Kleidern schien Alles auf großem Fuß zugegangen zu sein. Man fand da große Becken worin die Kleider gewaschen wurden, Gefässe voll mit Kalk, eine Menge Seife, Glasflaschen mit flüssigen Gegenständen, Oefen und große Kessel. Die Wände waren mit Gemälden bedeckt die auf das Gewerbe anspielten.

In Pansas Haus wohnte ein Mann der Farben für Frescogemälde verkaufte. Man fand eine Menge Farben verschiedener Art, ziemlich wohlbehalten. Einige von ihnen waren natürlich und ließen sich leicht erkennen, aber die zusammengesetzten wurden Gegenstand eifriger Untersuchungen und Erörterungen von Chemikern und Künstlern.

Eine andere Bude in demselben Haus war ein Bäckerladen, nebst seinen Mühlen, Oefen und Holzmagazin. In einer Apotheke fand man Gefässe mit getrockneten Medicamenten, Pillen und Geschirre zu Mischungen.

Sehr oft kommen in Pompeji Buden vor wo man warme Getränke verkauft; diese Buden wurden Thermopolien genannt. Sie enthalten einen großen Tisch mit marmorner Platte, wie auch mehrere Schränke und einen Herd wo die Getränke warm gehalten wurden. Man hat Glas- und Tassensplitter gefunden, und auf dem Tisch sieht man noch Ringe wo die feuchten Tassen den Marmor beschmuzten.

Diese Orte waren, nach den alten Autoren zu schließen, nicht besonders gut angeschrieben. Man kann auch keine sehr vortheilhaften Schlüsse aus den Gemälden ziehen, welche die Wände eines Thermopoliums schmücken. Sie stellen Männer vor, die mit Weibern zu Tische sizen, deren Köpfe in ähnliche Kapuzen gehüllt sind wie Messalina sie trug, wenn sie unerkannt bleiben wollte. Auf andern Gemälden sind es Männer die trinken oder spielen. Das Zimmer hat mehrere Tische und Schränke für Getränke und Eßwaaren. Eine Thüre führt zu einem Zimmer mit besonderem Ausgang auf die Straße. Einige kleine Thüren führen zu zwei Cabineten die mit einem Nachbarhause in Verbindung stehen. Das Ganze beweist daß das Etablissement verschiedene Bestimmungen hatte.

Alle diese Buden und Schenken waren gewöhnlich mit Inschriften versehen, worin der Eigenthümer den Schuz irgend eines hohen Herrn anrief. Dieß mag ungefähr den Schilden und Annoncen der Jeztzeit entsprechen, wo von Hofschneidern, Hofjuwelieren u. dgl., von Jenny-Lind-Cigarren, Kossuthhandschuhen, Prinzessintheebrödchen, Prinzentropfen, Halstüchern à la Metternich und Schlüsselbünden à la Königin Victoria die Rede ist.

Das Leben der Alten war vor allen Dingen öffentlich; mit Ausnahme der Stunden die dem Schlaf und den Mahlzeiten

gewidmet wurden, verbrachten sie beinahe den ganzen Tag auf dem Forum oder unter den Säulenhallen. Davon tragen ihre Wohnungen deutliche Spuren. Ihr Atrium war gewissermaßen nichts anderes als ein Forum innerhalb des Hauses, wo sie ihre Freunde, Clienten und Gäste empfingen und das Leben in der freien Luft fortsezten.

Mit Ausnahme des Atriums, eines großen Saales oder, vielleicht richtiger gesagt, eines mitten im Hause befindlichen Hofes, der sehr häufig unbedeckt war oder wenigstens eine Oeffnung im Dach hatte, bestand die übrige Wohnung aus kleinen, schmalen und unbequemen Zimmern, wo man sich nicht wohl zu einem andern Zweck als zum Schlafen oder Essen aufhalten konnte. Ein sprechender Grund für die äußerste Kleinheit der Zimmer lag darin daß sie jedes bloß zu einem ein für alle Mal festgesezten Zwecke gebrauchten, und die Zahl dieser verschiedenen Bestimmungen war bei den Vermöglichen sehr groß.

Der näher an der Straße gelegene Theil des Hauses hatte einen mehr öffentlichen Character. Da waren die Hausflur und das Atrium mit seinen kleinen Sälen wo die Gäste warteten. Die andere Seite des Hauses enthielt die Schlafgemächer der Frauenzimmer, das Bad und den Speisesaal, nebst einer Menge kleiner Zimmer die zum Privatgebrauch des Eigenthümers und zu höchst verschiedenen Zwecken bestimmt waren. Diese Seite des Hauses ging gewöhnlich in einen Garten mit Blumen und Fontänen hinaus. Die meisten Zimmer hatten keine Fenster, sondern erhielten ihr Licht durch die Thüröffnung.

Bei all dieser Unbequemlichkeit verläugnete sich dennoch der Schönheitssinn der Alten nicht. Die Wände waren mit Gemälden bedeckt, und der Boden mit Mosaiken die bald mythologische Gegenstände vorstellten, bald häusliche Dinge oder Scenen mit Anspielungen auf die Bestimmung der Zimmer, mitunter auch bloß architectonische Decorationen oder phantastische Arabesken waren.

Derselbe Schönheitssinn findet sich wieder in der außer-

ordentlichen Pünktlichkeit und Eleganz womit alle, selbst die einfachsten Hausgeräthe verfertigt sind. In solchen Dingen wo wir jezt nur auf Solidität, Zweckmäßigkeit und Wohlfeilheit sehen, sahen die Pompejaner auf die Schönheit, und zwar in erster Linie. Auf einen Schlüssel, einen Hammer, ein einfaches irdenes Geschirr, ein Schloß verwendeten sie eine Arbeit die wir als vergeudet betrachten würden. Sie waren der Ansicht daß selbst das unbedeutendste Hausgeräthe nicht geschmacklos oder plump sein dürfe. Sie suchten jedem Gegenstand den Stempel der Schönheit und Eleganz aufzudrücken und dadurch seine Bestimmung zu veredeln. Dieser feine und von aller Affectation freie Kunstsinn gehört zu den characteristischsten Zügen der Alten.

XIII.

Eindrücke von Neapel, Rom und Florenz.

Mit welchem Gefühl innigen Behagens befinde ich mich nicht wieder in Rom! In Neapel war es mir nicht einen einzigen Tag so wohl zu Muthe.

Dieses gehezte, fragmentarische, beschwerliche Leben, wo man immer auf dem Sprung ist, hat gewissermaßen viel Romantik, aber in der ganzen Physiognomie von Neapel liegt Etwas das stark an Tyrannen und Banditen erinnert, besonders an Geschichten von der allerschwärzesten Farbe, wo das Phantastische und das Schauerliche sich zu einem gezwungenen, oft blutigen Ganzen vereinigen.

Es ist unmöglich sich ein freundliches Heimwesen in dieser Stadt zu denken. Ueberall blizen forschende, argwöhnische Augen, überall ahnt man Spione, überall liegt der Druck der Sclaverei, und man muß nach dem schönen, herrlichen Sorrento, um häusliches Behagen, Frieden und Lust zu finden.

Milde und heitere Erinnerungen wehen mich von Sorrento an und von den Personen die ich daselbst kennen lernte.

Aber Rom allein ist Rom. Man beschaut da in ernster Stille was man beschauen will: man geht so langsam seinen Gang, man dringt mit ganzer Seele in die Vergangenheit oder Gegenwart ein, man lebt in behaglicher Anregung in der hohen Kunstwelt, ohne große Sensationen, aber auch ohne durch unangenehme und uninteressante Unterbrechungen gestört zu werden; man genießt die contemplative Gegenwart; man ist glücklich sowohl in Träumen als in Worten, NB. wenn man dieß für ein Glück ansieht.

Einige Wochen nach meiner Rückkehr aus Neapel unternahm ich, wie ich oft genug that, auf eigene Faust eine etwas lange Fußreise. Dießmal war mein Ziel die Campagna bis nach Albano. An einem schönen Märzmorgen Schlag 9 Uhr zog ich, mit einer guten Carte über Roms Umgebung unter dem Arm, einem Horaz in der lieblichsten Miniaturausgabe in einer Seitentasche meines Rocks, und einem leichten, aber starken Palmzweig als Stock in der Hand, zum Sebastiansthor hinaus. Ein reicher Vorrath von Kupfermünzen beschwerte die linke Hintertasche, während Cigarrenetui und Feuerzeug in der rechten ruhten. So ausgerüstet und mit dem festen Vorsaz mich von keinerlei Widerwärtigkeiten oder Beschwerden niederschlagen zu lassen, durchmaß ich mit langen und ziemlich raschen Schritten die classische via Appia.

Troz des hellblauen Himmels und der freundlichen Strahlen der Morgensonne war es mir im Anfang meiner Wanderung unmöglich ein gewisses düsteres, ja beinahe melancholisches Gefühl abzuwehren. Rund um mich her lag die flache, verödete Campagna, deren vom Sonnenbrand ausgetrockneter und durch Verwahrlosung ausgemergelter Boden nichts Anderes als dürftige Disteln, da und dort von einigen gelben verwelkten Grashalmen umgeben, hervorbrachte. Nicht ein einziger grünender Baum bot Schatten, nicht eine einzige Spur zeugte von Cultur.

Auf der Carte war ein Bach verzeichnet, und ich passirte wirklich eine Brücke die darüber führen mußte, aber das Wasser war versiegt, und ich sah höchstens etliche Maß einer trüben Flüssigkeit in einem düstern Graben. Am Rande spielten bunte Eidechsen die beim Getöne meiner Schritte erschrocken sich verkrochen.

Den Rücken gegen Rom gekehrt und in einer Stille die weder von Menschenstimmen noch von Vogelgezwitscher unterbrochen wurde, hätte ich mich in einer Wüste glauben können, wenn ich nicht überall großartige Spuren von menschlicher Thätigkeit gesehen hätte.

Aber diese Spuren waren Ruinen und diese Thätigkeit hatte seit Jahrtausenden aufgehört.

Auf beiden Seiten des Wegs erhob sich eine beinahe zahllose Menge von Denkmälern aus der alten Römerzeit, meist Gräber, aber weiter hinweg auch Tempelruinen und lange Reihen von verfallenen Bogengewölben die zu den riesigen Wasserleitungen gehörten.

Um so angenehmer war es von diesem düstern feierlichen Anblick der Verödung hinweg seine Augen den Bergen zuzuwenden, deren scharfe Spizen und grüne Abhänge sich mit bestimmten Umrissen an dem klaren Himmel abzeichneten. Das Leben, das die Campagna verlassen, scheint sich hier concentrirt zu haben: überall brach sich das Sonnenlicht an weißen, freundlichen Villen, und da und dort lag ein Städtchen am Abhang eines Berges, oder noch öfter auf der Spize einer steilen Felsenmasse.

Die Klarheit der Luft und die starke Beleuchtung machten daß ich mich ganz nahe dem Ziele meiner Wanderung wähnte, aber die Carte berichtigte den Irrthum meiner Augen und erinnerte mich daß ich noch ein Duzend italienischer Meilen zurückzulegen hatte.

Ungefähr sieben Meilen von Rom wurde die appische Straße

ganz plötzlich unterbrochen: ehe ich es bemerkte, war sie unter meinen Füßen verschwunden und hatte sich unter einer dichten Schichte von Schutt und Steinen aus verfallenen Gebäuden verborgen.

Einige Duzend träger Arbeiter waren beschäftigt sie auszugraben; aber da ich es nicht für zweckmäßig hielt das Ergebniß dieser Arbeit abzuwarten die mit keinem besondern Eifer betrieben wurde, und da ich ferner meinen Füßen nicht die nöthige Unempfindlichkeit zutraute, um mich über ein mit scharfen Steinchen übersätes, da und dort auch mit Teichen und Gräben durchschnittenes Feld wegzutragen, so blieb ich stehen und zog meine Carte hervor, um zu einem Entschluß zu gelangen.

Jezt sah ich meinen Fehler ein.

Auf der Plancarte war allerdings die ganze alte appische Straße, die in einer einzigen geraden Linie von Rom bis nach Albano führt, aufgezeichnet, aber in der beifolgenden Beschreibung war sehr richtig bemerkt daß nur die Hälfte derselben fahrbar sei, derjenige Theil nemlich der zwischen Rom und den Ruinen des alten Roms liegt. Dagegen geht ein neuer Weg, die sogenannte neue appische Straße, links von der alten, und wenn diese auch nicht so gerade und monumentenreich ist wie die alte, so hat sie doch den Vortheil daß sie sowohl von Fahrenden als von Fußgängern benüzt werden kann.

Ich hatte nichts Anderes zu thun als quer über das Feld zu gehen und den neuen Weg aufzusuchen, den ich auch nach einer halbstündigen höchst mühseligen Wanderung wirklich fand. Als ich nach Hause kam und Gelegenheit zum Ausruhen hatte, konnte ich mich jedoch nicht über einen Mißgriff beklagen der mir zu einer vollständigeren Bekanntschaft mit diesem riesigen Friedhof verholfen hatte, dessen düstere und hohe Erinnerungen den Beschauer in Zeiten zurückführen über denen er leicht mehr als die Beschreibung auf der Carte vergessen kann wornach er gehen muß.

Um jezt nach Rom selbst zurückzukommen, muß ich gestehen daß daselbst ein für den Reisenden höchst mißlicher Uebelstand vorhanden ist. Ich meine die Nachlässigkeit auf der Post. Einen für mich höchst wichtigen Brief erhielt ich erst fünf Wochen nach seiner Ankunft, und ich würde ihn vermuthlich nie erhalten haben, wenn er nicht bei einer Verlegung des Postcomptors auf den rechten Weg gekommen wäre.

Aber ein wichtiger oder lieber Brief mag kommen wann er will, so verursacht er immer die höchste Freude, und ich feierte den meinigen dadurch daß ich ernstlich an einen neuen Ausflug dachte, dießmal nach Florenz. Inzwischen wollte ich es darauf ankommen lassen ob das Schicksal mich begünstigte, und das that es auch.

Am 25. März zur Mittagszeit kam ich just aus der Restauration Lepris, als ich einen ganz besonders billigen Vetturin traf, der mir mit der größten Freundlichkeit einen Plaz nach Florenz anbot. Ich nahm den Vorschlag sogleich an und machte mich fertig am 27. abzureisen.

Meine scandinavischen Freunde wunderten sich daß ich Rom so kurz vor der heiligen Woche verließ, denn diese sei das Entzücken beinahe aller Reisenden, zumal aller Engländer, und die vornehmste Perle unter ihren Reiseerinnerungen.

Aber von diesen hübschen Ceremonien glaubte ich schon während der Weihnachtsfeste genug gesehen zu haben, und was die Musik betrifft, so gilt sie allgemein als ziemlich mittelmäßig. Was ihren Ruf aufrecht erhält, ist der abscheuliche Gebrauch Castraten zu halten, aber diese habe ich schon einmal gehört und habe daran vollkommen genug.

Kurz und gut, ich hielt es für das Beste Rom um diese Zeit zu verlassen.

Aus dem Tagebuch.

Florenz, den 3. April 1852.

Ich habe eine unendlich behagliche und angenehme Reise gehabt.

Bequemer Wagen, gute Pferde, ehrlicher Vetturin, freundliche Wirthsleute die ihre Forderungen nicht zu hoch spannten. Kurzer Aufenthalt mit Paß und Zollvisitation, dagegen Zeit genug um die vielen merkwürdigen Pläze anzusehen durch die man kommt; ferner angenehme Reisegesellschaft, prächtiges Wetter, gottvolle Aussichten, interessante kleine Abenteuer, heitere Laune, gute Gesundheit u. dgl.

Und jezt bin ich äußerst vergnügt daß ich mich in einem gemüthlichen Stübchen befinde, mit einer blumengeschmückten Terrasse vor dem Fenster und einem ungeheuern Bett mit weißen Vorhängen die beinahe die Hälfte des Zimmers einnehmen.

Ich wohne erst seit zwei Stunden hier und bin noch nicht länger als drei Stunden in Florenz. Ich muß also bis morgen warten um Etwas von der heitern Stadt zu sagen, denn Florenz ist die Stadt der Freude, der Blumen und der schönen Künste.

4. April.

Nachdem ich sieben bis acht Stunden auf den Straßen umhergelaufen, nachdem ich in sechs bis sieben Kirchen gewesen, nachdem ich meinen Cafe an einem Ort, mein Mittagessen an einem andern, und den Nachmittagscafe an einem dritten eingenommen, nachdem ich mit wenigstens einem Duzend Personen gesprochen und drei verschiedene toscanische Zeitungen gelesen, nach alle dem kann ich, bei der allbekannten Gewohnheit der Reisenden auf den ersten Eindruck hin zu urtheilen, feierlich versichern daß Florenz eine schöne und wohlgebaute Stadt ist, die in dieser Beziehung alle italienischen Städte übertrifft welche ich zu sehen Gelegenheit hatte, daß die Florentiner freundliche und

ehrliche Menschen sind, die Florentinerinnen hübsche Geschöpfe die für alle Begegnenden ein Lächeln in Bereitschaft haben, daß das Leben billig, die Preßfreiheit, soweit es sich nicht um sociale oder politische Gegenstände handelt, groß, daß der Arno ein breiter und prächtiger Fluß mit klarem Wasser und stattlichen Quais ist, daß . . . aber genug jezt mit diesem im Fluge abgegebenen Urtheil.

5. April.

Ich habe jezt genug von Florenz gesehen um überzeugt zu sein daß es mir für die Dauer meines Aufenthalts vortrefflich da gefallen wird.

Obschon ich ganz ohne alle Bekannte dastehe — für jezt bin ich vermuthlich der einzige Schwede in Florenz — erschrecke ich ganz und gar nicht über diesen plözlichen Abstand gegen das Café Africano und die vielen Bekanntschaften in Rom. Ich habe mich eine Zeit lang wahrhaft gesehnt vollkommen einsam zu sein und mich dem vollen Gefühl eines solchen Lebens hingeben zu können. Ich will auch studiren und schreiben. Ich liebe die Sprache der Italiener und will mich mit ihren Gewohnheiten, Verhältnissen und Weltanschauungen vertrauter machen.

7. April.

Wie Unrecht hatte ich nicht mit meiner Behauptung daß ich keine Bekanntschaften hier hätte! Ich habe eine einzige die jedoch für viele gilt.

Es ist ein Herr Poggio Signorini, an den ich Empfehlungen aus Rom mitbrachte. Er war während der kurzen Freiheitszeit von Florenz Abgeordneter und gehört zu den Wenigen die nicht fliehen mußten. Seine freisinnigen Ansichten sind wohl bekannt, aber seine unabhängige Stellung und die allgemeine Achtung die er genießt, nöthigen die Regierung ihn zu dulden. Er ist ein älterer Mann, ernst, ruhig und gediegen. Er spricht bloß zwei Sprachen, italienisch und lateinisch; er kennt bloß zwei Geschichten

und zwei Literaturen, die altrömische und die italienische, aber diese kennt er gründlich.

Er empfing mich höchst freundlich und erbot sich mir so viele Bücher zu leihen als ich nur aus seiner Bibliothek haben wollte, die meistens aus geschichtlichen und statistischen Arbeiten besteht.

Später.

Nachdem ich jezt all diese Herrlichkeiten genossen, bleibt das Grundgefühl zurück daß ich zuweilen von einem gewissen Heimweh ergriffen werde, nicht sowohl nach Schweden als vielmehr nach dem Familienleben. Wie gut muß es sich empfinden dort auszuruhen und nach den vielen Zerstreuungen eine ernste Arbeit zu beginnen! Beide Dinge harmoniren so wohl: sie erfordern und ergänzen einander sozusagen.

Ich fühle auch daß Rom, wohin ich bald zurückkehre, und das Café africano mich gewaltig anlocken. Dann gehe ich nach Paris zurück, wo die öffentlichen Vergnügungen bis dahin in der höchsten Blüthe stehen. Aber sie haben jezt keinen größern Reiz für mich als früher, und müßte ich mir nicht einige Bücher anschaffen die ich bloß dort wählen und kaufen kann, müßte ich nicht meinen Mantelsack holen der die Reise nach Italien gar nicht mitmachte, wo ich mich mit einem Nachtsack begnügte — wer konnte auch vorher wissen daß eine Reise von vier oder fünf Wochen sich zu fünf Monaten ausdehnen würde? — so würde ich wahrlich direct nach Schweden fahren ... Aber es ist wahr, ich muß ja auch bei der künftigen Madame Louisanne Rouget Cafe trinken. Ob wohl die kleine Französin sich nach so langer Zeit an Poliveaus Freund erinnert? Ob wohl Poliveau selbst wieder zu finden ist?

Mein Reisegefährte mit welchem ich Paris verließ, ist längst zurückgereist. Ich vergaß mich in Rom. Von dem schönen Florenz bringe ich ein Blatt mit, das in der nächsten Skizze mitgetheilt wird.

XIV.

Das Blumenmädchen.

Ich hoffe, jeder der in spätern Jahren einige Zeit in Florenz gelebt hat, wird mir zugeben daß das Café civico-militare in der Nähe der Piazza del Granduca seine großen Vorzüge hat.

Außerdem daß der Cafe untadelhaft ist und die gerösteten Brodschnitten einen hohen Grad von Vollkommenheit besizen, kann man aus dem Journal des Debats oder dem Monitore Toscano die politischen Neuigkeiten des Tages erfahren, wenn man es nicht vorzieht auf die Straße hinauszuschauen und das bewegliche, wechselreiche Volksgewühl zu betrachten.

Oder wenn Sie zu keinem von beiden aufgelegt sind, so zünden Sie Ihre Cigarre an, werfen sich in den Sopha zurück und erdenken einen Plan für die Zerstreuungen des Tages ...

Oder gehen Sie in der Erinnerung die Ereignisse des vorhergehenden Tages durch ...

Oder machen Sie einen Ueberschlag über Ihre Reisekosten und suchen Einnahme und Ausgabe in Harmonie zu bringen ...

Oder verzehren Sie in aller Ruhe und ohne alle Nebengedanken Ihren Morgencafe ...

Was auch Ihre Beschäftigung sein mag, so viel ist gewiß daß sie in Bälde unterbrochen wird.

Nicht dadurch daß Ihre Cigarre erlischt...

Oder weil irgend ein Langweiler kommt und Ihre Zeitung berührt, mit der Frage ob Sie noch nicht bald damit fertig sind...

Oder weil Jemand sich vor die Thüre stellt und die Aussicht versperrt...

Oder weil ein Bettler Sie mit Bitten um ein kleines Almosen belästigt, während er mit gierigen Blicken Ihr Frühstück betrachtet...

Oder irgend eine andere Störung derselben unangenehmen Art...

Ich will zwar nicht behaupten daß nicht alles das geschehen könnte — ich habe leider selbst zu viele Erfahrungen darin — aber alle diese Unterbrechungen sind mehr zufällig und kommen ohnehin überall vor, in Rom, in Paris, in Stockholm, in Neapel... Diejenige Unterbrechung von der ich jezt rede, ist etwas wesentlich Characteristisches für Florenz, Etwas...

Aber Sie haben es sicherlich bereits errathen; ich meine:

Die Blumenmädchen.

Die Blumenmädchen, diese jungen, leichtfüßigen, geschmeidigen, schwarzäugigen und lächelnden Florentinerinnen, die schnell durchs Zimmer schweben und bei ihrem flüchtigen Verschwinden duftende Blumen und angenehme Eindrücke hinterlassen.

Die Blumenmädchen, die mit liebenswürdiger Zudringlichkeit Sie in Ihrem Frühstück, in Ihrer Lectüre, in Ihren politischen, öconomischen oder erotischen Betrachtungen stören, um Ihnen einen Veilchenstrauß in die Hand oder eine glänzende Jonquille ins Knopfloch zu stecken.

Die Blumenmädchen, die nicht verkaufen, sondern schenken, die nie einen Ersaz von Ihnen verlangen, die Ihr Geschenk annehmen ohne es anzusehen, und die eben so freundlich lächeln wenn Sie ihnen gar nichts geben.

Gestehen Sie mir daß Sie sich nie über eine solche Unter-

brechung geärgert haben, daß sie Ihnen im Gegentheil oft willkommen war, daß sie manchmal die Runzeln auf Ihrer Stirne geglättet und Ihren Gedanken eine angenehmere Richtung gegeben hat.

Wenigstens war dieß der Fall bei Romanelli, einem Künstler ohne Vermögen und ohne Namen, der jeden Morgen im Café civico-militare sein Frühstück einnahm, bevor er seine tägliche Runde in den Gallerien oder im Palazzo Pitti begann.

Es geschah oft daß Romanelli mit einer gewissen Niedergeschlagenheit Daumen und Zeigefinger in sein Portemonnaie steckte, um den halben Paolo zu holen den sein Cafe kostete, und der mitunter sehr wenig Gesellschafter hatte. Aber kam Angiolina, das schöne Blumenmädchen, so erheiterte sich sein Gesicht, und er sah ganz glücklich aus, wenn er ihr zum Dank für die Veilchen eine kleine Münze in die Hand drückte.

Aber Angiolina war auch die Königin aller Blumenmädchen: groß, schlank, mit geschmeidigem Gang und elastischen Formen, brennenden schwarzen Augen und einem bezaubernden Lächeln. Wenn sie durch den Saal schwebte mit dem breitrandigen feinen Strohhut über den braunen reichen Locken, mit bloßen Armen und die Füße kaum verdeckt von den niedlichen Schuhen, da folgten ihr alle Blicke mit Wohlgefallen. Auch hatte sie ein Lächeln und einen Strauß für Jeden; aber das lieblichste Lächeln und den frischesten Strauß sparte sie immer für Romanelli, den sie ein für alle Mal zu ihrem Liebling auserlesen zu haben schien.

Warum?

Das ist nicht leicht zu sagen.

Romanelli war nicht reich — das sah man wohl an seiner bescheidenen Kleidung, seinem anspruchslosen Frühstück und den spärlichen Trinkgeldern die er den Kellnern gab.

Schön war er auch nicht — eher häßlich. Sein Gesicht hatte nicht einmal jene geistige Schönheit welche die physische ersezt: es lag nichts Edles, Erhabenes, Geniales in seinen Zügen.

Ein Phrenolog würde ihm Beharrlichkeit, Formensinn, technische Fertigkeit zuerkannt, aber das Organ für Idealität, das doch ein Genie, einen Künstler ersten Rangs hauptsächlich kennzeichnet, versagt haben.

Aber vielleicht war Romanelli geschickt. Man braucht ja dazu kein Genie zu sein. Vielleicht hatte er Angiolina durch einen feinen Scherz, durch ein gelungenes Compliment eingenommen. Auch ein Blumenmädchen versteht dergleichen zu würdigen. Aber nein, man hat uns versichert daß Romanelli sich vom Anfang März bis Ende Juli mit Blumensträußen, lächelnden Mienen und Blicken tractiren ließ, ohne Etwas zu sagen. Höchstens hatte er hie und da ein Mille grazie gemurmelt und das eine oder andere Mal ein bescheidenes Quanto è graziosa! geflüstert.

Unter denjenigen die sich über Angiolina's Vorliebe für Romanelli am meisten verwunderten, war ein junger österreichischer Offizier der mitunter das Café besuchte. Aber da er für besagte Vorliebe keinen vernünftigen Grund entdecken konnte, so war er überzeugt daß dieselbe bald aufhören würde, und zweifelte keinen Augenblick daran daß er selbst binnen Kurzem die Freundschaft des schönen Blumenmädchens gewinnen könnte. Bis auf Weiteres begnügte er sich auf demselben Fuß zu stehen wie die Andern, obschon er der Florentinerin doppelt so viel Artigkeiten sagte und sie mit doppelt so großen Silbermünzen beschenkte.

Nun geschah es eines schönen Tags daß Romanelli an seinem gewöhnlichen Plaz in der Nähe der Thüre und der Oesterreicher in einiger Entfernung an einem mitten im Zimmer stehenden Tische saß, als Angiolina, mehr als je strahlend von Jugend und Schönheit, eintrat.

Sie begann ihre Runde am andern Ende des Zimmers und hüpfte zwischen den Tischen herum, ihre Blumen gegen Danksagungen, Schmeicheleien oder Münzen austauschend. Aber sei es daß das Café civico-militare heute mehr Gäste besaß als gewöhnlich, oder daß Angiolina sich schlecht versehen hatte, kurz ihr

Korb begann sich zu leeren, und ehe sie ihre Runde vollendet, war er vollkommen leer.

In diesem Augenblick stand sie mitten zwischen dem Oesterreicher und Romanelli, von denen beiden noch keiner Blumen erhalten hatte.

„Reizende Angiolina!“ sagte der Erstere, „hast Du heute kein Sträußchen für mich?“

Sie kehrte ihren Korb um, als Beweis daß er leer war.

„Und für mich hast Du nicht ein einziges Veilchen aufgehoben?“

„Nein, aber in zehn Minuten komme ich mit frischen Blumen zurück.“

„Dann bin ich vielleicht nicht mehr da. Ich weiß etwas Besseres.“

„Was denn?“

„Schenke mir die rothe Rose die Du in Deiner Schärpe hast.“

„Nein, diese behalt ich selbst.“

„Wie, Du kannst sie mir verweigern?“

Er nahm eine blanke Goldmünze und drehte sie zwischen den Fingern.

Romanelli begann sich unruhig auf seinem Plaz an der Thüre hin und her zu bewegen. Ob wohl Angiolina einer solchen Versuchung widerstand?

Die schöne Florentinerin schüttelte den Kopf und sagte zu dem Deutschen mit fester, aber sanfter Stimme:

„Nicht einmal für Gold verkaufe ich diese Blume.“

„Dann werde ich sie wohl erobern müssen,“ sagte der Oesterreicher und streckte seinen Arm aus um die Rose an sich zu reißen.

Aber Angiolina kam ihm zuvor. Mit einer raschen Bewegung löste sie die Blume aus der Schärpe und warf sie lächelnd Romanelli zu. Er fing sie auf, drückte sie an seine Lippen und wollte sie dann zurückgeben. Aber Angiolina machte ein abwehrendes Zeichen mit der Hand und schwebte hinaus.

Der Oesterreicher drehte seinen Schnurrbart und warf einen halb ärgerlichen, halb verächtlichen Blick auf den Künstler, der ganz verlegen durch die Aufmerksamkeit deren Gegenstand er wurde dasaß. Er wandte die Rose zwischen seinen Händen hin und her, legte sie auf den Tisch, roch daran, steckte sie in sein Knopfloch und konnte dabei nicht umhin das dürftige Aussehen seines Rockes mit der goldgestickten weißen Uniform des Oesterreichers zu vergleichen. Im Ganzen genommen, war Romanelli mehr genirt als erfreut, und es währte nicht lange, so schlich er sich davon, ganz froh daß der kaiserliche Offizier ihn nicht angeredet hatte.

Der Künstler ging heute in kein Museum, sondern begab sich nach Hause in seine anspruchslose Wohnung in der Via di Benci, die von Santa Croce nach dem Arno hinabführt.

Romanellis Werkstatt lag vier Treppen hoch in einem alten düstern Hause. Sie bestand aus einem ziemlich großen Zimmer und erhielt ihr Licht von einem einzigen Fenster das beinahe eine ganze Wand einnahm. Der Boden war mit großen Steinplatten belegt, die jedoch jezt keine zusammenhängende Fläche mehr bildeten, sondern sich bald über das frühere Niveau erhoben, bald unter dasselbe senkten. Es erforderte viel Aufmerksamkeit und Besonnenheit, wenn man es wagen wollte im Zimmer auf und ab zu gehen, denn man konnte sehr leicht einen Fehltritt thun und sich den Fuß verrenken.

Tapeten waren keine vorhanden. Statt dessen waren die Wände mit großen schmuzigen Figuren in Kreide und Kohle bedeckt, wie auch mit einigen Schränken auf denen Hände, Waden, Hirnschalen, Füße, Arme, Finger und andere Theile des menschlichen Körpers in Gips abgebildet lagen. In einer Ecke stand ein Gliedermann, stattlich mit einem großen schmuzigen Leintuch drapirt. Dieselbe Ecke war der Aufbewahrungsplaz für eine Menge Effecten, Gipsstücke, Lumpen, Lehmklumpen, eine Glutpfanne, einen Wassereimer, sowie eine hölzerne Kiste die ein Sammelsurium von Kleinigkeiten in derselben Art enthielt, alle

ohne die geringste Ordnung oder Achtsamkeit zusammengeworfen. Hinter einem Verschlag stand Romanellis Bett und sein Kleiderschrank, in welchen er jezt den Rock hing den er anhatte, worauf er einen Schlafrock anzog der bei jeder Bewegung auseinander zu fallen drohte.

Ehe Romanelli seinen Staatsrock hineinhing, hatte er jedoch Angiolinas Rose aus dem Knopfloch gezogen und steckte sie jezt einem Faun von Terra cotta, der auf einem der Kästen stand, zwischen die Arme. Dieß war eine kaum ellenhohe Statuette, aber bis jezt die vollendetste von Romanellis Arbeiten. Der Faun war auch recht hübsch, obschon die krummen Beine dieselbe Stellung hatten wie bei hundert andern Faunen, und die lustig grinsende Miene an unendlich viele ähnliche erinnerte die sämmtlich einem classischen Muster nachgebildet sind. Aber was kann man verlangen? Es ist nicht so leicht etwas Neues zu produciren, wenn beinahe Alles in Bezug auf Ausdruck und Form zum voraus bestimmt ist. Mit Befriedigung betrachtete der Künstler sein Werk, und der Faun selbst erschien munterer als gewöhnlich mit der rothen duftenden Rose die an seiner braunen haarigen Brust ruhte, während einige grüne Blätter über die Arme hingebogen waren und eine zugleich steife und zwanglose Draperie bildeten.

„Nicht übel," murmelte der Florentiner, „wirklich nicht übel! Ich bin recht vergnügt über diesen Arm da ... Hm, der linke Fuß dürfte vielleicht etwas mehr vorstehen, aber das ist doch nicht so nothwendig. Der Körper hat jedenfalls sein vollkommenes Gleichgewicht, ja das hat er sicher ... Aber was dachte denn Angiolina, daß sie die Rose so öffentlich mir zuwarf? Sie hätte mir Unannehmlichkeiten zuziehen können. Diese Oesterreicher sind widerwärtige Gesellen mit denen ich nichts zu thun haben will. Und natürlich meinte sie gar nichts damit. Was fragt sie denn nach mir?"

Hier verstummte er, um ernstlich darüber nachzudenken ob

wohl das schöne Blumenmädchen etwas nach ihm frage oder nicht, und im lezten Fall, was sie wohl zu den kleinen Begünstigungen veranlassen könne die sie an ihn verschwendete.

„Ich kann ihr nur gleichgiltig sein," dieser Gedanke war das Endergebniß der Betrachtungen des Bildhauers. „Ich bin allerdings nicht so ganz übel — dabei strich er das schwarze Haar aus der Stirne und nahm eine graziöse Stellung an — aber sie weiß ja daß ich arm bin, und sie ist keine verheirathete Dame, daß sie frei der Neigung ihres Herzens folgen könnte."

(Die Frauen in Florenz sind die freiesten unter der Sonne.)

„Es ist inzwischen Schade, denn sie ist sehr schön ... Was für ein Modell würde sie abgeben!"

Er seufzte und betrachtete die Rose.

„Ach, wenn ich der Faun wäre und Angiolinas Rose wäre sie selbst!"

Er sah da nicht ein daß es so war. Der Faun war ja ein Werk seines Genies, ein Ausdruck der Gedanken seiner Seele, der Gefühle seines Herzens, der Ideale seiner Phantasie, seine Arbeit, die Frucht seines künstlerischen Strebens. Und die blühende Rose, war sie denn nicht ein Geschenk von Angiolinas Liebe ... Ist nicht das Werk des Künstlers ein Theil des Künstlers selbst, und ist nicht die Liebe des Weibes das ganze Weib?

Der Faun war Romanelli und die Rose war Angiolina. Aber wie konnte da der Faun so steif dastehen und so einfältig die erröthende Zauberin in seinen Armen angrinzen?

„Sie cokettirt bloß um des Oesterreichers willen," dachte Romanelli jezt. „Um ihn zu reizen, thut sie als ob sie mich begünstigte. Das ist handgreiflich. Diavolo!"

Er drehte dem Faun und der Rose den Rücken und trat ans Fenster vor, um zu arbeiten.

Im Anfang wurde ein Gestell vorgezogen das auf einem Rad ruhte und ohne Schwierigkeit gedreht werden konnte. Es bildete die Grundlage von einer Lehmmasse an welcher Roma-

nelli arbeitete, die aber jezt ganz formlos schien, weil sie von oben bis unten in eine Menge nasser Lumpen eingehüllt war. Die Bildhauer verhüllen ihre Skizzen immer mit dergleichen Zeug, um den Lehm feucht zu erhalten. Jezt nahm Romanelli vorsichtig die nasse Umhüllung weg, und man begann die Umrisse einer hohen Frauengestalt zu erkennen.

Der Bildhauer arbeitete seit einiger Zeit an einer allegorischen Statue, Florenz unter dem Bilde der Blumengöttin Flora vorstellend. Die Idee war weder neu noch besonders originell, aber er selbst war vollkommen zufrieden damit und hoffte beim Patriotismus der Florentiner Anklang zu finden. An antiken Vorbildern fehlte es nicht, es mußten nur noch einige Embleme hinzugefügt werden, damit man sehen konnte was die Sache bedeuten sollte.

Unglücklicher Weise geht es nicht an daß man die Antiken bloß copirt — obschon man in Bezug auf Stellung und Ausdruck die Nachahmung sehr weit treiben kann. Ein lebendiges Modell war unentbehrlich zur Ausarbeitung der Statue.

Aber es ist nicht so leicht schöne Modelle zu bekommen, und die wenigen die sich vorfinden sind theuer.

Schon die Mittelmäßigen verlangen einen Francescone für jede Sizung. Sodann steigen die Ansprüche in geometrischer Reihenfolge, wie die Preise bei Diamanten und Perlen.

Eine vollkommene Schönheit ist äußerst rar. Bei einer vortrefflichen Büste können die Beine mangelhaft sein, und schöne Waden sind oft das Einzige dessen ein Modell sich rühmen kann. Einige leben von ihrem achtunggebietenden grauen Bart, andere von einer Brust wie der farnesische Hercules sie hatte, einer bietet eine wohlgebildete Taille, ein anderer seine Hände und Füße aus. Der Bildhauer muß aus diesen fragmentarischen Vortrefflichkeiten ein Ding zusammenflicken das aus einem einzigen Guß gekommen scheint, mag es nun ein Bacchus, ein Faun oder eine Nymphe sein. Nicht Alles ist rosenfarbig in der Welt der Kunst.

Es wäre indeß noch angegangen, wenn Romanelli ein Bischen Geld gehabt hätte. Er hätte sich dann seine Flora nach und nach unter einem Duzend von florentiner Mädchen zusammengesucht. Aber wie sollte er eine ganze Menge von Modellen bezahlen können, da er nicht wußte woher er ein einziges bekommen konnte?

Romanelli betrachtete sein Werk einen Augenblick und begann dann gewisse Theile umzuformen. Aber er hörte bald auf und warf sein Werkzeug zu Boden.

„Ich kann ohne Modell nicht weiter arbeiten," sagte er, „ich muß eines haben, so theuer es auch sein mag; ich will mich dafür in etwas Anderem einschränken."

Dabei betrachtete er wehmüthig seine magere Börse und bedachte daß er sich bereits in allen möglichen Dingen, so weit als nur immer thunlich, eingeschränkt hatte. Aber wer opfert nicht gerne seine Bequemlichkeit, ja beinahe das Nothwendige, wenn es der Idee gilt für welche man lebt? Auch besann sich der Künstler nicht lange. Der Promenaderock wurde hervorgeholt, betrachtet, gebürstet und angezogen, die Börse glitt in die Brusttasche, und die nassen Lumpen wurden aufs Neue um die Statue gelegt.

Romanelli ging an den Fluß hinab und spazierte am Ufer hin und her, indem er mit Kennerblick die Formen der vorübergehenden Florentinerinnen musterte. Einige Male begegnete er ganz aufmunternden Blicken, aber obschon diese Blicke aus recht schönen Augen kamen, so gehörten doch die Augen keinen Personen von der Art wie er sie suchte. Er sezte daher seine Wanderung fort, indem er sich erinnerte daß er nicht auf Abenteuer, sondern in Geschäften ausgegangen war.

Beim Ponte vecchio beschleunigte er seine Schritte, um ein junges Frauenzimmer einzuholen das er zu erkennen meinte. Es war ein hübsch gewachsenes Mädchen in einem faltigen Kleid, mit einer schwarzen Seidenmantille die weit über die Schultern hinabhing, und einem abgeschossenen Hut mit neuen bunten Bändern.

„Ich will doch sehen ob es nicht Violetta ist," sagte Romanelli zu sich selbst. „Ich glaube sie am Gang und an dem ungleichen Costüm zu erkennen.. Sie wäre vielleicht die passendste ... wenn sie nur nicht zu theuer ist!"

Er war jezt ganz nahe und ließ ein langgezogenes St! vernehmen, ein Ton den wir in Schweden gebrauchen um zur Stille aufzufordern, den man aber in Italien anwendet um Jemandens Aufmerksamkeit zu erregen, einen Kellner zu rufen u. dgl.

Violetta, denn sie war es, drehte sich um und trat zögernd heran. Sie war groß und hübsch gewachsen, mit einem schönen, aber etwas steifen Gesicht.

„Was wollen Sie?" fragte sie und betrachtete den Künstler ohne besondere Achtung.

Als Modell war sie in die Vermögensverhältnisse ihrer Kunden eingeweiht.

„Ich bedarf Ihrer zu einer Statue."

„Was soll es werden?"

„Eine Flora."

„Flora!" wiederholte das Modell verächtlich; „wenn es wenigstens eine Juno wäre, aber dieß ist jedenfalls eine Kleinigkeit. Wie oft bedürfen Sie mich?"

„Ich kann es nicht ganz bestimmt sagen, vier oder fünf Mal."

„Das ist sehr wenig. Gott weiß ob ich mich wegen einer solchen Lumperei engagiren kann; wenigstens will ich die Tage selbst bestimmen."

„Ja, wir können uns jedesmal darüber vereinigen."

„Nun, wie soll ich stehen, angezogen oder nackt?"

„Sie dürfen bloß eine kleine Draperie haben."

„Glücklicher Weise ist es Sommer, sonst würde ich wohl bei Ihnen erfrieren. Sie wohnen doch noch immer in der windigen Spelunke in der Via di Benci?"

„Ja."

„Gut, ich will morgen um zwölf zu Ihnen kommen.

Sie bezahlen jedesmal voraus. Vier Francesconi ist das Gewöhnliche."

„Vier Francesconi!" rief der Künstler erschrocken.

„Ja, haben Sie Etwas dagegen einzuwenden?"

„Das ist zu viel, ich kann unmöglich so viel bezahlen."

„Dann lassen wirs sein. Adieu!"

„Aber bedenken Sie doch . . ."

„Ich lasse nie mit mir markten. Jezt habe ich keine Zeit, aber wenn es Sie reut, so wissen Sie wo ich wohne."

Damit machte sie einen kurzen Knix und sezte ihren Spaziergang auf dem Ponte vecchio fort.

Der Künstler kam nicht weiter am Flusse hin, ohne zu bemerken daß seine Besprechung eine Zeugin gehabt hatte.

Es war Angiolina, die von der Thüre eines nahen Cafés aus gesehen wie er das Modell angeredet und sich dann mit betrübter Miene entfernt hatte. Sie ahnte den Gegenstand des Gespräches, obschon sie es nicht gehört hatte. Inzwischen beschloß sie sich zu vergewissern.

Sie ging daher auf Violetta zu, die noch immer auf der Brücke spazierte und sich mit stolzen Blicken umsah.

Die beiden Mädchen waren alte Bekannte, weil das Modell früher Blumenhändlerin gewesen war und Vormittags noch immer ihrem alten Beruf nachging.

„Guten Morgen, Violetta!"

„Ah sieh da, Angiolina . . . wie geht Dirs, carissima mia?"

„Ganz gut, der Madonna sei Dank! Und Dir?"

„Auch gut" u. s. w. u. s. w.

Es begann ein Gespräch über verschiedene Kleinigkeiten die nicht hieher gehören.

„Was war das für ein junger Herr mit dem Du da sprachst?" fragte Angiolina nach einer Pause.

„Ach es war ein armer Künstler der mich zum Modell haben wollte, aber nicht bezahlen kann was alle Leute mir geben."

Das Blumenmädchen wußte jezt was sie wissen wollte, und versank in Gedanken die dem Modell gänzlich fremd waren.

Leztere mißdeutete jedoch Angiolinas Schweigen und sagte in beleidigtem Tone:

„O ich verstehe, Du bist noch so hochmüthig wie früher. Du hältst es natürlich für unehrenhaft Modell zu stehen?“

„Nein, ich versichere Dich daß ich Nichts der Art dachte.“

„Um so besser für Dich wenn Du Deine Ansichten geändert hast. Du dürftest schon einmal bei demselben Gewerbe anbeißen müssen wie ich.“

„Vielleicht,“ sagte Angiolina seufzend.

Sie dachte wie oft ihre Mutter sie schon ermahnt hatte auf die Anerbietungen einzugehen welche die vornehmsten Künstler und reichsten Dilettanten der Stadt ihr gemacht hatten. Sie hätte so viele Bestellungen erhalten als sie nur ausführen konnte, und dabei auf reiche Belohnung rechnen dürfen; aber ihre Schamhaftigkeit hatte ihr nicht gestattet auf solche Vorschläge einzugehen, und sie betrachtete dieses Geschäft nur als einen äußersten Nothbehelf.

Romanelli war inzwischen umhergegangen und hatte über sein Unglück mit Violetta nachgedacht. Er wußte daß sie zu hochmüthig war um ihre Ansprüche herunterzustimmen, und er konnte sie nicht erfüllen. Vier Francesconi waren ungefähr die Summe wovon er die ganze Woche lebte.

Nach einem halbstündigen Spaziergang der ihm keine tröstlicheren Gedanken gebracht, kehrte er nach Hause zurück und deckte seine Statue ab, um sich zu trösten. Aber es gelang ihm nicht. Um diesen unangenehmen Gegenstand los zu werden, stellte er sich hin und betrachtete von Neuem den Faun und die Rose. In diesem Geschäft wurde er durch einen leisen Schlag an die Thüre unterbrochen.

Mit einer Ruhe welche bewies daß er, obschon arm, dennoch schuldenfrei war, rief er ein lautes Herein.

Es war Angiolina, die erröthend, aber freundlich und heiter eintrat.

Romanelli grüßte sie sowohl verwundert als verlegen.

„Sie kommen doch nicht um Ihre Rose zurückzufordern?“

„Legen Sie also Werth darauf? Oder haben Sie sie bereits weggeworfen?“

„Wie kann Angiolina so fragen? Ich werde sie als ein Andenken von Ihnen bewahren, wenn Sie es erlauben.“

„Sehr gerne. Wissen Sie auch daß ich komme Sie um Etwas zu bitten?“

„Was ists? Wenn ich so glücklich bin Etwas für Sie thun zu können, so dürfen Sie überzeugt sein daß ich es mit Entzücken thun werde.“

„Versprechen Sie mir das?“

„Ich schwöre es bei allen Göttern.“

„Nun ja, Sie brauchen ein Modell. Nehmen Sie mich dazu!“

„Sie?“ rief Romanelli ganz bestürzt.

„Ja ... glauben Sie vielleicht daß ich nicht passen würde?“

„Es gibt in ganz Florenz kein Frauenzimmer das ich lieber zum Modell haben möchte; aber ich weiß daß Sie schon von großen Künstlern gebeten worden sind ihnen zu stehen.“

„Ich schlug es ihnen ab, aber jezt biete ich mich selbst an. Was finden Sie da zum Verwundern? Sie wissen wie launisch wir Weiber sind. Und überdieß möchte ichs für keinen Andern thun als für Sie.“

Es schimmerte vor Romanellis Augen, so glühend war der Blick den sie ihm zusandte. Er schwieg eine Weile, dann sagte er mit unsicherer Stimme:

„Aber, Angiolina, ich bin arm, ich kann Sie nicht bezahlen wie Sie es verdienen. Gehen Sie zu Barranti oder Forrini, die sind reich und berühmt.“

„Was diese sind, können Sie werden.“

„Aber ich bin es noch nicht. Sie würden ein wahres Opfer bringen."

„Was kümmert mich das? Ich will mich für Sie opfern. Denn ich . . . liebe Dich."

„O Angiolina!"

Von diesem Augenblick an war die Sache abgemacht.

Romanelli begann, begeistert von der Kunst und der Liebe zugleich, an seiner Statue zu arbeiten.

In den ersten Tagen kam Angiolina zu gewissen Stunden zu ihm; hernach blieb sie den ganzen Tag und begann der Werkstatt einen Anstrich von Behaglichkeit und Bequemlichkeit zu geben. Damit Romanelli nicht auszugehen brauchte, wenn er viel zu thun hatte, brachte sie ihm manchmal in einem Korb Wein, Brod, Obst u. dgl. nach Hause. Sie hielten dann ihre Mahlzeiten zusammen. Nachmittags reparirte sie sein Weißzeug und seine Kleider; endlich zog sie ganz zu ihm.

Wie glücklich, wie verliebt und dankbar Romanelli während dieser Zeit war, läßt sich gar nicht aussprechen; noch weniger wie gut, wie liebreich und aufopfernd Angiolina sich zeigte. Sie hatte ihren Haushalt mit dem seinigen vereinigt, und es unterlag keinem Zweifel daß sie das Meiste zu den gemeinschaftlichen Kosten beitrug. Geduldig nahm sie die Vorwürfe ihrer Mutter hin daß sie sich auf solche Art hinwerfe, und mit Stolz wies sie diejenigen ab die allzu viel auf das Sprichwort vertrauten daß nur der erste Schritt schwer sei. Morgens von sieben bis eilf Uhr war sie Blumenmädchen, dann aber widmete sie sich gänzlich ihrem Liebhaber. Und nie konnte eine Geliebte einnehmender sein als sie, wenn sie lebhaft und zierlich wie ein Vogel auf den unebenen Steinen einherhüpfte, oder geschäftig die Mahlzeiten bereitete, oder eine Miene milder Würde einnahm, um das personifizirte Florenz zu vertreten.

In der Stadt wußte man dieses Verhältniß wohl, aber ihre vollständige Uneigennüzigkeit und die Nachsicht der Florentiner in solchen Fällen machte daß Niemand sie mit einem harten Ausdruck oder einer unzarten Bemerkung beleidigte. Selbst der Oesterreicher that als ob er nichts merkte. Er unterließ bloß seine überflüssigen Galanterien und rächte sich dadurch daß er ihr den doppelten Preis für ihre Blumen bezahlte. Aber es gefiel ihm dennoch daß das edle Mädchen seine Liebe an einen armen Schlucker verschwendete.

In Angiolinas Augen war indeß Romanelli ein großer Künstler, und sie hegte die Ueberzeugung daß er Ruhm und Glück gewinnen würde. Dennoch fand sich in der Liebe des Blumenmädchens keine Spur von Berechnung; sie liebte ihn im Gegentheil weil er arm und unglücklich war, aber sie konnte doch nicht umhin sich eine Zukunft an seiner Seite zu denken, wo sie seine Ehre und sein Glück theilen, ihn zu neuen Anstrengungen befeuern und ihr ganzes Leben damit zubringen würde sein Dasein zu verschönen und seinen Wünschen zuvorzukommen.

Inzwischen wurde die Statue fertig. Sie wurde in Gyps gegossen und dem Publicum ausgestellt. Die Idee fand beim Stolze der Florentiner auf ihre Stadt Anklang. Gebildetere Kenner vermißten zwar die erhabene Schönheit, das sublime Gepräge wie bloß ein überlegenes Genie es seinen Gebilden geben kann, aber die Einzelnheiten waren gut ausgearbeitet, und Niemand konnte die Anmuth und Eleganz des Ganzen verkennen. Vielleicht bewirkte auch das Gerücht von dem romantischen Verhältniß des Künstlers zum Modell ein milderes Urtheil oder bei Vielen wenigstens ein von der Neugierde erwecktes Interesse; gewiß ist daß Jedermann mit Vergnügen in dem Bilde von Florenz die Züge des Blumenmädchens erkannte und ihre Formen ahnte.

Der Zufall begünstigte auch Romanelli auf unerwartete Weise. Einer der reichsten Patrizier von Florenz wollte sich popu-

lär machen und glaubte seinen Zweck dadurch zu erreichen daß er ein in Marmor ausgeführtes Exemplar von der beliebten Statue bestellte. Er hoffte das Volk würde ihm für die Huldigung welche er der Stadt erwies seine Verbrechen gegen die Democratie verzeihen. Und unter so kunstliebenden Menschen wie die Florentiner sind, dürfte eine solche Speculation nicht unvernünftig gewesen sein.

Damit nicht genug. Der Oesterreicher mußte zu seinen Penaten zurückkehren und wollte zu gleicher Zeit den Mäcen spielen, Angiolina noch einen Dienst erweisen und eine angenehme Erinnerung von der Heimath der schönen Künste mit nach Hause nehmen. Er verlangte daher auch eine kleinere Copie von der Statue zu welcher Angiolina Modell gestanden.

Zwei solche Bestellungen konnten in Romanellis alter Werkstatt, vier Treppen hoch, und in einem abgelegenen Theil der Stadt, nicht ausgeführt werden. Der Künstler zog jezt in das schönste und eleganteste Stadtviertel von Florenz, wo er einige behagliche Zimmer am Arnoufer und eine geräumige und helle Werkstatt im Parterre miethete. Angiolina zog natürlich mit und war im siebenten Himmel.

Romanelli nahm einige geschickte Arbeiter an, und drei junge Künstler die ihre Laufbahn erst begannen baten um Erlaubniß als Schüler bei ihm zu arbeiten. Mehrere vermögliche Leute, unter andern ein reicher Verwandter der bisher nichts von ihm wissen gewollt, erboten Vorschüsse zum Ankauf der Marmorblöcke und andern Ausgaben.

Zwei Damen, eine Engländerin und eine florentinische Gräfin, kamen in ihren glänzenden Equipagen und baten den Künstler Marmorbüsten von ihnen auszuarbeiten. Das Kunstblatt und die toscanische Zeitung brachten mehrere Verse auf die Statue, mit Anspielungen auf Angiolina. Im Uebrigen natürlich enthusiastische Lobsprüche auf den Bildhauer. Romanellis Porträt wurde von dem Professor Martellini selbst gemalt und

sowohl als Stahlstich wie als Lithographie in den Kunstläden verkauft. Der alte Schlafrock wurde durch einen schwarzen Sammtrock mit reicher Verschnürung ersezt. Angiolina durfte Morgens nicht mehr mit Blumen herumgehen, sondern sich nur noch den Haushaltungsgeschäften widmen.

Nachdem wir so, wie wir hoffen, ziemlich genau Romanellis Glück geschildert, dürfte man es uns nicht verdenken wenn wir einige Monate überspringen.

Die beiden Marmorexemplare von Florenz sind fertig und bezahlt. Ein drittes ist bestellt. Die Engländerin ist mit ihrer Büste abgereist, aber die florentinische Gräfin kommt noch immer einmal in der Woche zu Romanelli, um die Arbeit zu besehen die langsam voranschreitet. Sie ist eine Wittwe von etlichen und dreißig Jahren, sehr reich und vollkommen unabhängig. Sie sieht nicht übel aus, und es ist schwer zu sagen ob sie oder der Künstler Schuld daran ist daß die Büste nie fertig wird.

In der Werkstatt ist man beschäftigt den Faun in etwas größeren Verhältnissen zu modelliren. Romanelli hat eine Bestellung darauf erhalten. Er ebauchirt inzwischen eine schlummernde Venus zu welcher Angiolina Modell steht. Ihre Formen sind noch gleich schön, aber das Gesicht ist etwas blässer und die Augen sind weniger lebhaft als früher.

Nach diesen vorbereitenden Notizen begeben wir uns in Romanellis neue Werkstatt.

Sie hat ganz und gar keine Aehnlichkeit mit der alten. Sie besteht in einem großen Saal der ins Entresol hinaufgeht, und hat somit eine ansehnliche Höhe. Sie hat auf zwei Seiten Fenster, nach der Straße und nach einem Garten der ebenfalls vom Bildhauer gemiethet ist. Die Hämmer ertönen, die weißen Marmorstücke fallen auf den Boden und bedecken ihn mit einem schimmernden Schnee, die Bohrer knarren, die Stemmeisen blinken im Licht. Hinter einem Schirm steht Romanelli und modellirt seine Venus. Ein paar Engländer stehen daneben.

Der eine äußert ein bewunderndes very beautiful, und der andere fügt ein beifälliges yes hinzu. Die Lords gehen, und nach ihnen kommt ein Bewohner der Stadt, ein Mann der seinen Kopf hoch trägt, und welchen Romanelli mit Zeichen großer Verehrung empfängt. Aber er ist auch der Professor Barranti, der vornehmste und reichste von allen Bildhauern in Florenz, eines der einflußreichsten Mitglieder der Academie.

Nachdem Barranti flüchtig Romanellis Arbeit gesehen und einige gnädige Worte des Beifalls gesprochen, äußerte er den Wunsch einen Spaziergang im Garten zu machen.

„Sehen Sie, Romanelli," sagte er, indem er sich auf eine Bank unter einer Wölbung von Weinranken sezte, deren knotige und eingebogene Stämme sich um das Spalier hinschlängelten und es mit ihren dunkelgrünen Blättern, mit ihren rothen erfrischenden Trauben gänzlich verdeckten; „sehen Sie, Romanelli, ich wollte allein mit Ihnen reden."

„Es ist mir immer ein wahres Vergnügen und eine große Ehre, wann und wie Sie mit mir reden wollen."

„In Ihrer Werkstatt waren wir nicht allein," fuhr der ältere Künstler fort.

„Das ist wahr," antwortete der jüngere und neigte achtungsvoll sein Haupt.

„Ihre Schüler waren da, und obschon ich in der That glaube daß sie nicht lauschen, so könnte es doch geschehen daß sie . . ."

Er verstummte eine Weile, als wollte er seine Gedanken sammeln.

„Daß sie zufällig das eine oder andere Wort hörten," ergänzte Romanelli.

„Ganz richtig . . . sie könnten zufällig das eine oder andere Wort hören . . . vielleicht auch ganze Säze . . . halten Sie das für möglich?"

„Ja, sogar für wahrscheinlich."

„Sie billigen also meinen Vorschlag hieherzugehen, wo wir gewiß sein können nicht gehört zu werden?“

„Ja vollkommen,“ antwortete Romanelli etwas ungeduldig. „Aber Sie dürfen deßhalb nicht glauben daß ich Etwas zu sagen habe was nicht Jedermann hören dürfte. Das begreifen Sie wohl.“

„Ich bin aufs Innigste davon überzeugt.“

„Ich höre daß Sie mich verstehen . . . das macht mir ein wahres Vergnügen.“

Er klopfte Romanelli wohlwollend auf die Schulter.

„Sie sind ein vielversprechender junger Mann,“ fuhr er fort.

„Sie sind sehr gütig.“

„Ihre Florenz gefällt mir recht wohl . . . auch das Publicum wird nicht unzufrieden sein . . . Sie haben da mehrere Copien machen müssen . . . nur Schade daß die eigentlichen Kenner die Köpfe schütteln . . . sie meinen, es finde sich keine Spur von Genie oder Originalität in Ihrer Arbeit . . . vielleicht haben sie Recht . . .“

Hier verstummte er und hustete.

Romanelli wußte nicht was er antworten sollte.

„Aber vielleicht sind diese Herren auch zu streng,“ fuhr Professor Barranti fort; „Sie sind ein Anfänger und man darf es mit Ihnen nicht zu genau nehmen . . . im Gegentheil verdienen Sie einige Aufmunterung. Man spricht wirklich in der Academie davon Ihnen einen Preis zu geben . . . allerdings sind viele dagegen, aber einige sind auch dafür, und mein geringer Einfluß, meine unbedeutende Auctorität dürfte Ihrer Sache den Sieg verschaffen können.“

Romanelli wußte daß es sich vollkommen so verhielt, und er ergoß sich daher in einen Strom von Danksagungen, auf welche der Veteran der florentinischen Künstler nur mit einem trockenen: „Wir wollen sehen,“ antwortete.

Jezt glaubte Romanelli, das Gespräch würde ein Ende ha-

ben, aber der Professor blieb noch immer sizen, schüttelte den Kopf, hustete und wiederholte in sehr zweifelndem Ton: „Wir wollen sehen, wir wollen sehen.“

„Sehr schön ist sie doch, Ihre Florenz,“ begann er wieder, „ein herrlicher Körper, außerordentlich fehlerfreie Formen. Sie müssen mich mit Ihrem Modell bekannt machen, Romanelli.“

„Aber,“ sagte dieser verlegen, „das ist ja Angiolina . . . Sie haben sie vermuthlich mehrere Male bei mir gesehen.“

„Es ist wahr,“ versezte Barranti, als ob er sich erst jezt erinnerte. „Sie wohnt ja bei Ihnen?“

„Ja.“

„So, sie wohnt bei Ihnen . . . hm . . . Schöner Wuchs, sehr schön . . . hm . . . Sie könnten mir einen Dienst erweisen.“

„Wenn es in meiner Macht steht, so können Sie mit Sicherheit auf mich rechnen.“

„O es ist just nichts Schweres . . . Sie sollten mir nur Ihr Modell leihen.“

„Angiolina?“

„Ja.“

„Ich würde gewiß nichts dagegen haben,“ sagte Romanelli äußerst verlegen, „aber ich erinnere mich daß sie mehrere Male großen Widerwillen gegen die Idee äußerte sich einem Andern zu zeigen als mir.“

„O es wird wohl nicht so gefährlich sein. Ich denke, sie muß Erfahrung genug besizen um nicht mehr blöde zu sein.“

„Sie ist es aber doch,“ versezte Romanelli, vor Verdruß erröthend.

„Jedenfalls wird es Ihnen nicht schwer werden sie zur Vernunft zu bringen.“

„Ich könnte sie nicht zwingen,“ antwortete der junge Künstler in ziemlich bestürztem Ton.

„Nicht gerade zwingen . . . nein, Gott bewahre . . . nur überreden.“

„Ich kann Ihnen Nichts versprechen, so gerne ich Ihnen gefällig sein möchte.“

„Lassen Sie uns also nicht mehr davon reden,“ sagte der alte Bildhauer, indem er sich erhob.

„Aber Sie werden mir darum doch nicht böse?“ fragte der arme junge Künstler ängstlich.

„Gewiß nicht ... nicht im Geringsten ... ich wünsche Ihnen im Gegentheil alles Gute und namentlich den academischen Preis. Aber meine Wünsche können dabei nicht viel ausrichten ... Sie haben viele Gegner.“

„Aber Ihr Einfluß ...“

„Der ist nicht groß, und überdieß kann ich nicht zu viel Gebrauch davon machen. Sie begreifen daß ich mich nicht durch den Anschein von Parteilichkeit compromittiren will.“

„Sie machten mir doch Hoffnung?“

„Hoffnung, mein junger Freund ... allerdings ... hoffen können Sie wohl, aber ich kann Ihnen Nichts versprechen, so gerne ich Ihnen gefällig sein möchte.“

Romanelli erkannte seine eigenen Worte wieder und begriff woher die Kälte des Professors kam.

„Ich verlange kein Versprechen,“ antwortete er, „sondern rechne bloß auf Ihre Güte. Sie müssen meine Verehrung und Bewunderung für Sie bemerkt haben. Es gibt Nichts was ich nicht gerne für S i e thäte.“

Barranti blieb stehen und wurde freundlicher.

„Ist das wirklich wahr?“ fragte er; „ich möchte es sehr gerne glauben.“

„Sie dürfen davon überzeugt sein, und zum Beweis will ich Alles aufbieten um Angiolina zu einem Besuch bei Ihnen zu bestimmen.“

„Sie sind sehr gütig ... zählen Sie auf meine Dankbarkeit.“

Romanelli verbeugte sich demüthig und begleitete seinen Gönner durch die Werkstatt bis auf die Straße.

„Ich erwarte Angiolina vor Ende der Woche," waren des alten Bildhauers lezte Worte.

Zu Mittag aß Romanelli allein mit Angiolina.

Sie verbrachten jezt nicht mehr so viel Zeit zusammen wie früher: der Künstler war den ganzen Tag in seiner Werkstatt, wo Angiolina sich jezt selten zeigte, und seine Abende brachte er sehr häufig auswärts zu, theils unter seinen Freunden und Cameraden, theils in einigen höhern Familien wo er Zutritt erhalten hatte.

Deßhalb war es ein wahres Fest für Angiolina, als ihr Geliebter ihr erklärte daß er daheimzubleiben gedenke. Sie machte sich daher so reizend wie möglich und lachte und scherzte so munter, als hätte sie nie im Geheimen einen Seufzer ausgestoßen oder eine Thräne vergossen über Romanellis Veränderung. Aber heute war er ja so aufmerksam und zärtlich wie nur je. Die alte gute Zeit des Dachstübchens in der Via di Benci schien wiederkehren zu wollen, nur mit Ausnahme der öconomischen Bedrängnisse, die man wohl entbehren konnte.

Nach Tisch schlang Romanelli seinen Arm um den Leib des Blumenmädchens und zog sie neben sich auf den Sopha.

„Weißt Du auch wer heute hier war?" fragte er.

„Nein, Geliebter."

„Professor Barranti . . . und weißt Du auch was er mir sagte?"

„Er lobte wohl Deine Arbeiten?"

„Ja, und damit nicht genug; er vertraute mir auch an daß man in der Academie davon spreche mir einen Preis zu geben."

„Das wundert mich gar nicht . . . o Du hast es wohl verdient. Sie müssen Dir wohl ihren Preis geben, da ganz Florenz Deine Werke bewundert hat."

„O Du kleine Schmeichlerin . . . aber es dürfte wohl geschehen daß es mir gelänge . . . Professor Barranti, der viel Einfluß besizt, ist mein Freund."

„Was brauchst Du an den Einfluß Anderer zu denken? Du kannst im Vertrauen auf Deine eigenen Verdienste ganz ruhig sein."

„Hm," sagte der Künstler, der davon nicht so vollkommen überzeugt war, „es ist jedenfalls gut wenn man in der Academie einen einflußreichen Freund hat . . . und er hat mir von selbst seine Unterstüzung angeboten."

„Wirklich?"

„Er ist ein unendlich liebenswürdiger und interessanter Mann, dieser Professor Barranti."

„Für Dich vielleicht; aber die beiden Male wo ich ihn in Deiner Werkstatt sah, hat er mich mit seinen Blicken und Worten geärgert. Und dann erlaubt er sich einen so überlegenen Ton gegen Dich."

„Er ist auch der erste lebende Bildhauer unserer Stadt."

„Man könnte vielleicht eher sagen, er sei es gewesen, denn ich habe seit Jahren nicht gehört daß er etwas Neues gemacht habe."

„Ei gerade jezt beschäftigt er sich mit einer großen Gruppe, die den Großherzog vorstellt, umgeben von mehreren allegorischen Figuren, den Genien des Landbaues, der Wissenschaften, der schönen Künste und des Handels. Zwei von ihnen sind männlich und zwei weiblich. Der Landbau wird . . ."

„Liebster, sprich mir nicht mehr von Barrantis Gruppe. Sie ist auf die gröbste Schmeichelei berechnet. Im Uebrigen bekümmere ich mich gar nichts darum."

„Sie sollte Dich jedoch interessiren, mein holder Engel, denn just Du . . ."

„Nun, was kann denn ich damit zu thun haben?"

„Sieh, geliebte Angiolina, der Professor hat auf eine höchst artige und ungemein schmeichelhafte Art den Wunsch geäußert, Du möchtest ihm eine Gunst erweisen, nämlich für einen seiner Genien Modell stehen."

„Ich?" rief Angiolina verdrießlich; „wie er auf eine solche Idee kommen kann!"

„Er weiß daß Du für meine Florenz das Modell warst..."

„Das war etwas ganz Anderes ... für Dich den ich liebe kann ich Alles thun ... aber für ihn ... einen Fremden ... Nichts."

„Er ist ganz und gar nicht fremd ... er ist mein Freund."

„Dein Freund? Während er sowohl Dich als mich durch einen solchen Vorschlag beleidigt ... dieser garstige Mensch! Du hättest es mir gar nicht sagen sollen ... es macht mich bloß ärgerlich. Ich weiß wohl daß Du darüber unmöglich einen andern Gedanken haben kannst als ich; aber das kränkt mich doch daß Jemand es nur gewagt hat eine solche Beleidigung gegen Dich auszusprechen. Ich bin jedoch überzeugt, Du hast ihn mit Würde abgewiesen."

„Ich konnte ihn nicht vor den Kopf stoßen ... das wäre unvorsichtig gewesen."

Angiolina warf ihrem Geliebten einen bewundernswürdigen Blick zu, einen Blick welcher die getäuschte Hoffnung, den durchdringenden Schmerz malte.

„Du hast es doch nicht in der Absicht gesagt mich zu überreden?" fragte sie mit Selbstbeherrschung.

„Und wenn es so wäre?"

„Wenn es so wäre —" Sie erhob sich jezt mit Augen die von beleidigtem Stolz flammten. „Wenn es so wäre ... nein, nein, es kann nicht so sein."

Sie sezte sich nieder und ergriff seine Hand.

„Nicht wahr," fuhr sie mit einem holdseligen rührenden Lächeln fort, „Du hast mich bloß erschrecken wollen. Ein bitterer Scherz den ich jedoch verzeihen kann — denn Angiolina will Dir viel verzeihen."

Er antwortete Nichts. Der selbstsüchtige Mann ohne allen Seelenadel, außer Stands seine kleinlichen Bestrebungen einem

besseren oder feineren Instincte zu opfern, schämte sich gleichwohl in diesem Augenblick vor sich selbst, und besaß nicht den Muth mit dem hochsinnigen jungen Mädchen weiter von der Sache zu reden.

„Wir wollen ein ander Mal davon sprechen," stammelte er, „ich habe jezt nicht Zeit . . . da fällt mir gerade ein Rendezvous ein das ich ganz vergessen hatte. Leb wohl, Angiolina!"

Er eilte fort, ohne daß er ihr Zeit ließ Etwas zu sagen. Er war Angiolina seit dem vorigen Abend ausgewichen, weil er sich noch nicht entschließen konnte offen mit ihr zu sprechen. Er wollte weder den Preis opfern der seiner Eitelkeit schmeichelte, noch sich in den Augen seiner Geliebten gänzlich erniedrigen. Eines von Beiden mußte jedoch geschehen, und er fühlte sich jezt zwischen dem seine Eigenliebe verlezenden Entweder — Oder hin und her gezerrt.

In diesen Betrachtungen wurde der Künstler durch einen Besuch unterbrochen.

Es war ein Priester der schon mehrere Male in Begleitung der reichen Gräfin gekommen war, deren Büste Romanelli ausführen sollte. Er war ihr Beichtvater und besaß ihr ganzes Vertrauen.

„Friede sei mit Dir, mein Sohn," grüßte der Priester.

„Dank, Herr Pater," antwortete der Bildhauer demüthig.

„Es ist ein herrlicher Tag. Ich möchte gerne einen Spaziergang draußen im Garten machen."

„So lassen Sie uns gehen, Herr Pater."

„Ich habe eine frohe Botschaft für Sie," sagte der Priester, als sie draußen waren und ihre Pläze eingenommen hatten. „Die Gräfin Chigi hat unserer Kirche eine Summe von zehntausend Francesconi geschenkt."

„Eine wohlangewandte Freigebigkeit," sagte Romanelli, obschon er darin nichts sonderlich Erfreuliches fand.

„Mit ihrem Geschenk verband sie jedoch eine Bedingung oder vielmehr einen Wunsch."

„Und dieser ist?“

„Daß man einen bedeutenden Theil der Summe dazu verwende ein Bild der heiligen Jungfrau für einen unserer Altäre fertigen zu lassen, dem es wirklich an Schmuck fehlt.“

„Ein neuer Beweis für die Frömmigkeit der edlen Gräfin.“

„Sie fügte noch hinzu, sie wünsche daß man die Ausführung des Bildes einem unserer jüngeren Künstler übertrage, so daß mit der Verherrlichung Gottes auch eine Aufmunterung des Fleißes und Verdienstes verbunden werde. Sie nannte sogar speciell Sie.“

„O möge die Madonna die Güte der hohen Dame gegen einen unbedeutenden Künstler belohnen!“

„Sie sind ein gottesfürchtiger und demüthiger junger Mann, Romanelli . . . man hat auf Sie Acht gegeben und gefunden daß Sie gute Absichten haben . . . man will Ihnen Arbeit geben.“

„Sie überhäufen mich mit Freude, Herr Pater.“

„Unglücklicher Weise ist ein Zweifel entstanden. Sie haben zu einer Bemerkung gegen sich Anlaß gegeben.“

„Das bedaure ich sehr.“

„Aber Sie haben aus jugendlicher Unbedachtsamkeit gehandelt, und man will Ihnen gerne verzeihen, notabene wenn Sie sich bessern.“

„O seien Sie überzeugt . . . lassen Sie mich nur wissen in was ich mich vergangen habe.“

„Sie haben ein junges Mädchen bei sich, Ihr Modell . . . Sie leben mit ihr in einer tadelnswerthen Vertraulichkeit . . . Sie erregen Aergerniß unter den Gläubigen.“

„Herr Pater, ich gestehe daß es so ist . . . aber ich bin ihr Dank schuldig . . . Als ich arm und unbemerkt war, opferte sie sich edelmüthig für mich; ohne sie wäre es mir vielleicht nie gelungen meine Statue zu vollenden.“

„Ich habe davon gehört . . . aber sie that es aus sünd-

hafter Liebe zu Ihnen und ist reich genug belohnt durch die Ehre welche Ihnen durch diese Statue zukam, zu der sie ihr Bild lieh. Es ist jezt Zeit daß ihr beide auf den Weg der Tugend zurückkehret. Sie kann nicht länger bei Ihnen bleiben. Dieses Verhältniß verlezt Ihre edle und tugendhafte Gönnerin, Gräfin Chigi, und Sie zwingen uns, gegen den Wunsch der Gräfin, die Arbeit einem Andern zu übertragen; denn die heilige Madonna würde zürnen wenn man ihr Bild in unreine Hände übergäbe."

Romanelli hatte jezt eine Versuchung bekommen die größer war als alle andern . . . denn wie viel schloß nicht diese Botschaft in sich! . . . Noch fand sich zwar ein Gefühl das für die arme Angiolina sprach. Aber hatte er nicht mit den Worten die er gesagt Alles gethan um sein Gewissen zu beruhigen? . . . Allerdings . . . und dennoch zögerte und schwankte er.

„Fassen Sie Ihren Entschluß, mein Sohn! Sie haben eine schöne Zukunft vor sich, wenn Sie sich gut anlassen. Die Gräfin ist Ihnen gewogen, aber es würde sie tödtlich beleidigen wenn Sie Ihren sündhaften Umgang mit diesem Mädchen fortsezten. Ich glaube dieß mit Bestimmtheit zu wissen. Und Sie dürfen die edle Dame nicht beleidigen."

„Sie haben Recht, Herr Pater . . . ich . . . ich . . . verzeihen Sie meine Unschlüssigkeit . . . ich werde Ihrem Rathe gehorchen."

„Und Sie werden es nicht bereuen. Sobald das Mädchen Ihr Haus verlassen hat, komme ich wieder und bringe Ihnen den förmlichen Auftrag ein Marmorbild der heiligen Jungfrau für unsere Kirche zu fertigen. Dann werden wir schon sehen. Sie können es weit bringen, auch ohne Ihren gegenwärtigen Wirkungskreis."

Romanellis Character — wenn von einem solchen die Rede sein könnte — stand, wie wir gesehen haben, immer unter den Eingebungen des Hochmuths und der Eigenliebe. Inzwischen bedurfte es doch der vereinigten Besuche des Professors und des

Priesters, um ihm alles Gefühl der Liebe und Dankbarkeit zu rauben die er Angiolina schuldete. Wäre der Pater nicht gekommen, so hätte er es vielleicht nie mehr gewagt mit ihr über Barrantis Vorschlag zu sprechen, und ohne diesen hätte es ihm auf der andern Seite an einem Vorwand gefehlt um den Wunsch oder vielmehr den Befehl der Gräfin zu erfüllen.

Jezt beschloß er Angiolina aufs Aeußerste zu treiben. Entweder weigerte sie sich bei Barranti Modell zu stehen, und dann hatte er eine Veranlassung sich von ihr zu trennen, oder gab sie nach, dann war ihm sein Preis gewiß, und er konnte hernach irgend einen andern Grund zum Bruche finden.

Angiolina sprang mit einem Freudenruf Romanelli entgegen, als er zu ihr hinaufkam. Sie war blässer als gewöhnlich, denn sie hatte die ganze Nacht vor Angst nicht schlafen können.

„Hast Du über den Gegenstand unseres gestrigen Gespräches näher nachgedacht?“ fragte Romanelli.

„Ja, ich habe an gar nichts Anderes gedacht.“

„Nun was hast Du denn gedacht?“

„Daß es unmöglich sei daß Du mich so tief erniedrigen wolltest.“

„Es scheint mir vielmehr eine Ehre für Dich zu sein daß der vornehmste Bildhauer in Florenz Dich in einem seiner Werke verewigen will.“

„Was kümmere ich mich um eine so zweideutige Berühmtheit? Ich bin ein Mädchen. Ich würde mich zu Tode schämen wenn . . . aber davon kann ja gar nicht die Rede sein.“

„Dein übertriebener Stolz zieht mir vielen bittern Verdruß zu. Ich beleidige den Professor wenn ich seinen Wunsch nicht erfülle. Du weißt nicht was es heißen will einen solchen Mann zum Feinde zu haben. Das Geringste ist daß ich meinen Preis verliere.“

„Ei was macht das? . . . das ist etwas Unbedeutendes gegen die Ehre die Du Dir durch Deine eigene Geschicklichkeit erwirbst.“

„Etwas Unbedeutendes . . . Du würdest es nicht so nennen

wenn Du mich liebtest. Aber ich sehe wohl daß meine Ehre Dir wenig am Herzen liegt."

„O Romanelli, wie kannst Du so sprechen! ... Habe ich mich nicht für Deine Ehre geopfert? ... Ich hätte damals eine andere Zukunft mit weniger Bekümmernissen und Entsagungen wählen können."

„Diese Wahl steht Dir noch immer offen," antwortete der Bildhauer mit erkünstelter Heftigkeit. „Ich ertrage keine Vorwürfe ... ich habe Dich weder zu verlocken noch zu täuschen gesucht. Von diesem Augenblick an bist Du vollkommen frei."

„Ha, ich verstehe Dich," rief die Florentinerin und flog einige Schritte zurück, blieb aber plözlich stehen ... „Du willst mich entehren um eine lumpige Befriedigung Deiner Eitelkeit zu gewinnen, und da ich nicht gehorche, so wirfst Du mich wie ein unnüzes Werkzeug weg. O mein Gott, Romanelli, wie habe ich mich in Dir getäuscht! Wie werde ich für meine Leichtgläubigkeit gestraft! ... Ich glaubte einiges Recht auf Deine Dankbarkeit zu haben."

Die schwarzen Augen flammten von zündenden Blizen; Verachtung schwebte um die stolzen Lippen und die sonst marmorklare Stirne sah wie eine drohende Wolke aus. Sie war schön und gefährlich anzuschauen.

Romanelli faßte sie mit einem einzigen Blicke auf, schlug aber dann seine Augen nieder.

„Ich vergesse alles das nicht," sagte er leise, ohne aufzuschauen. „Ich werde es nie vergessen, und so lange ich das Geringste besize, soll es Dir an Nichts fehlen. Aber vielleicht ist es das Beste wenn wir uns trennen ... Mein Gewissen ... ist zur Besinnung geweckt worden ... wir ..."

Hier stammelte er und wußte nicht was er weiter sagen sollte.

Angiolina betrachtete ihn mit ihrem überlegenen und tiefen Blick, worin eine Art verächtlichen Mitleids an die Stelle der heftigeren Gemüthsbewegung getreten war.

Schweigend nahm sie den Korb den sie früher als Blumenmädchen benüzt und schon lange zur Erinnerung an die Vergangenheit aufgehängt hatte, von der Wand. Dann löste sie eine Armspange, das einzige Geschenk das sie von Romanelli empfangen, ab und legte es auf einen Tisch. Und mit dem Korb am Arme entfernte sie sich schweigend, ohne Klage, ohne Vorwürfe.

Der Bildhauer machte keine Bewegung um sie zurückzuhalten.

Während meines Aufenthaltes in Florenz sah ich Angiolina mehrere Male. Sie galt noch immer als das schönste Blumenmädchen der Stadt. Aber sie war doch auffallend blaß, und das Lächeln das sie ihren alten und neuen Bekannten im Café civico-militare spendete, war so wehmüthig daß man sich davon ganz beklommen fühlte.

Was Romanelli betrifft, so hatte er wirklich das versprochene Madonnenbild zur Ausführung erhalten, aber es war ihm so gänzlich mißlungen daß dieß wahrscheinlich die lezte größere Arbeit war die ihm übertragen wurde. Statt dessen verdient er viel Geld damit daß er langhalsige Engländerinnen oder hochbusige Florentiner Damen in Marmor modellirt. Die Gräfin Chigi protegirt ihn noch immer, und man glaubt daß es ihr noch gelingen werde ihm einen Plaz im Liceo di Candeli zu verschaffen.

XV.

Lezte Blicke auf Rom.

Es geschieht wirklich mit einem Gefühl wehmüthigen Bedauerns, wenn ich mich endlich entschließe Rom zu verlassen — Rom, die ewige Stadt, die Stadt der Republik, der Kaiser und der Päbste; Rom, dessen Name der vornehmste und häufigst genannte ist in der Geschichte der Politik, der Religion und der Kunst.

Wornach ich mich indeß zurücksehne, das sind nicht sowohl Roms großartige uralte Erinnerungen, denn ich lebe doch lieber in der Gegenwart als in der Vergangenheit; auch nicht bloß die reichen Kunstsammlungen welche die vornehmsten Meisterwerke der Bildhauerei und Malerkunst in sich schließen, und noch weniger die kirchliche Pracht, die zahllosen Processionen, die stattlichen Tempel und all diese Ceremonien die höchst unvollkommen Gleichgiltigkeit und Zweifel verhüllen. Nein, was ich bei meiner Abreise aus Rom am meisten vermisse, das ist Schweden und noch mehr Scandinavien. Die Gleichheit in Sprache, Character und Sitten, gemeinsame Religion und gemeinsame geschichtliche Erinnerungen haben die Schweden, Norweger und Dänen die sich in Rom aufhalten zu einer scandinavischen Colonie, einer kleinen Republik mit ihren eigenen Formen, Sitten und Traditionen vereinigt. Der Kern dieses Staates besteht natürlich aus Künstlern die für längere oder kürzere Zeit hier wohnhaft sind; aber um sie gruppirt sich eine oft sehr zahlreiche schwebende Bevölkerung von reisenden Academikern, Kunstfreunden, Literaten und Andern die ihr glücklicher Stern auf Roms classischen Boden geführt hat.

Die Regierungsform ist republicanisch, jedoch mit einigem Anflug von Aristocratie — aber diese Aristocratie ist die der Intelligenz, und Niemand beklagt sich darüber, wenn Männer wie die Professoren Fogelberg und Bissen, Meteore der Kunst, manchmal ihre Vorzugsrechte geltend machen.

Allgemeine Angelegenheiten werden im Café Africano verhandelt, in der Hauptstraße Roms, dem Corso, der in den Jahrbüchern der Carnevale so berühmt ist. Jeder Scandingvier hat Stimmrecht; die Debatten sind gewöhnlich kurz und mehr aufklärend als beredt. Die Majorität übt keine Tyrannei, und die Minorität wird auf eine exemplarische Art und Weise respectirt. So z. B. als die Frage entstand, ob eine gewisse Anzahl Flaschen Orvieto in Palumbella oder Sabina geleert werden solle, und die Meinungen zwischen den beiden berühmten Pläzen getheilt waren, wurde die Sache so entschieden, daß man an einem Tage nach Palumbella und am andern nach Sabina ging. Dabei zeigte sich ein eigenthümliches Sachverhältniß: der größere Theil der Stimmenden schien zufriedener als wenn jeder allein mit seiner eigenen Ansicht durchgedrungen wäre.

Die Sprache ist weder schwedisch noch dänisch, sondern ein Gemisch von beiden, so gebildet daß jeder die vornehmsten Eigenschaften seines Idioms beibehält und dasselbe mit Worten aus der Muttersprache bereichert.

Längere Zeit stritt sich das dänische De mit dem abwechselnden Herre und Ni der Schweden; jezt scheint das einfachere Anredewort Du die andern zu verdrängen.

Oeffentliche Anstalten sind außer dem obengenannten Café eine scandinavische Bibliothek und die größern Werkstätten.

In lezteren empfangen die Künstler mit zuvorkommender Herzlichkeit alle Landsleute, selbst wenn sie in artistischer Beziehung Uneingeweihte sind.

Ich werde die angenehmen Stunden nie vergessen die ich bei einigen meiner Landsleute in ihren Arbeitszimmern zuge-

bracht. Ein einfaches, ungesuchtes Wohlwollen, eine lehrreiche Unterhaltung, frei von allem affectirten Geprahle mit hübschen Phrasen und unverständlichen Kunstausdrücken, reiche Gelegenheiten zu Kunstgenuß und Nachdenken habe ich immer bei ihnen gefunden.

Gründlicher hätten meine Vorurtheile im Allgemeinen mit denen ich nach Rom kam nicht widerlegt werden können. Ich hatte mir einen jüngern Künstler entweder so vorgestellt wie man sie meistens in den Pariser Ateliers trifft, extravagant in Kleidung und Lebensart, voll von Künstlerhochmuth, paradoxe Ansichten in bizarre Worte kleidend oder mehr den romantischen Typus darstellend, für ein unerreichbares Ideal schwärmend, in seine krankhafte Phantasie verschlossen und zum practischen Leben geradezu untauglich. Aber nach Allem was ich gehört und gefunden habe, zeichnen sich unsere Scandinavier ehrenvoll aus unter den unzähligen, aus allen Nationen zusammengewürfelten Künstlern die hier weilen.

Sie sind übrigens anspruchslos in ihren Gewohnheiten. Im Café Africano hört man selten geistige Getränke verlangen: man trinkt Cafe, Thee, Limonade oder Milch, tunkt ein paar Brödchen hinein, und der Eine oder Andere bringt in der Tasche ein Stück Käse oder Methwurst mit, das er im nächsten Laden gekauft hat. Die Meisten besizen nur wenige Mittel und beschäftigen sich täglich mit der Lösung des Problems wie man am billigsten lebt. Die Reisenden die mit gespickten Börsen und weniger frugalen Gewohnheiten hieher kommen, müssen sich der herrschenden Sitte fügen oder andere Gesellschaften suchen.

Jezt einige Worte insbesondere über die schwedischen und norwegischen Künstler (Dänen sind so viele vorhanden daß sie zum Mindesten ein ganzes Blatt für sich erfordern würden).

Professor Fogelberg, der einige Zeit unwohl gewesen, ist jezt hergestellt und hat seinen Birger Jarl wieder vorgenommen. Gleich den übrigen Erzeugnissen des Fogelbergschen Meisels hat auch diese Arbeit einen vollkommen nordischen Character. Pro=

fessor Fogelberg ist in der vollen Bedeutung des Worts ein schwedischer Künstler, und selbst wer seine Künstlergröße nicht zu beurtheilen vermag, muß doch mit Dank die vaterländische Richtung seiner Kunst anerkennen. Molin dagegen scheint sein Ideal gänzlich im classischen Styl zu suchen; daß sein Genie vorherrschend antik ist, muß Jedem in die Augen springen wer seinen David und, noch mehr, seine Bachantin mit der Statue von König Oskar vergleicht, an welcher er gegenwärtig arbeitet. Man darf jedoch die Schwierigkeiten nicht übersehen die mit der Idealisirung des Bildes einer noch lebenden Person verbunden sind, besonders wenn noch dazukommt daß die Höhe und Breite der Statue durch die bereits fertige Nische in der Gothenburger Börse bedingt sind. — In Molins Werkstatt arbeitet Middelton, ein junger Norweger mit ungewöhnlichen Anlagen und von wahrem Künstlerfeuer belebt. Ein anderer Norweger, Hansen, besizt seine eigene Werkstatt und verfertigt glückliche Copien von antiken Vorbildern.

Die schwedische Malerkunst ist gegenwärtig nur durch den Historienmaler Blommer vertreten. Sie hat aber auch einen um so würdigeren Repräsentanten gefunden, als er, durchdrungen von dem Gefühl für nordische Nationalität, bestrebt ist Gestalten aus unserer Geschichte und Mythologie auf der Leinwand zu veranschaulichen. Jezt arbeitet er an einem größeren Gemälde: Freya, die ihren Gatten sucht. Sie ist in das Elfenreich gekommen. Liebliche Genien umschweben sie und helfen ihr das feurige Gespann zu lenken. Dankbar, sehnsuchtsvoll und gläubig blickt sie in den Raum hinaus — ein herrliches Bild der ehelichen Liebe.

Und damit habe ich alle hier anwesenden schwedischen und norwegischen Künstler genannt. Allerdings haben die Maler Plageman und Palm erst kürzlich Rom verlassen, aber man kann sich doch einer Verwunderung nicht erwehren, wenn man bedenkt daß die hier anwesenden dänischen Künstler numerisch ungefähr dreimal so stark sind als die schwedischen und norwegischen zusammen.

In Dänemark wird aber auch zum Mindesten dreimal so viel für die Kunst gethan als in Schweden geschehen konnte. Und obschon es höchst ungerecht wäre läugnen zu wollen daß König Oskar viel für unsere Künstler gethan hat, so darf man doch glauben daß dieses Viele besser hätte geschehen können, wenn die Aufmunterungen mehr an hervorragende Künstler gespendet worden wären. Im Uebrigen scheint unser Vaterland hierin, wie in so vielem Andern, auf dem besten Weg zu sein sich zu einem würdigeren Standpunkt zu erheben.

Was die politischen Angelegenheiten betrifft, so nimmt man in Rom wenig Notiz davon. Wer nicht in Folge von Familienverhältnissen oder einer Anstellung Quellen in der Nähe des päpstlichen Stuhles besizt, der erfährt die Ereignisse im Kirchenstaat selten anders als durch die fremden Zeitungen. Um so öfter hört man Vermuthungen in Betreff des Wenigen was man weiß, und einzelne Gerüchte verbreiten sich in der Stadt mit einer Schnelligkeit die im Verhältniß zu ihrer Grundlosigkeit steht. Das Einzige worüber noch gesprochen werden könnte, wäre die öffentliche Stimmung, so weit ein Fremder im Stand ist sie aufzufassen.

Nach Allem was ich selbst gesehen und gehört, und nach Allem was Andere mir erzählt haben, scheint das römische Volk im Allgemeinen in Bezug auf die lezte Revolution nichts Anderes zu bereuen als daß es die Gelegenheit nicht besser benüzte — und es wartet nur auf eine neue Gelegenheit um den Versuch zu wiederholen.

Unter solchen Verhältnissen können die Römer natürlich mit der Anwesenheit der Franzosen nicht sonderlich zufrieden sein, aber sie trösten sich doch damit daß ihr Abzug das Einrücken der Oesterreicher zur Folge haben müßte, und einen solchen Tausch wünscht wohl Niemand außer der höheren Geistlichkeit. Was den Papst selbst betrifft, so sind seine Sympathien für die französische Nation im Allgemeinen und Ludwig Napoleon insbesondere wohl bekannt.

Eine österreichische Einschreitung wird jedoch von Jedermann als unbedingt bevorstehend betrachtet; auch befestigen sich die Franzosen mit aller Macht an den Pläzen die sie an der Westküste eingenommen haben. In Rom hat man lange an der Errichtung von Festungswerken gearbeitet, und der kürzlich begonnene Bau von großen Kasernen in Trastevere scheint auf die Ankunft neuer Truppen zu deuten.

. . . . . Der Carneval ist heuer weniger todt als in den lezten Jahren. Auf dem Corso drängte sich eine lange Reihe glänzender Equipagen und bescheidener Miethwagen. Die Fenster waren mit weißen und rothen Vorhängen geschmückt und voll mit Herren und Damen besezt. Eine Masse von Erbsen, Kreide und Blumen wurde consumirt und die Pferde sprangen verzweifelt. Dessen ungeachtet bemerkte man deutlich daß das Publicum hauptsächlich aus Fremden, französischen Soldaten und den überall ausgestellten päpstlichen Carabinieren und Dragonern bestand. Vom Volke sah man keine Spur, wenn man als solche nicht etwa die Bemühungen der römischen Gamins betrachten will, zum zweiten oder dritten Mal die Blumensträuße zu verkaufen die sie aus dem Straßenschmuz aufgelesen haben. Die Costüme schienen im Verhältniß von Eins zu Tausend zu stehen. Masken waren verboten.

Man beschäftigt sich gegenwärtig stark mit der hiesigen Missionsthätigkeit der englischen Episcopalkirche, die wenigstens eine eben so große Bedeutung hat wie die römisch-catholische in England. Um dem Einfluß des Protestantismus entgegenzuarbeiten, wird die Zahl der Processionen und Feste verdoppelt, alle Ceremonien werden streng beobachtet, die Priesterschaft wird angehalten den äußeren Anstand mehr zu wahren, und der heilige Vater fungirt öfter als sonst in seinem hohepriesterlichen Beruf.

Die Liste unserer reisenden Landsleute die sich in der lezten Zeit in Rom aufgehalten haben oder gegenwärtig da verweilen, ist durch Professor Wennerberg vermehrt worden. Lange ersehnt,

ist er endlich angekommen und gedenkt ein paar Monate zu verweilen. Der Docent Holmgren hat vor einiger Zeit Rom verlassen, um in Pisa den Sternenhimmel zu betrachten. Der Lieutenant Liedman, dessen Unglück unter seinen zahlreichen Freunden und in der höheren Gesellschaft so viel Mitgefühl gefunden, hat sich neuerdings nach Neapel und Sizilien begeben, von wo er nach Spanien zu gehen gedenkt. Vier Barone Löwenhaupt haben die Carnevalszeit hier zugebracht. Die schwedische Armee war stark vertreten von sieben oder acht Lieutenants. Bei mehreren Gelegenheiten hat der römisch-scandinavische Gesellschaftssaal ein paar Duzend Schweden innerhalb seiner Wände gesehen. Aber die Zeit enteilt. Die Bevölkerung des Café Africano wechselt. Neue Gäste auf dem Markte des Lebens erscheinen mit jedem neuen Jahr; die Zugvögel vom lezten Jahre sind dann heimgeflogen.

Nachschrift von Paris. (Aus dem Tagebuch.)

Ich habe also Italien verlassen — vielleicht um es nie wieder zu sehen.

Meine Sympathien für dieses Land sind noch weit wärmer als im Anfang, und ich betrachte es als ein Glück wenigstens einige Monate da gelebt zu haben ... Armes Italien! Wann wird deine Morgenröthe aufgehen die andere Verhältnisse bescheint? Wird wohl der Sonnenschein der Freiheit einmal über ein aus seinen Fesseln erlöstes Volk strömen? Werden hohe Helden wieder deinen Boden betreten und die fremden Söldlinge auf immer verjagt werden?

Die Zukunft ist die Sibylle welche Antwort gibt.

. . . .

Paris mit seinem glänzenden, brausenden Leben liegt wieder vor meinen Augen.

Mein Zimmer bei der schwedischen Familie war gerade zur rechten Zeit frei geworden. Freund Blanche, der sich einige

Monate in Paris aufhielt, war kurz zuvor nach Schweden zurückgekehrt, hatte mir aber eine Carte zum Ball bei dem Präsidenten zurückgelassen. Ich werde wohl keinen Gebrauch davon machen. Müde von der Reise, habe ich ganz und gar keine Lust mich auf all die Kleinigkeiten zu besinnen die zu einer eleganteren Toilette erforderlich sind.

Statt dessen eilte ich meine Bekanntschaft aus dem Palais Royal aufzusuchen, und war so glücklich mich von der ganz unerwarteten Thatsache zu überzeugen daß eine kleine Caprice sich in Wirklichkeit verwandelt hatte.

Mamsell Louisannes Heirathspläne hatte ich just nicht als einen Glaubensartikel betrachtet, aber ich fand sie dennoch, nachdem sie in der frühern Wohnung ihre Adresse zurückgelassen, als die hübsche Madame Rouget an der Seite des bescheidensten Mannes, der bereit war zu allen ihren anspruchslosen, aber munteren Vorschlägen Ja zu sagen.

Da es Sonntag war, so hatte sie vollkommen Zeit die Wirthin zu machen, und es ist unmöglich liebenswürdiger, freundlicher und gastfreier zu sein. Sie hatte überdieß neben dem Frauentitel eine gewisse ehrbare Würde angenommen und sah ganz achtunggebietend aus, was jedoch ihrem heitern Wesen durchaus keinen Abbruch that.

Nachdem sie zehnmal erklärt daß es ihr unmöglich sei zu begreifen wie ein Reisender Italien den Vorzug vor Frankreich geben könne, rief sie endlich:

„Nun, aber Sie fragen ja gar nicht nach Poliveau? Geniren Sie sich nicht vor meinem Mann: er kennt Alles das und weiß daß ich ihm nicht untreu werden kann.“

„Ja mein Herr,“ fügte Louisannes naiver Gatte hinzu, „ich und meine Frau hegen ein unbedingtes Vertrauen zu einander. Wir sind ganz vollständig eins.“

„Nun wohl, Madame, da Sie es erlauben, so nehme ich mir die Freiheit nach unserem gemeinschaftlichen Freund zu

fragen. Meine Nachforschungen im Quartier latin waren vergebens."

„Das ist ganz natürlich. Poliveau ..." Sie hielt das Nastuch an ihre Augen und sah sehr gerührt aus ... „der gute Poliveau ..."

„Ach ist er vielleicht für immer fort?"

„Ja für immer, aber nur von Paris," fügte die kleine Französin mit unnachahmlicher Naivetät hinzu. „Er hat sich auf dem Lande begraben, wo er sich nach dem Tode seines Vaters niederließ um Weinbau zu treiben und Gemüse zu pflanzen. Dieß ist abscheulich ... nicht wahr? Aber man kann nichts darüber sagen, denn er liebt Beides leidenschaftlich, und noch überdieß soll er, wie man mir gesagt hat, eine Cousine lieben."

„Bei so triftigen Entschuldigungen ist seine Untreue gegen den beabsichtigten Doctorstitel begreiflich."

„Seine Untreue gegen den Doctorstitel!? Obschon ich verheirathet bin, mein Herr, verbiete ich nicht daß man mir eine unschuldige Artigkeit sagt. Sie hätten jezt eine Gelegenheit hiezu finden können, aber ich erkläre daß Sie die Mittel die Ihre große Reise Ihnen an die Hand bot schlecht benüzt haben."

„Ach die Schuld liegt darin daß ich Frankreich nicht hätte verlassen sollen."

„Gut, ich verzeihe Ihnen auch ..."

Ich kam nicht mehr dazu das junge Paar zu besuchen.

. . . .

Der Juni rückt heran. Lange vor Johannis habe ich Schweden wieder gesehen. Die Luft in Paris ist leider nicht diejenige die ich kürzlich in Italien einathmete ... Ach dieses schöne Land hat auf mich denselben Eindruck gemacht wie eine interessante menschliche Bekanntschaft machen könnte. Es hat meine Ideen umgestürzt und ihnen eine neue Richtung gegeben.

Zweite Abtheilung.

Aus der Heimath.

Lorbeer und Myrte.

Novelle von der Magisterpromotion zu Upsala 1851.

I.

Das kleine Verderben.

Ehe man mit dem Dampfboot bei Upsala anlegt, hat man zwei höchst wichtige Stellen zu passiren. Auf beiden Seiten des Fyris liegen nämlich das große und das kleine Verderben, welche beide, wenigstens in der schönen Jahreszeit, eine Hauptrolle im Leben der studirenden Jugend spielen.

Der Reisende der mit Zeitungsartikeln über die schreckliche Sittenverderbniß zu Upsala im Kopfe ankommt, betrachtet ganz sicher mit Abscheu die zwei Pläze die so unglückverkündende Namen führen. Er verlegt in seiner Phantasie dorthin jene schauerlichen Orgien, jene Austernfrühstücke mit Champagner, jene hohen Spiele bei denen die Differenz selten weniger als ein paar Hundert Reichsthaler beträgt, mit einem Wort, all die Gräßlichkeiten bei denen er nicht ohne Beben an die Zukunft seiner Söhne denken kann.

Es ist jedoch nicht so gefährlich. Das große Verderben ist eine Kegelbahn, das kleine Verderben ein Park. Allerdings ver-

birgt sich unter den grünen Bäumen des Parkes der sogenannte Pavillon wo man seinen Café oder sein Glas Punsch trinken kann, während man die laue Sommerluft einathmet und dem Dampfboot zusieht, das mit neuen Gesichtern und neuen Zeitungen von Stockholm herankommt.

Auf dem kleinern Dach des frühern Quasischweizerhauses hat der erfindsame Lundequist in späteren Zeiten eine neue Wohnung aufgeführt, bestehend aus acht Pfeilern die einige zusammengezimmerte Bretter tragen. Durch sinnreiche Anwendung von Oelfarbe hat man diesen anspruchslosen Gerüsten die Würde von Säulen und einer Kuppel gegeben, und so hat man einen neuen Bachustempel geschaffen, wo der gänzliche Mangel an Wänden den Gästen die möglichst freie Aussicht gewährt und zugleich vor übermäßigem Trinken warnt.

Am 15. Juni 1851, kurz nach dem Mittagessen, das in Upsala gewöhnlich um ein Uhr eingenommen wird, befand sich eine kleine Gesellschaft auf dem Dache des Pavillons. Es waren sechs Studenten, von denen vier mit dem Glas in der Hand ein frisches und fröhliches Lied von Bellman anstimmten, während die beiden andern, die etwas älter schienen, sich leise besprachen.

„Bald haben wir das Dampfboot hier."

„Und mit ihm eine ganze Masse von Eltern und Geschwistern der Helden des morgenden Tags."

„Ich erwarte meine Mutter und meine Schwester."

„Und ich meinen Onkel, meine Tante und meine Cousine."

„Du glücklicher Victor!"

„Du bist es selbst nicht minder . . . zwei so nahe Verwandte müssen wohl drei entferntere aufwägen."

„Aber Deine Cousine ist zugleich Deine Braut."

„Noch nicht, obschon sowohl mein Vater als Auroras Eltern diese Verbindung wünschen."

„Und Du selbst?"

„Ich? Ich kann allerdings nicht läugnen daß Aurora ein sehr hübsches Mädchen ist.“

„Pfui, welcher matte Ausdruck, welcher ruhige Ton! Sie ist bezaubernd, entzückend . . .“

Victor lächelte.

„Nimm Dich in Acht daß ich nicht eifersüchtig werde, mein lieber Henning. Ich erinnere mich daß Du ihr beständiger Ritter warst, als wir uns im vorigen Jahre im Bad S— aufhielten.“

„Inzwischen,“ sagte der Andere erröthend, „hast Du meine Frage nicht beantwortet.“

„Nun wohl, ich habe meine Cousine recht lieb, aber doch nicht genug um sie heirathen zu wollen, um so mehr als . . .“

„Du unterbrichst Dich . . .“

„Soll ich aufrichtig sein?“

„Ja, ich verspreche Dir dasselbe.“

„Ich fahre also fort: um so mehr als ich . . . Deine Schwester liebe. Was sagst Du dazu?“

„Ich sage daß Du mein bester Freund bist und daß ich Deine Cousine liebe.“

„Herrlich! Ich habe es längst vermuthet.“

„Und ich ahnte Deine Gefühle schon im vorigen Jahr.“

„Warum haben wir es dann einander nicht schon vorher gestanden?“

„Bloß aus falscher Scham.“

„Inzwischen soll die Aufrichtigkeit und das Vertrauen unter guten Freunden hoch leben, auch wenn sie spät kommen.“

„Vielleicht zu spät?“

„O nein, ich habe bereits meinen Plan.“

Die beiden Freunde flüsterten lebhaft und mit starkem Mienenspiel weiter, bis ein paar Kanonenschüsse die Ankunft des Dampfbootes verkündeten.

Das Quartett verstummte, die Gesellschaft zerstreute sich.

II.

Am Strand.

In Upsala ist die Ankunft des Dampfbootes ein Ereigniß, obschon ein Ereigniß das sich alle Tage wiederholt. Will man Jemand treffen, so findet man ihn, wenn er nicht durch allzu wichtige Geschäfte zurückgehalten ist, sicher am Ufer unter der wogenden Menschenmenge die das Dampfschiff erwartet.

Man könnte die Wartenden ungefähr folgendermaßen classificiren:

Erstens ein Haufe Stiefelpuzer, zum Theil mit Karren versehen um die Effecten der Reisenden zu ziehen.

Zweitens einige Actienbesizer, Mitglieder der Dampfschifffahrts-Gesellschaft, die dabei interessirt sind zu sehen wie viel Passagiere mitgekommen, um darnach die wahrscheinliche Dividende zu berechnen die ihnen zukommt.

Drittens verschiedene Bürger der Stadt mit ihren Damen.

Viertens Studenten. Diese Classe, die bedeutend zahlreicher ist als alle andern zusammen, wird von verschiedenen Absichten getrieben. Einige erwarten Verwandte und Bekannte, andere Pakete und Briefe. Hier geht ein Paar und sucht mit den Augen einen Freund der in Stockholm war um auf ihre Bürgschaft einen Disconto aufzunehmen, aber er läßt sich nicht blicken — die Geschäfte müssen nicht gut gegangen sein . . . Dort geht ein eifriger Politiker der nicht zufrieden ist die Zeitungen bloß zweimal wöchentlich zu erhalten. Mit einem Sprung ist er am Bord; noch ein paar Schritte, und er befindet sich in der hintern Cajüte mit dem gestrigen Abendblatt in der Hand . . . Dort am Strand steht Einer und betrachtet Jedermann mit neugierigen wartenden Blicken. Er erwartet zwar weder Briefe noch Bekannte, aber wer weiß? Vielleicht hat das Dampfboot ihm doch Etwas mit-

gebracht. Da steht ein Anderer und bestellt bereits ein Vesperbrod bei Frau Roos, der Schiffswirthin, ein Vesperbrod für drei Personen — in der Stadt sind die Vesperbrode bloß halb so gut, aber doppelt so theuer. Darum werden auch die Dampfschiffe jeden Nachmittag von hungrigen Studenten belagert. Aber Frau Roos verdient dennoch nicht viel dabei, denn nach der Vesper gehen ihre Gäste in den Pavillon auf der andern Seite des Flusses: dort ist der Punsch besser ... Hier streitet sich einer mit dem Capitän, der ihm sein Billet abfordert. Es ist ein Student der, im Eifer zu sehen ob seine Braut mitgekommen, ganz unvorsichtig an Bord gesprungen ist ohne es dem Capitän zu sagen. Jezt kehrt er mit getäuschten Hoffnungen zurück, wird überdieß für einen Passagier gehalten und muß ohne Weiteres seine zwei Reichsthaler Banco bezahlen.

Aber unter all diesen Menschen halten wir uns nur an zwei Gruppen und wollen über diese mit einer Gründlichkeit und Ordnung berichten, wie man sie sich nur in den Vorlesungen des Professors Dellden aneignen kann, bei Anhörung seines Pro primo, fürs Erste, groß A, pro secundo, fürs Zweite, groß B, u. s. w.

Erstens Victors Gruppe.

A. Victor Jonas Strömberg. a. Aussehen. Nr. 1. Augen hellblau, mit einem Ausdruck von Ehrlichkeit und Treue. Nr. 2. Haar flachsfarbig, für den gegenwärtigen Fall gebrannt vom vornehmsten Friseur der Stadt und glänzend von duftendem Oel. Nr. 3. Stirne nieder und breit, scheint nicht der Siz besonders tiefer Gedanken zu sein. Nr. 4. Mund ein wenig groß, mit gesunden Zähnen versehen, von einem etwas schalkhaften Lächeln umspielt. Nr. 5. Wuchs mittlere Größe und Breite, Hände und Füße nicht ungewöhnlich groß. — b. Character: ehrlicher Kerl, gewöhnlicher gesunder Verstand. — c. Titel und Amt: Nr. 1. Candidat der Philosophie. Nr. 2. Außerordentlicher Canzlist im Kirchendepartement.

B. Elof Lago Strömberg. a. Aussehen. Nr. 1. Augen

grau, mit einem Ausdruck von Milde und Nachgiebigkeit. Nr. 2. Haar grau. Nr. 3. Stirne hoch und schmal, ohne Runzeln (NB. die Organe für Originalität werden vermißt). Nr. 4. Mund groß, gutmüthig, mit groben Lippen. Nr. 5. Wuchs kurz und dick. — b. Character: der eines gewöhnlichen vermöglichen Landjunkers. Die herrschende Leidenschaft ist auf die Tafelfreuden gerichtet. — c. Titel und Amt: Nr. 1. Hammerbesizer. Nr. 2. Kammerjunker.

C. Agathe Strömberg. a. Aussehen . . . . Nein, das ist unerträglich. Wir entsagen dem kühnen Versuche mit dem weltberühmten Professor zu wetteifern. Also in gewöhnlicher Sprache.

Die Patronin Agathe Strömberg war ein hochaufgeschossenes mageres Frauenzimmer, mit einem Gesicht das viel Stolz und reizbaren Hochmuth ausdrückte. Man erzählte die phantastischsten Geschichten von ihren Streitigkeiten mit einer andern Hammerbesizerin aus der Gegend, in Betreff des Vortrittes durch Thüren und des vornehmsten Plazes auf dem Sopha und am Tische. Zulezt war es so weit gekommen daß Niemand es wagte die beiden Damen zugleich einzuladen. Auch hatten die beiden Freunde hauptsächlich auf die Hochmuthssünde der würdigen Frau ihren Plan gegründet.

Ihre Tochter, Fräulein Aurora, war ein schönes junges Mädchen, das von der Mutter eine gewisse Portion Selbstvertrauen und Entschlossenheit geerbt zu haben schien. Aber dieß stand der niedlichen Erbin nicht so übel.

„Nun wohl, Herr Candidat,“ wandte sich die Hammerbesizerin an Victor, „wohin sollen wir unsere Sachen führen lassen?“

„Natürlich in Ihre Zimmer, Tante.“

„Ja das versteht sich, aber wo sind diese?“

Victor sah ganz betroffen aus.

„Es scheint,“ fiel Aurora ein, „als wüßte mein Herr Vetter ebenso wenig Bescheid als wir selbst.“

„Aber,“ versezte die Hammerbesizerin ungeduldig, „ich kann doch nicht hier warten, während ihr Beide wie verzaubert dasteht. Laßt uns gehen!“

„Ja,“ wiederholte Victor, „laßt uns gehen!“

Er bewegte sich inzwischen nicht von der Stelle.

„Wohin sollen wir die Sachen ziehen?“ sagten zwei Jungen mit ihren Karren, voll von Nachtsäcken, Hutschachteln und Bündeln.

„Fragt den Candidaten,“ antwortete der Hammerbesizer.

„In den Gasthof, denke ich.“

„Denkst Du? Du wirst doch wohl wissen wo Du Zimmer für uns bestellt hast. Aber Du schweigst, Du sagst Nichts. Du wirst doch um Gotteswillen nicht vergessen haben Zimmer für uns zu bestellen?“

Victor seufzte, sah sehr unglücklich aus und gestand endlich daß er zu seiner Schande diesen wichtigen Auftrag ganz vergessen habe.

„Nein, so Etwas ist mir noch nie vorgekommen. Wir schrieben doch vor vierzehn Tagen. Ja, Du bist uns ein Schöner . . . Was ist jezt zu thun?“

Die Patronin war feuerroth vor Aerger.

In diesem Augenblick trat Henning hervor, der bisher in der Nähe gestanden und mit Mutter und Schwester gesprochen hatte.

„Ich meinte zu hören,“ sagte er nach einer tiefen einschmeichelnden Verbeugung, „daß Victor vergessen hat für Sie eine Wohnung zu miethen.“

„Ja, leider Gottes! Können Sie es glauben, Herr Candidat, daß er nicht das Allergeringste in Ordnung gebracht hat? Wohin sollen wir uns jezt wenden? Alle Zimmer sind wohl voraus bestellt, und im besten Fall müssen wir uns vielleicht mit einer unfreundlichen Spelunke begnügen. Und ich, die ich an meine comfortable Wohnung auf Agatheholm gewöhnt war!“

„Eine solche kann ich natürlich nicht anbieten, aber ich glaube

Euer Gnaden dennoch einigermaßen aus Ihrer Verlegenheit helfen zu können."

„Ists möglich? Ich wäre Ihnen sehr verbunden."

„Die Sache ist die daß ich ein Paar Zimmer für meine Mutter und Schwester gemiethet habe, aber sie können auch mein Quartier bewohnen, das ich räumen will, um selbst zu Victor zu ziehen."

„Und dann bekämen wir . . ."

„Die beiden Zimmer die ich gemiethet habe; wenn ich Ihnen zu Dienst sein kann."

„Sie würden uns aus einer unerhörten Verlegenheit helfen, mein bester Herr Candidat."

„Ein wahres Glück für mich."

„Wenn nur Frau H. und Albertine nicht genirt sind," sagte Aurora, bei Hennings Blick erröthend.

„Nein bewahre, sie wohnten schon vor ein Paar Jahren, als sie nach Upsala auf Besuch kamen, in meinen Zimmern, und sie waren damals recht zufrieden damit . . ."

„Und wo sind die Zimmer die Du gemiethet hast?" fragte Victor.

„Bei Frau W. in der N.Straße."

Henning verbeugte sich und eilte seiner Mutter und Schwester nach, die langsam vorausgegangen waren.

Frau H. und ihre Tochter Albertine sahen beide höchst liebenswürdig aus. Wir bedauern nur die Mutter nicht als eine höchst interessante Persönlichkeit und die Tochter nicht als eine strahlende Schönheit vorstellen zu dürfen. Aber so viel können wir wenigstens versichern daß Frau H. in den Augen ihres Sohnes die beste Mutter und das achtungswürdigste Frauenzimmer war. Daß Victor die sanfte anmuthige Albertine als einen Typus weiblicher Vollkommenheit betrachtete, versteht sich von selbst.

„Von was sprachst Du da mit Frau Strömberg?" fragte Frau H.

Henning erzählte die Geschichte.

„Demnach handelt es sich um nichts Geringeres als daß wir Deine Zimmer bewohnen sollen," sagte die Mutter. „Wie kommt es denn daß Du andere Zimmer gemiethet hast, zumal jezt wo man während der Promotionsfeierlichkeiten zwanzig bis dreißig Reichsthaler mehr bezahlen muß?"

„Das will ich Dir ein andermal erzählen."

„Inzwischen begreife ich nicht wie Dein Freund so Etwas vergessen konnte, zumal da es sich um seine Braut und seine künftige Schwiegermutter handelt."

„Victor ist noch nicht mit seiner Cousine verlobt; die Verbindung ist hinausgeschoben worden bis er doctorirt hat."

„Aber," fiel Albertine in einem Ton ein den sie gleichgiltig zu machen suchte, „jezt, nachdem er Magister geworden ist, dürfte es doch nicht mehr so lange anstehen."

„Gott weiß. Ich habe Ursache zu glauben daß die beiden jungen Leutchen nicht sehr auf die Parthie erpicht sind."

„Wie so? Sollte Aurora eine andere Neigung hegen?"

„Das dürfte wohl geschehen," antwortete Henning mit einem gewissen Stolz. „Aber jedenfalls," fügte er hinzu, „weiß ich bestimmt daß Victor andere Gedanken hat."

Albertine sah schnell auf die Seite.

„Wohnst Du nicht hier?" fragte sie.

„Ja. Ich sehe daß Du ein gutes Gedächtniß hast."

III.

Bei Akersteins. — Windung der Magisterkränze.

„Guten Tag, Victor!"

„Ditto, Bruder Henning!"

„Hast Du Cafe getrunken?"

„Nein.“

„Mamsell, zwei Tassen Cafe. Jezt laß einmal hören, Bruder, was Du Neues weißt.“

„Meine Tante war sehr ergrimmt über meine Vergeßlichkeit und hat im selben Maß Deine artige Zuvorkommenheit bis in den Himmel erhoben. Als wir in die Zimmer kamen die ich gemiethet hatte, wofür aber unserem Plane gemäß die Tante sich Dir verpflichtet glauben sollte, gränzte ihr Entzücken über Dich bis an Extase. ‚Wie fein, wie zierlich, wie ordentlich und bequem, wie gemüthlich das Alles ist!‘ sagte die Tante. — ‚Nur Schade daß es ursprünglich nicht für uns gemünzt war,‘ flüsterte Bäschen Aurora, indem sie lächelnd eine Blume aus der auf dem Ofen stehenden Vase nahm und an ihren Busen steckte. Sie war natürlich überzeugt daß Du die Blumen dahin gestellt habest, wenn auch nicht direct für sie. Ueberhaupt sprach sie sich über alle Anordnungen mit einer Zufriedenheit aus welche sie ganz sicherlich nicht gezeigt hätte, wenn sie hätte wissen können daß ich Alles zugerichtet. Und dabei sah sie so hübsch, so einnehmend aus, daß ich nahe daran war Dir den falschen Ruhm zu rauben den Du auf meine Kosten usurpirtest.“

„Aber ich hoffe, Du begnügtest Dich mit Deiner Rolle eines nicht allzu reuevollen Sünders.“

„Ja, ich dachte an Albertine, und da hörte die Versuchung sogleich auf. Aber ich bin ein Narr: ich weiß ja nicht was ich in Bezug auf Deine Schwester hoffen kann.“

„Sei ruhig. Ich glaube nicht daß Du ihr gleichgiltig bist. Im Uebrigen kannst Du Dich selbst in einer halben Stunde davon überzeugen.“

„Wie so?“

„Meine Schwester kommt dann hieher oder, besser gesagt, in den Saal im ersten Stock hinauf, wo die Kränze gewunden werden. Sie will einige Blätter in meinen Kranz flechten.“

„Welches Zusammentreffen! Meine Cousine versprach das Gleiche für mich zu thun.“

„In Wahrheit ein Glückstreffer.“

„Doch nicht so groß. Sie konnten keine andere Zeit wählen um für das Concert heute Abend Toilette zu machen.“

„Inzwischen trifft es sich allerliebst. Wir können sie von hier aus herabkommen sehen und eilen dann sogleich auf sie zu.“

„Wir proponiren ihnen einen Spaziergang im englischen Park.“

„Wenn es nur nicht schlecht aussieht,“ sagte Victor, der immer ängstlich überlegte ob Etwas auch passe.

„Gewiß nicht. Du führst Deine Cousine und ich meine Schwester.“

„Ueberdieß ist es nothwendig daß wir mit den Gegenständen unserer Sehnsucht sprechen können.“

Dieses Gespräch ging in der Schweizerei vor, welche das Parterre des ehemaligen Akerstein'schen Hauses einnimmt. Eine Treppe hoch in einem großen Saal waren zehn oder zwölf jüngere Damen der Stadt beschäftigt unter Leitung einer ältern Dame für die künftigen Magister die Kränze zu winden.

Es war ein liebliches Bild, diese jungen Mädchen um den großen Tisch mitten im Saale herumsizen zu sehen. Unter ihren Händen verflochten sich so allmählig die grünen Lorbeer- und Myrtenzweige die haufenweise vor ihnen lagen. Die Arbeit ging leicht und heiter von Statten, und aus den strahlenden Blicken, aus den erröthenden Wangen der einen oder andern Jungfrau konnte man sehen daß sie wohl wußte wessen Kranz sie flocht.

Inzwischen kam ein Candidat herauf um sich das Maß zu seinem Kopf nehmen zu lassen.

Seht nur, dort am Fenster sizt ein Jüngling mit edeln ausdrucksvollen Zügen (wie Schade daß wir ihn nicht zum Helden genommen haben). Erröthend und lachend steht ein blühendes blauäugiges Mädchen vor ihm, gelind vorgebeugt, so daß ihr vollendeter

Wuchs in seiner ganzen verführerischen Ueppigkeit zu Tage tritt. Ihre feinen weißen Hände bewegen sich hin und her über die dunkeln Locken des Jünglings, welche sie bald aus der reinen edeln Stirne zurückstreicht, bald sachte gegen den Kopf drückt um den Kranz zu probiren. Und er mit dem trunkenen Blick auf sie geheftet, von ihrem Athem sich umweht fühlend, an was denkt er? Sicherlich nicht an die Kosten der Promotion. Pfui welcher Gedanke! Nein er träumt

— — — einen lieblichen Traum
Von Gold und grünen Wäldern,
Einem freundlichen Häuschen, einer Hälfte so hold u. s. w.

Aber Frau W., die Vorsteherin der freiwilligen Kranzflechtanstalt, sieht das junge Paar an. Das Mädchen fährt zusammen, vollendet hastig ihr Geschäft und sezt sich ganz sittsam zu den Andern an den Tisch. Der Jüngling erwacht aus seinem Traum, nimmt seinen Hut, verbeugt sich und geht.

Aber jezt zu den Unsern.

Aurora kam zuerst. Erröthend nannte sie ihren Namen und bat um Erlaubniß in den Kranz ihres Vetters, des Candidaten Strömberg, einige Blätter einzuflechten.

Kaum hatte sie sich gesezt, so erschien Albertine mit dem gleichen Anliegen, nur mit dem Unterschied daß sie den Namen ihres Bruders nannte.

Die beiden Mädchen grüßten sich und nahmen neben einander Plaz.

„Das ist wohl Deines Vetters Kranz?“ fragte Albertine mit einer schlauen Bewegung.

„Natürlich. Und Du hast den Kranz Deines Bruders?“

„Versteht sich. Von wem sonst?“

„Wer weiß? Aber der Deinige ist breiter.“

„Nein, das ist der Deine.“

„Ich glaube daß ich Recht habe."

„Gewiß nicht."

„Darf ich sehen?"

Die beiden Mädchen vertauschten die Kränze um ihre Dimensionen besser vergleichen zu können, und begannen sie sehr aufmerksam zu betrachten. Woher kommt es daß ihre Augen jezt lebhafter strahlen als zuvor?

Und was denkt Aurora? Sie beginnt ja Myrtenzweige in einen Kranz zu flechten der nicht für ihren Vetter bestimmt ist; sie muß sich getäuscht, sie muß vergessen haben daß die Kränze vertauscht sind.

Und Albertine bemerkt die Verwechslung eben so wenig. Auch sie steckt emsig und eifrig einige Blätter in einen Kranz der nicht ihrem Bruder gilt.

Eine Minute vergeht; die Kränze sind fertig.

Die jungen Mädchen sehen einander etwas verblüfft und verlegen an. Dann lächeln sie. Ihre Herzen haben sich verstanden.

IV.

Der englische Park.

Die Promenaden sind es nicht die Upsala fehlen. Wir nennen bloß:

Das kleine Verderben, auch Stromparterre genannt, das sich des Fyris und seines Pavillons zu rühmen hat.

Den botanischen Garten mit seinen schnurgeraden Gängen, seinen beschnittenen Hecken und pyramidenförmigen Tannen.

Den ostgothischen Garten, der zwar nicht groß ist, aber doch auf seiner frischen Grasmatte einen angenehmen Ruheplaz darbietet.

Den Kirchhof mit seinen Thränenweiden und Gräbern, seinen zwitschernden Vögeln und glänzenden Blumen — und endlich dessen Nachbar:

Den englischen Park, eine neuere Anlage deren zartes Grün mit einem inmitten der Blumen aufgerichteten uralten Runenstein contrastirt. Wie mancher Student hat sich nicht Morgens in der Frühe mit irgend einem wissenschaftlichen Buch unter dem Arm hieher begeben, ist aber genöthigt worden sein gelehrtes Buch zuzuschlagen und statt dessen dem Gesange der Vögel zu lauschen, den Duft der Blumen einzuathmen! Sicherlich hat man hier manchen Abend auch holdes Geflüster, zärtliche Geständnisse gehört; doch läßt sich das nicht beschwören, da die Bewohner Upsalas von keinem sehr erotischen Geiste beseelt sind.

Der englische Park wird auf der einen Seite vom Kirchhof begrenzt, auf der andern von der Carolina (dem Bibliothekgebäude), auf der dritten von dem botanischen Garten, auf der vierten — wahrhaftig ich kann mich nicht erinnern, vermuthlich stoßt er an irgend eine Wiese, oder an einen abgezäunten Acker. Der Grund dieser Unwissenheit liegt darin daß ich auf dieser Seite nie bis ans Ende des Parkes gegangen bin; es ist am angenehmsten allen Staketen und Einzäunungen auszuweichen und zu glauben daß ein schöner Garten unbegrenzt sei. Ich kehre auf immer um, wenn ich einen Schlagbaum vermuthe der meine Illusion stören könnte. Die Erfahrung hat mich das gelehrt. Ehe ich diesen weisen Entschluß faßte nie bis ans Ende einer Allee zu gehen, begegnete es mir einmal daß ich bei einem Spaziergang in einem herrlichen Garten, wo es der Kunst gelungen war eine veredelte Natur hervorzubringen, wo man Nichts sah als Blumen, Bäume und das blaue Himmelsgewölbe, Nichts hörte als Vogelgezwitscher und Bienengesumme, wo ich mich, mit einem Wort, in einer paradiesischen Gegend, weit entfernt vom Lärm und Elend der Welt glauben konnte, auf einmal an eine

von Gebüschen halb verdeckte Bretterwand stieß und durch die Spalten auf eine dunkle, schmuzige, stinkende Straße hinaussah. Zwei widerwärtige alte Weiber standen da, auf ihre Kehrbesen gestützt, und zankten sich herum, welche den Rinnstein fegen müsse. Weiter hinweg ein Paar Stadtdiener mit gezogenen Säbeln, einen Missethäter zwischen sich, und vor ihnen her ein Haufe Straßenjungen, die wie Raubvögel kreischten, neugierig und zudringlich. Fort waren meine Illusionen: der paradiesische Lustgarten schrumpfte zu einem kleinen grünen Fleck mitten in einem Meer von Schlamm und Schmuz zusammen. . . .

Unsere zwei jungen Paare saßen auf einer Bank in einer verborgenen schattigen Laube beisammen. Sie besprachen sich leise, je zwei und zwei, und hatten einander bereits ihre Herzensgeheimnisse geoffenbart.

„Welcher herrliche Tag bricht nicht morgen für Dich an!" sagte Aurora. „Du erhältst da den Lohn für so vieljährige Arbeit."

„Nicht morgen, Geliebte," antwortete Henning; „meinen Lohn erhalte ich erst an dem Tage wo ich Dich mein nennen darf."

„Aber diese schönen Ceremonien, diese Pracht in der Kirche, dieser herrliche Gesang, ist das kein Genuß?"

„Ich betrachte dieß bloß als ein leeres und bedeutungsloses Gepränge. Das Einzige bei all diesen Veranstaltungen worauf ich Werth lege, ist der Kranz. Sofern er von theuern Händen geflochten ist, von der Person für welche man gestrebt und gearbeitet hat, erhält er eine schöne und tiefe Bedeutung als Verheißung künftigen Glückes."

Er nahm das junge Mädchen bei der Hand und sah ihr in die Augen.

„Ob diese Verheißung sich wohl erfüllen wird!" sagte er.

„Wir können es wenigstens hoffen. Ich weiß nicht wie Du und Victor miteinander übereingekommen sind; aber so viel ist

gewiß daß Mama seit ihrer Ankunft dahier sich aufs Wohlwol=lendste über Dich ausspricht, während sie Alles tadelt was Victor vornimmt. Wären wir nur der Einwilligung Papas gewiß, so hätten wir Nichts zu fürchten."

„Ich hoffe auch ihn auf meine Seite zu bringen."

„Dann bleibt noch Victors Vater übrig, von dem ich fürchte daß er auf Vollzug der Uebereinkunft dringen wird. Ein Glück daß er nicht hier ist."

„Im Gegentheil, ich würde es für recht vortheilhaft halten."

„Wie so? Es ist doch besser wenn man seine Gegner zer=streut hat: man kann dann einen nach dem andern besiegen."

„Mitunter mag es wohl so sein, aber bei dringenden Fäl=len halte ichs für besser seine Feinde auf einem Punkt versammelt zu haben, um sie desto leichter überwachen und die Sache wo möglich mit einem Schlag entscheiden zu können."

„Aber wenn sie zu stark sind?"

„Dann sorgt man daß sie uneinig werden und ihre Waffen gegen einander kehren."

„Das heißt?"

„Daß Victors Vater, wenn er hier wäre, vermöge seiner heftigen Gemüthsart ganz gewiß mit Deiner eben so heftigen Mutter in einen Conflict käme der uns nüzen könnte."

„Aber jezt, da er nicht kommt?"

„Das ist nicht sicher. Er kann noch mit dem Dampfschiff von heute Abend kommen."

„Handelt es sich darum?"

„Ja, Victor hat gehört daß er ihm durch seinen Besuch eine angenehme Ueberraschung zu bereiten gedenke."

„Ich glaubte wirklich daß er sein Gut nie verlassen würde."

„Allerdings hat er jezt fünfzehn Jahre ununterbrochen dort geweilt, aber eine so feierliche Gelegenheit wie die Promotion seines Sohnes hat ihn doch aus seinen alten Gewohnheiten her=ausgerissen. Aber auf der andern Seite hält er seinen Besuch

für eine so außerordentliche Güte gegen Victor, daß dieser ihm wohl, so lange er sich hier aufhält, seine ganze Zeit wird widmen müssen."

„Ja, er hält etwas darauf daß man viel Umstände mit ihm macht. Ich will mich auch so angenehm und artig als nur möglich gegen ihn zeigen."

„Um Gotteswillen, thue das nicht, Aurora!"

„Und warum nicht?"

„Weil er Dich dann zur Schwiegertochter wünschen würde, während er, wenn es Dir gelingt ihm zu mißfallen, selbst für den Bruch ist."

„Ah jezt versteh' ich. Victor hat wohl denselben Plan mit seinem Benehmen gegen Mama?"

„Ja, nachdem Dus errathen hast, so wollen wirs kurz bekennen. Seine Achtung gegen Deine Mutter ist unvermindert, obschon die Liebe uns zu einer kleinen Kriegslist zwingt."

„. . . bei welcher Du jedoch Dir die schönere Rolle vorbehalten hast," meinte die junge Dame lächelnd.

„Aber auch die schwerere; denn es ist ja leichter Jemand zu beleidigen und vor den Kopf zu stoßen, als Jemand einzunehmen . . . . ."

Während Henning und Aurora auf solche Art ihre Stellung erörterten, war das andere Paar in einem Gespräch von mehr sentimentaler Natur begriffen. Da es jedoch zum größten Theil aus stillem Geflüster, abgebrochenen Säzen, sehnsüchtigen Seufzern und zärtlichen Blicken bestand, so ist es uns ganz unmöglich es mit Worten wiederzugeben.

Endlich verstummten die beiden Liebenden gänzlich und begnügten sich einander schweigend zu betrachten.

Man behauptet daß diese erotische Contemplation, dieses Versinken in eine selige Vergessenheit aller Dinge mit Ausnahme des geliebten Gegenstandes das auszeichnendste Merkmal wahrer Liebe sei. Die Liebenden harmoniren so vollkommen mit ein=

ander, daß sie keiner Worte bedürfen um ihre Gefühle zu verdolmetschen.

Wir lassen die Richtigkeit dieser Behauptung dahingestellt und wollen bloß eine Bemerkung anführen die wir gemacht haben, nämlich daß solche Fälle erotischer Betrachtung sehr häufig und beinahe ausschließlich an warmen Sommertagen vorkommen. Wir sind weit entfernt damit andeuten zu wollen daß dieses selige Vergessen aller Dinge mit Ausnahme u. s. w., dieses heilige Schweigen, bei welchem die Sprache der Gefühle nur aus schmachtenden Blicken besteht, einzig und allein von der Gemächlichkeit herkomme.

Aber auf der andern Seite halten wir es für ein allzu strenges Urtheil, behaupten zu wollen daß die Liebe der sich besprechenden Theile bloß eine flüchtige Laune sei, welche die Betreffenden mit Hilfe ihrer Phantasie und zierlicher Worte zu einer scheinbaren Leidenschaft hinaufzuschrauben suchen. Es wird zugegeben daß dieß manchmal der Fall sein kann, aber durchaus nicht immer. Unsere Gesellschaftsverhältnisse bringen es als nothwendige Folge mit sich daß zwei Liebende einander auf dieselbe Art zu gefallen suchen wie in Gesellschaften, d. h. dadurch daß sie sich unterhaltend, wizig, geistreich zeigen. In demselben Maß wie mit der Zunahme der Civilisation die großen Leidenschaften verschwinden und Galanterie und Hofmacherei an die Stelle der Liebe dringen, müssen die Liebenden nothwendig conversiren um einander nicht zu entleiden.

Wie dem immer sein mag, so viel muß zugegeben werden daß die sprechende Liebe, wenn sie uns auch nicht rührt, wenigstens unterhaltender ist als die seufzende und träumerische Art.

Indem wir übrigens die nähere Entwicklung des Verhältnisses der conversirenden und nicht conversirenden Liebe den Philosophen und Psychologen anheimstellen, gehen wir in unserer Erzählung weiter.

Victor und Albertine betrachteten einander noch immer schwei=

gend, mit dem eigenthümlichen ruhigen Wohlbehagen das beinahe stumm ist.

Henning und Aurora sezten ihr Gespräch fort, obschon es jezt, wie gesagt, aus dem Stadium einer bloßen Ueberlegung herausgetreten war und einen etwas gefühlvolleren Anstrich erhalten hatte.

Sie sprachen davon wie sie sich häuslich einrichten wollten. Henning hoffte eine Lehrersstelle an einem Gymnasium in seiner Vaterstadt zu erhalten. Mit seiner Besoldung und seinem väterlichen Vermögen konnte er einer öconomisch gesicherten Zukunft entgegensehen, ohne die keineswegs unbedeutende Mitgift Auroras in Rechnung zu ziehen. Es ist erstaunlich was für ein interessantes Gepräge solche prosaische Gegenstände erhalten, wenn es sich um die Zukunft zweier Liebenden handelt. Mit jedem öconomischen Detail verbindet sich dann der Gedanke an häusliches Glück und eheliche Seligkeit.

Es schlug fünf Uhr.

„Nein," unterbrach Aurora, „jezt müssen wir gehen."

„Schon so bald?"

„Wir brauchen Zeit um uns zum Concert anzukleiden."

„Und Mama wird nicht wissen wo ich bin," fügte Albertine hinzu.

„Dann müssen wir uns in unser Schicksal finden," sagte Victor, „und uns inzwischen mit der Hoffnung trösten in ein Paar Stunden wieder zusammenzukommen."

Die beiden Candidaten der Philosophie wechselten jezt ihre Damen; der eine führte sein Bäschen, der andere seine Schwester nach Hause.

V.

Das Concert.

Geh den steilen Schloßhügel hinan, wandle durch die düstern Gänge wo Erich XIV. wahnsinnig umhergeirrt, tritt in den stolzen Reichssaal hinein — Josephson, der Musikdirector der Studenten, gibt heute ein Concert.

Der Saal wo vor zwei Jahrhunderten Königin Christine, umgeben von ihrem glänzenden Hof, thronte, ist aufs Neue mit Menschen angefüllt. Schöne Damen, elegante Toiletten, Blumen, Juwelen, glänzende Orden, bunte Bänder, zierliche Uniformen zeigen sich wieder einmal da. Aber wo ist jenes ehrerbietige Schweigen gegenüber der Majestät? Man flüstert nicht bloß, man schwazt und lacht ganz ungenirt im Reichssaale der Königin. Aber gib Acht! Alle verstummen ... Kommt etwa die Königin? Nein, es ist das Concert das beginnt; die Majestät der Kunst, nicht der Krone ist es die jezt ihren Hof in dem gewaltigen Saale versammelt hat.

Einige grüne Zweige sind da und dort in die Spalten der ergrauten Wände gesteckt. Anders ist der Saal nicht decorirt. Im Hintergrund ist eine Erhöhung, eine Art Gerüste, von wo ein gewaltiger Chor von Herren- und Damenstimmen erschallt.

Der Gesang geht jedoch nicht ganz gut. Auch ist der Studentenchor nicht halb so complet wie sonst. Ein großer Theil der Sänger gehört zur Jahresmiliz und hat keinen Urlaub erhalten können.

Aber eine Pause entsteht zwischen zwei Musiknummern. Laß uns umhergehen und lauschen was man in den einzelnen Gruppen spricht.

„Es ist recht comisch," sagte eine Dame aus Stockholm zu ihrem Nachbar, „wenn ich nicht gewiß wüßte daß ich wirklich

nach Upsala gereist bin, so würde ich mich noch in Stockholm glauben. Ich sehe ja überall bekannte Gesichter vom königlichen Theater, von der Nordbrücke und dem Thiergarten. Dort sizt ja die Gräfin S., und Herr J., und der Lieutenant U., und Fräulein W. u. s. w."

„Es war lange davon die Rede die Universität nach Stockholm zu verlegen; jezt hat sich dagegen Stockholm nach der Universität verlegt."

„Werden in diesem Saale oft Concerte gehalten?" fragte ein Reisender.

„Nein," antwortete ein Candidat der Philosophie. „Er war manches Jahr ganz in Vergessenheit, und jezt erst vor einem Monat hat man wieder an ihn gedacht. Auf den Promotionsbällen, die bisher gewöhnlich bei Gillet gehalten wurden, war nämlich immer ein schreckliches Gedränge. Deßhalb waren wir auf ein größeres Local bedacht, und unser unermüdliches Comite forschte überall nach etwas Passendem. Unter Anderem kam auch der Reichssaal im Schlosse zur Sprache, mußte aber aufgegeben werden, weil man den ungeheuern Saal nicht mehr zum Tanze herrichten konnte. Wir nahmen dafür den Festsaal in Carolina. Aber da man nun einmal den Saal der Königin Christine der Vergessenheit entrissen hatte, so wollte man ihn auch benüzen, und Director Josephson sah ein daß er hier noch einmal so viel Billete verkaufen konnte als sonst. Für ein Concert ist der Boden gut genug."

Unmittelbar daneben besprachen sich ein Paar Personen eifrig über die Almquist'sche Catastrophe, wovon das Gerücht durch die Dampfboote nach Upsala gekommen war.

„Ich ahnte daß es so gehen würde," sagte einer.

„Alle seine Schriften verrathen einen Mangel an festen moralischen Grundsäzen."

„In seinen Characteren herrscht ein merkwürdiger Dualismus. Man kann nicht sagen ob sie gut oder schlecht sind."

„So war auch sein eigener.“

„Genie und Originalität bleibt indeß in seinen Werken, wie es auch mit dem Verfasser selbst stehen mag.“

Der lezte Redner reibt sich ganz vergnügt die Hände.

Auf einer Bank neben einer Wand sizt die ganze Familie Strömberg.

Der Patron schläft halb und träumt von einem Truthahn mit Trüffeln. Er hat gehört daß der Speisezettel beim Promotionsessen diesen Leckerbissen enthalten soll. Sein volles Gesicht hat einen Ausdruck von Zufriedenheit mit dem Truthahn, mit sich selbst und der ganzen Menschheit angenommen. Gewiß sind die Gastronomen die arglosesten Menschen in der Welt. Wie Achilles können sie nur an einer einzigen Stelle verwundet werden — nämlich am Magen. Aber wehe demjenigen der sie eines guten Bissens beraubt oder in ihrer Verdauung stört! Ihm wäre besser, er hätte einer Löwin ihre Jungen gestohlen.

Die Patronin sizt steif und aufrecht mit eingekniffenen Lippen da. Sie ärgert sich daß sie neben eine Dame zu sizen kam deren anspruchslose Toilette nicht die glänzendsten Umstände verräth. Sie nimmt sich vor nie mehr in Concerte zu gehen; man weiß ja nicht wen man zum Nachbar bekommt. Im Theater dagegen zahlt man für den besten Plaz und kommt unter Leute von gleichem Stande zu sizen.

Aber Henning hat den eingekniffenen Mund der Patronin und ihre stolzen Blicke auf die Nachbarin bemerkt. Er ahnt woher der gerechte Unwille der verehrten Frau kommt. Mit Falkenaugen späht er ringsum, entdeckt einen leeren Stuhl, bemächtigt sich desselben und bringt ihn der Patronin.

„Sie sind gar zu artig, Herr Candidat,“ sagt sie entzückt. „Haben Sie wenigstens die Güte und nehmen Sie dagegen meinen Plaz ein.“

Henning hat also neben Aurora Plaz bekommen. „Die Tugend belohnt sich selbst und wird noch sonst belohnt.“

Jezt steht Victor auf und sucht Albertine.

Nachdem wir uns nun lange genug mit den eigentlichen Gegenständen unserer Erzählung beschäftigt haben, dürfte man uns eine neue Abschweifung zu Gute halten. Und dieß um so mehr als eine solche geradezu unumgänglich nöthig ist. Allerdings gelten Episoden und Abschweifungen mit Recht als Hauptfehler bei jeder Composition die nicht in das Genre von Tausend und Eine Nacht gehört, aber Noth kennt kein Gebot. Wir haben jezt ein für allemal beschlossen ohne Einleitung so viele Capitel zu schreiben als das Promotionsprogramm an die Hand gibt, aber wir gestehen daß wir nicht im Stande sind den bescheidenen Plan den wir ausgedacht weitläufig auszuarbeiten. Was bleibt uns da übrig? Abschweifungen zu machen, Abschweifungen und wieder Abschweifungen. Ueberdieß was kann man verlangen? Der Titel dieser Arbeit ist so schwebend als möglich; er verspricht ja nichts Bestimmtes. Aber die Forderungen der Kunst . . . aber die Vorschriften der Aesthetik . . . pah! Tous les genres sont bons hors le genre ennuyeux . . .

Seht hier eine Gruppe von Reisenden aus Stockholm.

„Es ist merkwürdig," sagt einer, nachdem er den Musikchor lorgnettirt hat, „daß in einer kleinen Stadt so viele Sänger zu finden sind."

„Das ist ein für unser Vaterland höchst erfreuliches Zeichen; es beweist auf welch hohem Standpunkt Kunst und Wissenschaft sich hier befinden."

„Hm," sagt ein Reichstagsmann.

Die Andern verstummen und sehen ihn mit gespannter Aufmerksamkeit an.

„In einer Zeit wie diese . . ." fährt er fort.

Alle Reichstagsmänner beginnen so ihre Vorträge.

„In einer Zeit wie diese, wo unser Vaterland zum Mindesten eben so viele Nachtigallen hervorbringt als das ganze übrige

Europa zusammen, kann man mit Recht hoffen daß unter dieser Schaar von jungen Sängern und Sängerinnen wenigstens zwanzig sein werden die zur Erhöhung des schwedischen Ansehens in fremden Ländern beitragen."

„Und daß sie nachher mit ihren Nachtsäcken voll von Banknoten und enthusiastischen Recensionen zurückkehren."

„Ja unsere Zeit ist für die Kunst eine Goldperiode. Wer einen ungewöhnlich hohen oder niedrigen Ton anzuschlagen vermag, besizt in seiner Kehle eine Goldgrube, gewinnreicher als Potosis."

„Hätte Aesop jezt gelebt, so würde er seine Fabel von der Ameise und der Grille nicht geschrieben haben. Wer jezt das halbe Jahr hindurch singen und tanzen kann, der braucht in der andern Hälfte des Jahres nicht zu hungern."

Als ungefähr die Hälfte vom Concert noch übrig war, suchte Victor seinen Mitverbrecher bei der großen Verschwörung auf.

„Ich gehe jezt," sagte er.

„Ans Dampfboot?"

„Ja, ich vermuthe daß mein Vater mitkommt."

„Das wäre vortrefflich. Hast Du Zimmer für ihn gemiethet?"

„Natürlich nicht, da seine Ankunft eine Ueberraschung für mich bilden soll. Ich weiß überdieß daß er bei seinem alten Freund, dem Capitän X., wohnen will, der mich von seiner Absicht unterrichtete."

„Aber was hast Du auf den Abend vor?"

„Nach dem Concert suche ich einige Sänger auf, um eine Serenade zu veranstalten."

„Für mein Bäschen?"

„Versteht sich."

„Nun, das ist in der Ordnung."

. . . .

Als Victor ans Ufer kam, war das Dampfschiff so eben angekommen.

Er entdeckte sogleich seinen Vater, einen hagern alten Herrn, der ungeduldig unter den am Ufer Wartenden Jemand zu suchen schien.

Victor eilte auf ihn zu, aber Capitän X. kam ihm zuvor.

„Willkommen, alter Freund!" sagte dieser zu Victors Vater ... „Aber da sehe ich Deinen Sohn, der Dich zu seiner großen Ueberraschung entdeckt hat."

„Hm," sagte der Alte, „ich kann mir wohl denken, Du wirst geschwazt haben."

Victor, der indessen vorgeeilt war, äußerte lebhaft seine Freude und Dankbarkeit.

„Gut, gut! Aber laßt uns schnell wegeilen, denn ich bin sehr müde von der Reise."

„Da Du versprochen hast bei mir zu wohnen," sagte Capitän X., „so habe ich Dein Zimmer bestellt und gesagt, man solle das Bett rüsten, damit Du Dich legen kannst so bald wir uns ein wenig restaurirt haben. Der Candidat hat wohl die Güte mitzukommen."

Victor sagte dankend zu. Man begab sich auf den Weg und war bald im besten Zug bei dem Abendessen das die Frau und die Töchter des Capitäns in Bereitschaft gehalten hatten.

Nach der Mahlzeit begleitete Victor seinen Vater auf dessen Zimmer.

„Sehr angenehme Leute das," sagte der Alte.

„Ja, sehr artig. Schade daß wir ihnen keinen Gegendienst erweisen können."

„Du mußt ihnen Billete in die Kirche geben. Ich hörte die Damen darüber klagen daß sie keine hätten."

„Ja, da hast Du Recht, Papa. Aber ich versprach der Tante die meinigen."

„Wie viele hast Du?"

„Sieben.“

„Nun, dann muß sie mit vier genug haben, da sie doch nicht mehr als zwei benüzen kann. Gib die Billete her, damit ich sie morgen früh abgebe.“

Victor zog drei rothe und vier weiße Carten hervor.

„Gehören sie zu verschiedenen Pläzen?“

„Ja, zu zwei verschiedenen Emporkirchen.“

„Ah so, ich nehme die rothen. Sie sind gerade recht für die Dame und die zwei Fräulein. Gib mir jezt die Billete zum Mittagessen ... Du könntest sie morgen unter all diesen Festlichkeiten vergessen.“

„Aber wo in aller Welt ist Victor?“ fragte die Patronin.

„Ich weiß wirklich nicht,“ antwortete Henning und schaute sich um.

Die Patronin sah sehr beleidigt aus.

„Er muß mir doch wenigstens die Billete auf morgen bringen.“

„Das versäumt er ganz sicher nicht. Jedenfalls will ich ihn daran erinnern.“

„Ja, thun Sie es unter allen Umständen ... Apropos, gibt es mehrere Pläze, bessere und schlechtere?“

„Ja, es gibt zwei Gerüste, das eine für Verwandte und Personen die man besonders auszeichnen will, das andere für Bekannte im Allgemeinen.“

„Nun, das ist schön. Aber dann muß auch eine Art von Unterschied in den Billeten stattfinden, damit die Marschälle sich bei der Plazvertheilung nicht täuschen?“

„Die Billete unterscheiden sich bloß durch die Farbe. Die vornehmeren sind roth, die anderen weiß. Wir haben beide über drei von der ersten und vier von der zweiten Sorte zu verfügen.“

„Nun ja, sieben Pläze sind mehr als ich bedarf. Ich weiß wahrlich nicht was ich damit anfangen soll.“

„Das ist jezt etwas Ungewöhnliches, da man kaum weiß wie man einen einzigen bekommt,“ sagte Henning, der im Stillen über die Sicherheit der Patronin lächelte.

„Auch habe ich viele Danksagungen von einigen Personen erhalten denen ich auf morgen früh Billete zusagte.“

„Ich denke mir ihre Freude und Dankbarkeit. Ich versichere Sie, Frau Patronin, daß in diesem Augenblick mancher Eheherr schwer bekümmert ist, weil er nicht weiß wie er für Frau und Töchter Billete anschaffen soll. Welche Intriguen werden nicht gesponnen um zu einem einzigen Plaz zu kommen; wie mancher alte Bekannte, mit dem man seit Jahren kein Wort gesprochen hat, wird nicht jezt auf Punsch eingeladen, mit allen erdenklichen Artigkeiten überhäuft, weil er über einige Billete verfügen kann! In diesem Augenblick sind diese unbedeutenden Papierwische gangbare Münze — wäre eine Börse hier, so würde man darin speculiren.“

VI.

Serenade (außerhalb des Programms).

Höret mich, Eltern, Vormünder, Onkel, Pfleger und Andere die ihr Vater- und Mutterstelle vertretet.

An euch halte ich meine Rede.

Viele sind der Verführungen die einen Jüngling in Upsala umgeben. Wenige kommen mit heiler Haut davon — verzeiht den Ausdruck — ich meinte: wenige sind die diese Stadt ohne einen Flecken am weißen Blatte ihres Herzens verlassen. Eine Gefahr ist jedoch die schlimmste: ich will sie euch zeigen.

Wenn euer Sohn Romane liest statt des Cicero und Tacitus, so verzaget nicht. In Jahresfrist ist er übersättigt und geht dann von selbst zu ernstern Studien über.

Wenn euer Sohn ein Zechcumpan ist, so verzaget nicht; er wird des Kneiplebens bald müde und beeilt sich dann sein Examen zu machen, nur um nach Stockholm zu kommen, wo man bessere und wohlfeilere Weine erhält.

Wenn euer Sohn ein Spieler ist, so verlieret die Hoffnung noch nicht. Schicket ihm nur kein Geld. Niemand wird auf Credit mit ihm spielen wollen.

Aber wenn euer Sohn ein Sänger ist, so gebet alle Hoffnung auf. Ohne ein Wunder ist er verloren. Es wäre ihm besser er wäre sprachlos geboren. Wehe über die Sänger, Wehe, dreifach Wehe!

Ich kannte einen jungen Mann, den Sohn achtungswerther und vermöglicher Eltern. Acht Jahre lag er in Upsala um das Cameralexamen zu machen, und mußte doch zulezt unverrichteter Dinge die Universität verlassen. Und dennoch hatte er einen guten Kopf und lebte keineswegs ausschweifend. Aber er war — Sänger.

In spätern Zeiten ist viel von der Sittenverderbniß in Upsala geschrieben und gesprochen worden. Die Hauptsache ist ungefähr folgende:

In Upsala fehlt es den Studenten an allen edlern Zerstreuungen. Die wenigen Familien die im Stande sind eine größere Gesellschaft bei sich zu sehen, reichen für achthundert Studenten nicht aus. Ein stehendes Theater kann sich in einer kleinen Stadt nicht halten. Eben so verhält es sich mit mehreren andern Bildungsmitteln.

Daher geht es wie in Garnisonsstädten und im Allgemeinen an jedem Ort wo unverhältnißmäßig viele junge Männer beisammen sind — das Cameradenleben muß das Familien- und Umgangsleben ersezen, Cartenspiele und Trinkgelage treten an die Stelle edlerer Zerstreuungen.

Allen diesen und noch vielen andern Uebelständen könnte abgeholfen werden, wenn die Universität nach Stockholm verlegt

würde. Aber das läßt sich nicht wohl ausführen. Gar zu schwere Kosten lasten auf den Universitätsgebäuden. Die Bürgerschaft, die einzig von den Studenten lebt, würde untergehen. Die Professoren wollen der hauptstädtischen Presse nicht unter die Augen kommen.

Inzwischen muß Etwas geschehen. Ein stehendes Theater kostet Geld ... aber Musik?

Ja, Musik können die Studenten selbst machen. Auch thaten sie es con amore. Die Anzahl der Sänger wurde beständig größer, und man hat Ursache zu hoffen daß die Studentenchöre bald eben so viele Mitglieder zählen werden wie die Studentencorps.

Aber was hat man gewonnen? Man hat eine neue Classe von unglücklichen Wesen geschaffen: die Sänger.

Wenigstens ist es sicher daß man in Bezug auf Gesundheit, Zeit und Geld gut bestellt sein muß um in Upsala Sänger zu werden. Ich meine jezt natürlich Solosänger, denn im Chor singt beinahe jeder Student.

Niemand ist wohl mehr in Anspruch genommen als ein Sänger. Er steht Morgens in der Frühe auf, um einige neue Stücke in die Notenbücher einzutragen — um zwölf muß er zur Probe — der allgemeine Gesangverein kommt zusammen. Nachmittags trifft er mit einigen Freunden zusammen, um ein Glas Punsch zu trinken und irgend eine Novität zu singen. Darauf geht er heim, macht Toilette um zu einem Souper zu gehen; denn der Sänger theilt mit den Edelleuten die Ehre vorzugsweise zu allen Soupers der Stadt eingeladen zu werden. Bei keinem Souper in der Stadt Upsala dürfen sechs Edelleute und vier Sänger fehlen, gerade vier die ein Quartett bilden. Nach dem Souper muß er der Schwester oder Braut eines Freundes ein Ständchen bringen. Dazu kommt der Gesang für den Rector, der Gesang für den Inspector, der Gesang für das neue Ehrenmitglied der Universität, der Gesang für N. N., der auf Besuch

nach Upsala gekommen ist, der Gesang für Gott und alle Welt. Und dann die Concerte .....

Und der Sänger ermüdet niemals. Eigenliebe und Wetteifer halten ihn aufrecht, treiben ihn vorwärts. Unglücklicher Sänger!

Nur eine starke Erkältung nebst beifolgender Heiserkeit und Schnupfen kann ihn retten .....

Nach dem Concert suchte Henning ein Quartett auf.

„Bruder A., Bruder B., Bruder C., Bruder D., darf ich euch auf ein Glas bei Lundequist einladen?“

„Sogar auf zwei,“ sagte A.

„Wem sollen wir singen?“ fragte B.

„Ich bin beinahe zu heiser um heute Abend zu singen,“ meinte C.

„Und ich etwas schläfrig,“ sagte D.

„Du bekommst so viele Gläser als Du nur willst ... ich möchte euch nur bitten Fräulein Strömberg zu singen. Ein Glas Punsch wird Deine Stimme flüssig machen ... eine Flasche Sodawasser wird Dich wach erhalten.“

„Wo wohnt sie?“

„Bei Frau W. in der N.-Straße.“

„Wohlan, laßt uns gehen.“

Man trank einige Gläser Punsch bei Lundequist und begab sich dann nach der Wohnung der Holden. Das Quartett stimmte eine herrliche Serenade an.

„Ei wie schön!“ sagte die Patronin. „Ob es wohl für uns gemünzt ist?“

„Wahrscheinlich,“ meinte Aurora, lächelnd über dieses Uns.

„Vielleicht sollte ich das Fenster öffnen und danken.“

„Ich glaube daß es nicht der Mühe werth ist, liebe Mama.“

„Ich will wenigstens sehen wer es ist ... Wahrhaftig es ist der angenehme Candidat B.; er ist doch sehr artig und weiß

was ein junger Mann gegenüber einer Dame wie ich zu thun hat. Wollte Gott, Victor wäre auch so!"

Aurora seufzte.

„Seufze nicht, mein Kind! Ich möchte Dich nicht gerne mit einem solchen Lumpenkerl verheirathen, aber Dein Glück geht vor Allem."

„Ich versichere Dich daß ich ohne dieses Glück zufrieden lebe, Mama."

„Schwaz mir keinen Unsinn; Du liebst ja doch Victor."

„Ja . . . wie einen Bruder."

„Ach ja, ich kenne das. Aber er ist ja hier in Upsala gänzlich verbauert."

„Ja ich glaube auch nicht daß er die Serenade veranstaltet hat. Vermuthlich glaubt er sich seiner Sache so gewiß, daß er meint, er brauche weder mir noch Dir zu gefallen."

„Seiner Sache gewiß?" wiederholte die Patronin in verächtlichem Tone; „nun, Etwas weiß ich bestimmt, ein flüchtiges Gerede zwischen seinem Vater und meinem Mann ist auch nicht die ganze Welt. Und wäre es nicht um Deinetwillen . . ."

„Denke nicht an mich, liebe Mama . . . ach welche göttliche Stimmen!"

„Was meinst Du damit?"

„Daß ich mich ganz und gar nicht beklagen würde wenn Du einen Grund zum Bruche fändest."

„Du bist ein artiges und verständiges Mädchen. Aber sage mir, ist vielleicht ein Anderer da gegen den Du weniger gleichgiltig bist?"

Aurora antwortete nicht, sondern lauschte mit tiefer Aufmerksamkeit dem Gesange der sich mit reinen, hellen Stimmen an dem stillen Abend erhob.

VII.

Weiße Billete und rothe Billete.

Am folgenden Morgen zwischen sieben und acht wanderten Henning und Victor die Straße hinab, die aus der Wohnung des leztern zu der Patronin führte.

Die beiden jungen Männer waren schwarz gekleidet, mit dem grünen Kranz auf der linken Seite der Brust und einem Büchlein in den Händen.

Als sie an die Thüre kamen, blieb Henning stehen. Victor ging allein hinauf.

„Wohin bist Du gestern Abend gegangen?“ fragte Frau Strömberg.

„Ich erfuhr daß mein Vater kommen würde und eilte ans Dampfschiff hinab.“

„Du hättest mich wenigstens davon benachrichtigen können.“

„Im Gedränge verlor ich Sie ganz aus den Augen, Tante, und konnte keine Zeit mehr finden.“

„Nun, so will ich Dir verzeihen. Aber vermuthlich bringst Du mir jezt die Billete?“

„Ja da sind sie.“

Victor zog die vier weißen heraus.

Die Patronin empfing sie, hielt aber noch immer die Hand ausgestreckt.

„Und die andern?“

„Welche andern?“

„Die drei andern Billete.“

„Diese habe ich weggegeben.“

„Was sagst Du?“ rief die Patronin erbleichend.

„Frau X., bei welcher mein Vater wohnt, braucht sie für sich und ihre Töchter, und dieß war die einzige Artigkeit die wir ihnen erweisen konnten.“

„Und Du hast ihr alle drei gegeben?"

„Ja, ich glaubte daß Sie nicht mehr als vier bedürften."

„Aber Du hast mir ja weiße Billete gegeben?"

„Nun ja, das traf sich gerade so. Papa wählte die rothen."

„O mein Gott! Weiße Billete mir! Du willst wohl scherzen?"

Die arme Frau sah ganz ängstlich aus.

„Nein, ich habe wirklich keine andern zu meiner Verfügung."

„Aber Du hattest andere, und Du hast die bessern an fremde Personen weggegeben . . . Du willst uns an einen schlechtern Plaz sezen . . . o das ist schändlich!"

„Aber Tante . . ."

„Das ist niederträchtig!"

„Aber Madame . . ."

„Gehen Sie Ihres Wegs, mein Herr! Nach einem solchen Schimpf brauchen Sie mir nicht mehr unter die Augen zu treten. Mich an andere Pläze sezen zu wollen, mich Fremden aufzuopfern . . . Bilden Sie sich niemals ein daß Sie meine Tochter bekommen; Sie würden sie nur unglücklich machen."

„Aber ich versichere . . ."

„Still und verlassen Sie mich! Da haben Sie Ihre Billete zurück."

Sie warf sie ihm zu und trat majestätisch ins andere Zimmer.

Victor hob seine Billete auf und ging hinab.

„Nun, wie ists gegangen?" fragte Henning.

„Vortrefflich. Sie gerieth ganz außer sich, warf mir die Billete so gut wie ins Gesicht und hieß mich meines Wegs ziehen."

„Aber sagte Aurora Nichts?"

„Sie ließ sich gar nicht blicken."

„Das war ein Glück, denn sie hätte sonst versöhnend auftreten müssen. Aber jezt ist es an mir hinaufzugehen."

„Ich will inzwischen meinen Onkel aufsuchen, der bei einem Barbier sein muß."

„Au revoir, wir treffen uns im Gillesaal.“

Henning sprang seinerseits die Treppe hinauf.

„Ah Sie sinds, Herr Candidat,“ sagte die Patronin, als er eintrat. „Sie finden mich in einer schrecklichen Alteration oder vielmehr Consternation.“

„Mein Gott, was ist denn geschehen?“

„Ich und meine Tochter haben eine schimpfliche Beleidigung erlitten.“

„Wer hat wohl so was gewagt?“

„Meines Mannes eigener Brudersohn.“

„Victor? Ist das möglich? Aber auf welche Art?“

„Die Billete . . .“

„Hat er sie nicht abgegeben? Ich erinnerte ihn doch daran.“

„Können Sies glauben? Er hat mir weiße Billete gegeben.“

„Weiße?“

„Ja, ist das nicht gräßlich?“

„Vielleicht war es ein Mißgriff.“

„Nein, er erklärte mir mit der größten Kaltblütigkeit daß er die rothen weggegeben habe.“

„Hat er die rothen weggegeben?“ fragte Henning im Tone schmerzlichen Erstaunens.

„Ja, und in meinem gerechten Aerger gab ich ihm die andern auch zurück.“

„Aber Sie hatten sie ja versprochen?“

„Ach ja, das ist wahr,“ rief die Patronin, die sich jezt erst erinnerte wie sie im Concert mit stolzer Gönnermiene einigen Bekannten Eintrittscarten versprochen hatte. „Ich werde mich nun auch vor andern Leuten noch schämen müssen und mein Versprechen nicht halten können. Meinetwegen ist es mir ganz gleich. Da Victor sich so aufgeführt hat, so habe ich auch keine Lust ihn promoviren zu sehen. Er kann sich von Frau X. betrachten lassen. Aber doch ist es sehr herb so große Kosten um-

sonst aufgewendet zu haben ... Und meine kostbare Toilette die ich in der Kirche tragen wollte!"

Frau Strömberg keuchte, seufzte und warf sich im Sopha hin und her.

Endlich meinte Henning, sie habe sich genug gequält.

„Glücklicherweise," sagte er, „bin ich im Fall Victors Versäumniß gut machen zu können."

„Wäre es möglich?"

„Es ist mir gelungen noch ein Billet zu dem vornehmsten Plaz zu bekommen, so daß ich, nachdem ich von meinen drei eigenen zwei an meine Mutter und Schwester abgegeben, noch zwei übrig habe. Diese nebst einigen Billeten auf den andern Plaz könnte ich Ihnen abtreten, Frau Patronin."

„Sie würden mir einen Dienst erweisen für den ich mich gerne zu jeder Art von Dank verpflichten würde."

„Zu jeder Art von Dank? Ach welche Güte!"

„Ja ich weiß wirklich nicht was ich Ihnen abschlagen könnte."

„Nun wohl, Madame, Sie wissen daß von den drei Billeten die jeder Candidat erhält, eines für seine Schwester und eines für seine Braut bestimmt ist. Es ist wohl wahr daß dieß nicht so genau genommen wird; aber was mich betrifft, so halte ich diese Einrichtung für höchst passend und möchte um Alles in der Welt nicht davon abgehen."

„Aber ich verstehe nicht . . ."

„Warten Sie einen Augenblick. Nachdem ich meiner Mutter und Schwester ihre Billete gegeben, blieb mir von meinen eigenen nur das für meine Braut bestimmte übrig. Dasjenige das ich mir außerdem noch verschaffte, habe ich für meine zweite Mutter, meine Schwiegermutter, bestimmt. Ist das nicht in der Ordnung?"

„Ah . . ."

„Wohlan, wollen Sie diese Billete für sich und Ihre Tochter annehmen?"

„Ich glaube Sie zu verstehen und versichere daß ich für meine Person Nichts dagegen habe den für Ihre künftige Schwiegermutter bestimmten Plaz einzunehmen."

„Und ich glaube überzeugt sein zu können daß Fräulein Aurora sich nicht weigern wird das Brautbillet anzunehmen."

„Aber mein Mann . . ."

„Ich habe Ursache auf seine Zustimmung zu hoffen."

„Nun denn, wenn Sie so gütig sind mir die Eintrittscarten zu überlassen, so können Sie meiner Dankbarkeit und meines Wohlwollens gewiß sein."

Henning übergab zwei rothe und zwei weiße Billete, verbeugte sich, küßte der Patronin die Hand und ging.

Inzwischen hatte Victor seinen Onkel besucht und ihn bei dem Barbier Nyström getroffen.

„Guten Morgen, mein Junge," sagte der Patron, dessen Gesicht wie ein Vollmond glänzte und seine frohen Hoffnungen wiederspiegelte. Man sah ihm an daß er ein Mann war der mit Sicherheit auf ein gutes Mittagessen rechnete und schon im Vorgenuß schwelgte.

„Ich komme um mit Ihnen über das Mittagessen zu sprechen."

Der Patron streckte die Hand aus um die kostbare Carte in Empfang zu nehmen.

„Unglücklicher Weise mußte ich das Billet meinem Vater überlassen, der gestern hier ankam."

Der Patron sank erbleichend auf den Stuhl zurück. Sein ausgestreckter Arm fiel schlaff hinab.

„Du spassest wohl?" sagte er leise und langsam.

„Nein, weit entfernt. Mein Vater verstand sich ja von selbst."

Und die Verwirrung des Onkels benüzend, machte Victor sich davon.

Wir wollen die Gefühle des Patrons nicht zu schildern ver-

suchen. Nur ein Gastronom kann sie begreifen. Beleidigt als künftiger Schwiegervater, beleidigt als Gourmand, ließ er sein Haupt sinken. So saß er länger als eine halbe Stunde.

Endlich erhob er sich. Sein Gesicht drückte feste Entschlossenheit aus.

„Ich muß dieses Essen mitmachen,“ sagte er. „Und sollte ich mein Billet doppelt, ja zehnfach bezahlen müssen, so muß ich dabei sein.“

Er bezahlte und ging nach Hause um sich anzukleiden; dann begab er sich nach dem Versammlungsplaz der Procession, in der Hoffnung durch Henning oder irgend einen Andern den Gegenstand seiner sehnlichsten Wünsche zu erhalten.

Ungefähr gleichzeitig gingen die Patronin und Aurora nach der Kirche.

VIII.

Die Procession versammelt sich.

Der Gillesaal füllte sich mit Menschen, zum größten Theil in schwarzen Kleidern. Einige trugen große Kränze auf der Brust — dieß waren die Promovenden — andere trugen kleinere Kränze — dieß waren ältere, schon vorher promovirte Magister. Etliche Herren hatten an ihren schwarzen Fräcken hübsche Ordenszeichen, vom blauen Seraphinenband bis hinab zu dem anspruchslosen Wasastern. Da und dort zeigten sich Uniformen, roth, blau, gelb und grün, die sich unter der Masse der schwarzen Fräcke besonders gut ausnahmen. Unter der großen Menge waren äußerst wenige die nicht irgend eine Auszeichnung trugen.

Unter ihnen befand sich Patron Strömberg, der, wie wir wissen, in der Hoffnung erschienen war möglicher Weise noch eine Carte zu bekommen.

Es muß doch, dachte er, unter mehr als neunzig Magistern

ein einziger sein der ein zu seiner Verfügung gestelltes Billet abgeben kann.

Im Anfang schaute er sich im Saale ringsum, ob vielleicht Henning zu entdecken wäre, aber es gelang ihm nicht.

Dann wandte er sich an einen Candidaten.

„Entschuldigen Sie, mein Herr! Können Sie mir vielleicht sagen wie ich ein Billet zum Promotionsessen kaufen kann?“

„Das ist wahrscheinlich unmöglich, aber wenn Sie sich an einen der Marschälle wenden, so dürfte Ihnen geholfen werden. Sie erkennen sie an ihrer langen rothen Schärpe.“

Der Patron dankte für den Aufschluß und sah sich nach einem der genannten Herren um. Er entdeckte einen der vor der Thüre stand und das Gedicht vertheilte das in der Kirche gesungen werden sollte.

„Verzeihen Sie mein Herr!“

„Was beliebt?“

„Ich möchte Sie um Etwas bitten.“

„Sie wünschen ein Gedicht? Hier!“

„Ich danke, aber das war es nicht was ich wollte.“

„Haben Sie die Güte und sagen Sie Ihren Wunsch so schnell als möglich, denn meine Zeit ist in Anspruch genommen.“

„Ich möchte wissen wie ich ein Billet zum Promotionsessen bekommen kann.“

„Haben Sie einen Bekannten unter den Promovenden?“

„Nein . . . ja, das heißt, meinen Neffen, den Candidaten Strömberg.“

„Nun, dann hat er Sie vermuthlich für ein Billet vorgemerkt.“

„Nein, er hat es seinem Vater gegeben.“

„Ah so, das ist recht betrübt.“

„Aber vermuthlich haben die Herren noch einige Billete zur Verfügung?“

„Nein, leider ist der Plaz bei Tisch so beschränkt, daß, wenn

die neunzig neuen Magister, jeder mit seinem Gaste, also zusammen hundertachtzig, die academische Behörde und die Honoratioren ihre Pläze erhalten haben, nicht ein einziger Stuhl mehr übrig bleibt."

„Aber mein Gott, woher soll ich dann ein Billet bekommen?"

„Ich sehe wirklich keinen andern Rath, als daß Sie der Reihe nach alle neunzig jungen Magister, sodann ihre neunzig Gäste und endlich alle andern Billetbesizer fragen, ob keiner von ihnen das seinige ablassen wolle. Unter so vielen Leuten wird sich wohl einer dazu bestimmen lassen, zumal wenn Sie eine hübsche Summe bieten. Um Ihnen inzwischen einen Theil Ihrer Mühe zu ersparen, erkläre ich zum Voraus daß Nichts in der Welt mich bestimmen könnte meinen Plaz abzutreten, selbst wenn ich als Marschall es thun könnte."

„Ich danke Ihnen, mein Herr," sagte der Patron und ging den Saal hinauf.

Jezt begann er alle Anwesenden zu mustern, um Jemand zu entdecken dessen Aussehen ein gutes Resultat hoffen ließe.

Er heftete seine Aufmerksamkeit auf einen jungen Mann dessen fadenscheiniger schwarzer Frack und bleiches mageres Gesicht zu erkennen gab, daß er mit Mangel und Armuth um den Lorbeerkranz gekämpft den er auf der Brust trug.

Der Patron berührte ihn an der Schulter.

„Hören Sie, mein junger Freund," sagte er in einem Tone freundlicher Herablassung, „Sie sind doch einer der künftigen Magister?"

„Ja," antwortete der junge Mann etwas verwundert.

„Sie haben also natürlich über zwei Billete zum Essen zu verfügen?"

„Gewiß."

„Würden Sie eines davon an mich verkaufen?"

„Nein," sagte der Candidat lächelnd; „das eine habe ich bereits meinem Vater gegeben und das andere werde ich wohl selbst behalten."

„Sie wollen also Ihr eigenes nicht verkaufen?“

„Gewiß nicht.“

„Aber glauben Sie nicht daß Ihr Vater das seinige verkaufen würde?“

„Das glaube ich wirklich nicht,“ antwortete der Jüngling und hatte alle Mühe seinen Verdruß zurückzuhalten.

„Aber Sie begreifen wohl daß ich es gut bezahlen will.“

„Ah wirklich?“

„Ich sehe nicht auf ein Paar Stüber. Ich biete 10, 12, 15, ja 20 Banco.“

„Das ist unleugbar ein sehr schönes Gebot.“

„Aber was antworten Sie darauf?“

„Ich antworte darauf daß es mich in Staunen sezt, wie ein Mann der einen so gänzlichen Mangel an aller Lebensart, allem Tact und Zartgefühl verräth, es wagen kann sich unter gebildeten Menschen zu zeigen.“

„Ei mein Herr . . .“

„Schon gut, verlassen Sie mich jezt und nehmen Sie einen Rath von mir an: Wenden Sie sich mit Ihrem Verlangen an keinen andern der Candidaten, denn ich glaube kaum daß ein einziger es so leicht aufnehmen würde wie ich. Sie riskiren hinausgewiesen zu werden.“

Und damit kehrte der junge Mann dem Patron den Rücken. Dieser pustete, keuchte und sah höchst verblüfft aus. Inzwischen waren seine Gedanken mehr auf das verlockende Mahl als auf die so eben überstandene Demüthigung gerichtet.

In demselben Maße wie seine Aussichten auf persönliche Betheiligung schwanden, gewann das Festmahl immer wollüstigere und reizendere Farben für seine entzündete Phantasie. Es gab keinen Leckerbissen, von den wunderbaren Gerichten an die auf Lucull's Tafel geprangt, bis auf die moderneren culinarischen Künste Soyers und Crockfords, welchen der Patron nicht mit diesem Promotionsmahle zu verlieren glaubte.

Aber es bedürfte einer Feder gleich derjenigen welche des Notars Jaques Ferrand aphrodisische Manie geschildert, um die reizenden Bilder zu zeichnen die vor des Patrons Phantasie sich erhoben und sie verlockten.

Er sank auf einen Stuhl, und mit hochrothen Wangen, bebenden Lippen, brennenden Augen, schweißtriefender Stirne ließ er die leckersten Gerichte in goldenen Schüsseln an den Augen seines Magens vorüberziehen.

Aber mit einer gewaltsamen Anstrengung entriß er sich diesen phantastischen Träumereien, und mit einem Muth, einer Verachtung gegen alle Formen, wie nur eine mächtige Leidenschaft sie erzeugen kann, wandte er sich an den ersten besten Kranzträger den er in der Nähe sah.

„Herr,“ sagte er mit zitternder Stimme, „ich gebe Ihnen hundert Reichsthaler für ein Billet zum Essen!“

Der Angeredete sah ihn verwundert an.

Der Patron wiederholte sein Gebot.

„Sie sollen eins umsonst haben,“ sagte der Musensohn lachend . . . „Hier!“

Er reichte ihm eine kleine Carte die er aus seinem Portemonnaie zog.

Der Patron betrachtete die Carte die ungefähr folgendes Aussehen hatte:

Mittagessen.
N. N. Sundberg.

Es war ein gewöhnliches Abonnementsbillet für einen der Keller in der Stadt, das 16 Schillinge kostete und wofür man zähe Beefsteaks, schales Dünnbier und namenlose Puddings erhielt.

Dieser Hohn war zu stark.

Der Patron schleuderte dem Frevler einen rasenden Blick zu und ging auf eine andere Seite.

Hoffnungslose Verzweiflung bemächtigte sich seines Herzens. Er meinte, alle Menschen betrachten ihn mit höhnischen Blicken. Langsamen Schrittes begab er sich in eines der kleinen Zimmer.

In einer Ecke entdeckte er seine lezte Hoffnung. Es war Henning, der mit einem schwarzgekleideten jungen Mann sprach.

Der Patron näherte sich.

Zu seinem großen Erstaunen bemerkte er daß derjenige mit welchem Henning sprach mehrere Orden an seinem schwarzen Frack und ein breites blaues Band über der Brust trug. Wer mochte es sein? Er trat einige Schritte näher und erkannte . . . den Kronprinzen.

Hm, dachte er, das muß ich sagen, der Kronprinz spricht mit diesem Candidaten da. Das flößt mir wirklich noch mehr Achtung vor ihm ein. Aber mein Gott, ich kann jezt nicht vortreten und über mein Billet sprechen, wenn nicht . . .

Der arme Mann besann sich wirklich einen Augenblick ob er nicht bis zum Kronprinzen vorgehen, ihm zu Füßen fallen und sich als Gnade sein Fürwort in Betreff einer Carte zum Mittagessen erbitten solle.

Glücklicher Weise entfernte sich der Kronprinz in diesem Augenblick. Er hatte nur mit ein Paar Worten den künftigen Magister beglückwünscht, eine Ehre die er an diesem Tage noch vielen Anderen widerfahren ließ.

Henning entdeckte jezt seinen Schwiegervater in spe und eilte auf ihn zu. Der Patron besaß kaum noch Muth genug um die Frage zu stellen die ihn ausschließlich beschäftigte. Er fürchtete seine lezte Hoffnung zu verlieren.

Endlich ermannte er sich jedoch und klagte seinen Kummer.

„Allerdings habe ich ein Billet,“ sagte Henning, „aber . . .“

„Kein Aber, ich bezahle so viel Sie nur verlangen.“

„Hören Sie mich erst einen Augenblick an. Am Gymnasium

von X. ist eine Lehrerstelle erledigt deren Besezung von dem Bischof Y. abhängt. Dieser hat selbst ein Billet, aber sein beinahe vergötterter Sohn hat keines. Er kennt mich und weiß daß ich mich um die Stelle bewerben will. Er hat mir seines Vaters Fürwort versprochen und ich habe ihm ein Billet versprochen. So stehen die Dinge."

„Ich darf also nicht hoffen?"

„Wer weiß? Aber ich wollte Ihnen dieses sagen, damit Sie einsehen daß ich den Sohn des Bischofs nicht vor den Kopf stoßen kann. Gebe ich Ihnen sein Billet, so gibt er einem Andern seinen Plaz."

„Nun, Ihre eigenen Verdienste . . ."

„Sind nicht größer als die von meinen Concurrenten. Aber darf ich Ihnen eine kleine Berechnung vorlegen?"

„Was soll das heißen?"

„Nur eine ganz kleine Frage des Interesses, die sich durch eine kleine Analogie ausrechnen läßt, so lange wir warten."

„Aber . . ."

„800 Reichsthaler jährliches Einkommen: welches Capital entspricht dieser Summe zu 5 Procent?"

„Hm!"

„Sind dieß nicht 16,000 Reichsthaler? Ich glaube mich nicht zu täuschen."

Der Patron schwieg.

„Nun," versezte Henning, „meine Besoldung würde 800 Rthlr. betragen. Wenn ich Ihnen also mein Billet gebe, so verliere ich ein Capital — oder wenigstens den Zins aus einem Capital von 16,000 Rthlr. Banco, oder beinahe 25,000 Rthlr. Reichsgeldzettel. Das ist ein ganzes Vermögen oder wie?"

„Allerdings," murmelte der Patron und wollte gehen. Er glaubte, Henning treibe seinen Scherz mit ihm.

„So warten Sie doch nur ein paar Minuten; ich bin sogleich zu Ende."

„Ich höre Sie."

„Sie begreifen daß ich ohne allen Ersaz nicht auf meine 25,000 Rthlr. verzichten würde."

„Das versteht sich," meinte der Patron, der wieder zu hoffen anfing.

„Ich glaube sogar Etwas mehr verlangen zu können, weil ich dem Sohne des Bischofs schon früher mein Versprechen gegeben habe."

„Aber Sie können sich doch nicht einbilden daß ich Ihnen beinahe den vierten Theil meines Vermögens für ein Mittagessen geben könne?"

„Nein das habe ich nie geglaubt. Auch wäre es vielleicht das Klügste, wenn ich mich an den Sohn des Bischofs und an mein Professorat hielte."

Der Patron begann wieder zu verzweifeln.

„Gleichwohl," fuhr Henning fort, „möchte ich Ihnen gerne dienen."

„Nun so lassen Sie hören was Sie verlangen. Ist es vernünftig, so bewillige ich es zum Voraus."

„Sehen Sie, Herr Patron, ich stimme meine Forderungen nicht herab: 25,000 Rthlr. muß ich haben, oder wenigstens den Werth davon. Ich habe mich deßhalb besonnen, welches Ihrer Güter von diesem Werth Sie am leichtesten entbehren könnten. Westerby . . ."

„Sind Sie denn rasend, Mensch?"

„Unterbrechen Sie mich nicht. Westerby, dachte ich, ist ein schönes Gut, aber es gefällt dem Patron Strömberg selbst so wohl daß er sich nicht davon wird trennen wollen. Ueberdieß bin ich kein Landwirth. Ebenso verhält es sich mit Ihrem Rittersiz Hof. Diese beiden Güter schlug ich mir also aus dem Sinne."

„Aber wo wollen Sie mit alle dem hinaus?"

„Ich sezte also meine Grübeleien fort. Endlich bekam ich eine Idee."

„Nun?"

„Ihre Tochter . . ."

„Meine Tochter?"

„Ihre Tochter hat für mich einen unberechenbaren Werth, und Sie Ihrerseits müssen sich jedenfalls einmal von ihr trennen. Wohlan, dachte ich, der Herr Patron bekommt mein Billet und ich bekomme seine Tochter."

„Aber lieben Sie denn meine Tochter?"

„Mit Leidenschaft."

„Und liebt das Mädchen Sie?"

„Ja, mein Herr."

„Nun in Gottes Namen, da kann ich ja nichts bei der Sache machen."

„Das heißt, Sie . . ."

„Ich gebe meine Einwilligung, wenn meine Frau . . ."

„Ich habe bereits ihre Zustimmung."

„Was sagen Sie?"

„Wie ich die Ehre hatte zu erwähnen, die Frau Patronin hat mir ihre Zustimmung versprochen."

„Aber Sie sind ja ein wahrer Zauberer?"

„Inzwischen überantworte ich Ihnen meinen Talisman," und lächelnd gab Henning seinem Schwiegervater das so schmerzlich ersehnte Billet.

Der Patron wandte und besah es von allen Seiten, buchstabirte die gedruckten Worte mehrere Male und betrachtete es so genau wie einen verfallenen Wechsel.

Zufrieden mit der Untersuchung, steckte er das Billet mit einer Miene unendlichen Wonnegefühls in seine Brieftasche, schüttelte Henning die Hand und ging um seinen Plaz bei der Prozession einzunehmen.

Und welche Prozession!

Der Wachtmeister und die Läufer der Academie in zierlichen, bunten mittelalterlichen Costümen.

Marschälle mit langen rothen Seidenschärpen.

Lange Reihen von hospites, lauter Excellenzen, Staatsräthe, Großhändler, Seraphinenritter, Präsidenten, Landeshauptleute, Hammerbesizer, Erzbischöfe und Fürsten vom königlichen Hause.

Die Patronin hätte viel dafür gegeben in ihres Mannes Kleidern zu stecken und den stattlichen Gänsemarsch mitmachen zu dürfen.

Zum Nebenmann hatte der Patron seinen Bruder, Victors Vater, den er seit seiner Ankunft in der Stadt nicht getroffen hatte.

In der Freude darüber daß er seines Mittagessens sicher sein durfte, überströmte des Patrons Herz von Menschenliebe und brüderlichem Wohlwollen.

„Wie geht Dirs, Bruder?"

„So ziemlich. Und Dir?"

„Vortrefflich. Was macht Deine Frau?"

„Jezt glaube ich daß sie sich wohlbefindet. Aber heute früh hatte sie Nervenzuckungen."

„Dann geht sie wohl nicht in die Kirche?"

„Im Gegentheil; just weil sie fürchtete keinen Plaz in der Kirche zu erhalten, bekam sie Nervenzuckungen."

„Ja sie war immer reizbar," bemerkte Victors Vater geringschäzig.

Er konnte nie recht mit seiner Schwägerin harmoniren.

„Hm," antwortete der Patron, welchem der Ton seines Bruders nicht gefiel, „das solltest wenigstens Du nicht sagen."

„Und warum nicht?"

„Vor allen Dingen, weil Du selbst nicht die gleichmäßigste Laune hast."

„Ah so, vielleicht weil ich mich nicht nach den Capricen Deiner Frau richte?"

„Nun laß uns nicht davon reden. Fürs Zweite, weil Du

es warf der sie beinahe der Gelegenheit beraubte die Festlichkeiten anzusehen."

„Ei wie, mit vier Billeten? Sie ist ja so mager daß sie nicht mehr als die Hälfte eines gewöhnlichen Plazes bedarf."

„Aber Bruder . . ."

„Sie wollte vielleicht alle sieben behalten, um nicht neben einer Dame niedrigeren Rangs sizen zu müssen."

„Wenigstens hätte Dein Sohn ihr auf dem vornehmsten Plaze einen Siz verschaffen sollen."

„Ah so, da drückt der Schuh. Nun dann muß ich gestehen, es freut mich recht daß ich die rothen Billete gewählt habe, um ihren Hochmuth einigermaßen beugen zu können."

„Du sprichst von meiner Frau?"

„Sie ist doch wohl keine Königin, daß es ein Majestätsverbrechen wäre über ihren Hochmuth zu lachen. Konnte sie sich wohl einbilden daß ich, Victors Vater, nicht zu allererst über seine Pläze zu verfügen haben würde?"

„Inzwischen wäre es Victors Schuldigkeit gewesen . . ."

„Schuldigkeit . . . was denn?"

„Sich artiger gegen seine Tante zu zeigen, um so mehr da er ihr Schwiegersohn zu werden wünscht."

„O dieser Wunsch wird wohl nicht so glühend sein. Jedenfalls braucht er nicht so viele Umstände und Complimente zu machen. Er ist vermöglich genug um ein Mädchen zu bekommen das eben so gut ist und deren Familie nicht so viele Ansprüche macht."

„Ah, lautet es jezt so? Vor einigen Jahren sprachst Du nicht aus diesem Ton."

„Willst Du vielleicht behaupten, ich habe die Partie vorgeschlagen?"

„Wer sonst?"

„Hast nicht vielmehr Du beständig davon geschwazt, wie passend es wäre wenn unsere Kinder ihre Zukunft und unser Vermögen vereinigten?"

„Ich möchte die Geduld verlieren. Du hast mich zu dem dummen Versprechen veranlaßt, das ich jezt bereue, da ich sehe wie wenig Aufmerksamkeit Dein Herr Sohn mir, meiner Frau und Aurora selbst schenkt.“

„Wenn Du die Uebereinkunft bereust, so kann sie glücklicher Weise noch gelöst werden.“

„Das wäre mir wenigstens nicht unangenehm.“

„Und mir noch weniger. Victor nimmt ein anderes Weib.“

„Und Aurora einen andern Mann.“

Mit zornglühenden Gesichtern traten die Brüder in die Kirche, wohin die Procession jezt begann.

Durch ein Spalier von Soldaten und Milizen begab sie sich auf ein Brettergerüste welches den Parnaß vorstellen sollte, und ordnete sich gebührendermaßen.

Der Patron und sein Bruder stellten sich möglichst weit von einander, schickten sich aber dazwischen hinein die mörderischsten Blicke zu.

Jezt hörte man einige Kanonenschüsse: der Act begann.

IX.

In der Kirche.

Wie sollen wir den festlichen Act würdig schildern?

Für den Anfang laßt uns citiren wie der Dichter Vitalis den Einzug der Procession in die Kirche bei seiner eigenen Promotion im Jahre 1824 beschreibt:

So gingen wir und warfen stolze Blicke
Auf ein gewaltig wundersam Gedränge.
Die Glocken summten, gleich als wollten wir
Apollo, unsern Hort, zu Grab geleiten.

Der Gott lebt aber, wenn auch nur noch schwach:
Drei Jahre sitzt er schon und fröstelt, klagt
Und jammert laut daß unsres Lands Genies
So gar gewaltig arm sind an Genie.
Sobald jedoch nach altem Schlendrian
Frau Tellus ihre Fahrt im leeren Raum,
Zu der Zufriedenheit der Astronomen,
Zum dritten Male hat zurückgelegt,
Und jedes Jahr genau denselben Punkt
Erreichte welchen höchst dieselbe hat
Beim Anfang ihrer Wandrung eingenommen,
Ganz ähnlich unsern Metaphysikern,
Dann rafft der Gott des Lichtes und des Geistes
Empor sich und befindet sich in bester Laune,
Weil er dann mit Effect der Seinen Krönung
Zu Delphi parodirt am Strand des Fyris.
Das ist das Ziel. Auf einem Berg von Holz,
Genannt Parnaß, betraten wir den Tempel.
Doch war Apoll galant nicht gegen uns:
Er bot uns keinen Stuhl zum Size an;
Wir standen stundenlang auf selbem Flecke,
Als würden Wurzeln wir und Lorbeerzweige,
Wie Daphne, unsres Gottes erste Liebe.

Dieselbe Betrachtung machten auch Henning und Victor, als sie, an die Schranken neben dem Gerüste der Damen gelehnt, vor Müdigkeit beinahe erlagen.

„Es ist doch hart," sagte Henning. „Wir haben jezt manches lange Jahr gearbeitet, studirt und tentirt in vielen Dingen für welche wir nicht den mindesten Beruf empfanden. Wir haben endlich:

— — — — — — unternommen
Die wahrhaft schwere Probe unsrer Kenntniß:
Ein Werkchen, erst im Druck herausgegeben,
Und vom Professor statt von uns geschrieben,
Wir haben vom Catheder es vertheidigt

Mit Phrasen nett, für deren jede uns
In der Epoche des Verfalls der Sprache
Schulmeister Quintilian die derbste
Ohrfeige prima sorte hätt' versezt.

„Wir haben für dieses Ziel Zeit, Mühe und Geld verschwendet ... und jezt, da wir uns bereits auf dem Parnaß befinden, läßt man uns vor Müdigkeit zusammensinken, unter Anhörung langer Reden die kaum zehn Personen in der ganzen Kirche verstehen. Was will dieser Quark heißen? Verstehst Dus?"

„Kein Wort; aber es steht im Programm, und ich meine wirklich einige Worte zu erkennen."

„Dann bist Du glücklicher als ich; denn ich verstehe zwar die Töne, kann aber die Bedeutung nicht ahnen. Ich möchte wissen ob der Jubelmagister diese Sprache kennt."

„Gott weiß. Aber wenn er sie kennt, so muß nothwendig ein bemerkenswerther Umstand, den er bisher nicht bemerkt hat, sein Staunen erregen."

„Was meinst Du?"

„Daß die todten Sprachen jezt so wenig als die lebenden von dem Schicksal des Wechsels und der Veränderung frei sind."

Henning lachte.

„Sieh Deinen Vater an," sagte er, „er steht mit starren Augen und weit offenem Munde da; er sucht sich vergebens zu überzeugen daß dieß dieselbe Sprache ist mit welcher er sich vor dreißig Jahren in der Schule abgequält."

„Still, und höre auf den Gesang."

Während der Promotionsfeier wurden nämlich Verse gesungen welche der Studiosus Göranson verfaßt und der Director Josephson componirt hatte. Die Chöre wurden von Studenten ausgeführt, die Solonummern von den Fräulein Sandels und Wibelius, so wie den Studenten Häggström und Arnoldson.

„Siehst Du wo Aurora sizt?" fragte Henning, als der Gesang verstummt war.

„An der zweiten Säule von mir auf der dritten Bank.“

„Ja, ich entdecke sie jezt.“

„Sie sieht eben hieher.“

Auroras Augen begegneten denen ihres Geliebten. Sie erröthete und machte eine für alle Andern unbemerkliche Bewegung mit der Hand.

Henning betrachtete sie mit Entzücken und vergaß seine Müdigkeit.

Doch bald verkündete Kanonendonner,
Daß gratis nun der Lorbeer wird vertheilt.
Der Lorbeerzweig, vom Holze selbst entnommen,
Fühlt sich auf manchem Kopfe bald recht heimisch.

Mitten auf dem Parnaß stand ein Catheder, in dessen oberer Abtheilung der Promotor, Professor A. Svanberg, stand, während in der untern der Primus und der Ultimus sich befanden. Die obere Abtheilung hatte Treppenstufen nach rechts und links auf denen die Promovenden hinan- und hinabzogen. Hinter dem Catheder standen zwei Marschälle, von denen der eine signalisirte wann die Kanonenschüsse abgefeuert werden sollten, während der andere dem Promotor die Diplome reichte.

Unsere beiden jungen Freunde gingen ihrerseits den Catheder hinan, empfingen Ring, Kranz und Diplom, hörten den Schuß krachen und stiegen „mit gemischten Gefühlen“ auf der andern Seite wieder hinab.

Als Alle ihre Bescheerung erhalten hatten, erhoben die Sänger unter den Candidaten folgende

Hymne der Promovirten.

Hehre Weisheit, die du senktest
Himmelsgluth zum Erdenschacht,
Und uns Menschenkindern schenktest
Deines heil'gen Lichtes Pracht:

Sieh, die lichtgeweihte Menge
Tritt vor deine Majestät,
Kleidet ihre Lobgesänge
In ein opferndes Gebet.

Lehre auf dein Wort uns bauen,
Unsrer Hoffnung sichrer Hort,
Aus des Lebens Nebeln schauen
Auf zu deinem Himmelsport;
Lehr' uns gläubig dessen harren,
Was uns deine Gnade beut;
Wappne uns mit Kraft zum Streit
Alles Heil'gen, alles Wahren!

Nach dem Schluß der Verhandlung zog die Prozession in die Kirche hinab, wo diejenigen welche Beharrlichkeit genug besaßen auch noch die Predigt anhörten. Sie wurde von dem Pastor Rundgren gehalten, der ausführlich seinen Text entwickelte: Eines jungen Mannes Vorsaz wenn er in die Welt hinaustritt: Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn. Man bemerkte bloß daß er einige Male die Namen Israel und Jacob verwechselte, so daß er sagte: Du sollst hinfort nicht Israel heißen, sondern Jacob.

Und so endeten die Festlichkeiten in der Kirche.

„Sic transit gloria mundi," sagte Henning, als er in die freie Luft hinaustrat und einige Regentropfen in seinem lorbeerbekränzten Haare verspürte.

Darauf suchte er den Patron auf, um ihn als artiger Wirth zum Mittagessen zu führen.

X.

Das Mittagessen. — Truthahnpasteten mit Trüffeln und Champignons.

„Auf Nachmittags drei Uhr versammelten sich die geladenen Gäste, wie es hieß 290 Köpfe stark, im Orangeriesaal. Ein einziger Tisch, in einem sogenannten Hufeisen gedeckt und von den darin emporschießenden Lorbeerbäumen überschattet, nahm die doppelte Länge des Saales ein und gewährte einen ausnehmend hübschen Anblick. An der einen Langseite saß S. K. H. der Kanzler der Academie mit dem primus magister Fahräus zur Rechten und dem ultimus magister Broman zur Linken. Seine königliche Hoheit der Herzog von Upland saß zur Rechten des Primus und der Prokanzler, Erzbischof von Wingard, zur Linken des Ultimus. Gegenüber dem Kronprinzen hatte der Rector Magnificus, Professor Schröder seinen Platz, umgeben von dem Landeshauptmann von Krämer und dem Landeshauptmann Staatsrath von Silfverstolpe. Die Promovirten saßen nunmehr auf beiden Seiten, umgeben theils von Honoratioren, theils von Verwandten.

„Das Essen war splendid. Zwölf Marschälle beaufsichtigten die Bedienung, ein gutes Orchester machte Tafelmusik; der Wein floß, und es ging hoch her.

„Als die Toaste ausgebracht wurden, marschirte das Singchor der Studenten ein, das sodann dablieb und jeden Toast mit einem Gesang begleitete, wie man dieß nur in Upsala zu hören bekommt. Nachdem der Toast auf S. M. den König getrunken und die Volkshymne abgesungen, wurde die Gesundheit S. K. H. des Kronprinzen ausgebracht. Die Chöre stimmten ein und ein jubelndes Hurrah erscholl. Bei der Gesundheit des Prokanzlers Erzbischofs Wingard sang man das Lied:

Integer vitae scelerisque purus.

„Beim Toast auf den Decan der philosophischen Facultät, Herrn Professor Palmblad, traf eine ganz heitere Episode ein. Der Chor stimmte das bekannte Bellmansche Lied an: Der Alte ist alt u. s. w., das von dem geehrten Herausgeber der Zeit mit vieler Freundlichkeit aufgenommen wurde, worauf der Professor sich eines dreifachen donnernden Hochs zu erfreuen hatte. Endlich brachte der Erzbischof die Gesundheit der Magister aus, wobei Wennerbergs Lied: Steh stark, des Lichtes Ritterwacht, von der ganzen Versammlung mit rührendem Enthusiasmus gesungen wurde."

Obige Schilderung haben wir dem Morgenblatt vom 20. Juni entnommen und wollen bloß ein paar Bemerkungen dazu machen, wie z. B.:

Daß das Mahl nicht an einem einzigen Tische servirt wurde, sondern an einer ganzen Menge von solchen, die in zwei parallelen Reihen standen und, für nüchterne Augen wenigstens, nicht im Mindesten an die Hufeisenform erinnerten.

Daß S. K. H. der Kronprinz und die höheren Notabilitäten nicht an der Langseite des Hufeisentisches, sondern an einem besondern Tische saßen.

Daß, was das jubelnde Hurrah betrifft das einen gewissen Toast begleitete, neun Zehntel der Gesellschaft zu sehr mit dem Essen und mit Privatconversation beschäftigt waren, um in solcher Entfernung und bei einem solchen Getöse hören zu können, wessen Gesundheit vorgeschlagen wurde.

Aber die Angaben des Morgenblattes zu berichtigen, ist eine undankbare Arbeit die wir seinen Collegen in der Presse überlassen.

Henning hatte zu seiner Rechten den Patron Strömberg, der mit Durchlesung des Speisezettels beschäftigt war.

Obschon dieser den phantastischen Träumen des Patrons nicht vollkommen entsprach — und wann ist die Wirklichkeit den Selbsttäuschungen darüber nachgekommen — so war der Gastronom

doch höchlich befriedigt, als er folgendes Verzeichniß zu lesen bekam:

Italienische Suppe. — Frischer Lachs mit Garnitur. — Filet de Boeuf und in Wein gekochter westphälischer Schinken mit Gemüsen. — Krebse mit Spargeln und gerührten Eiern. — Truthahnpastete mit Trüffeln und Champignons. — Palesengcharlotte. — Waldschnepfen mit Essiggurken. — Geleepudding. — Rosinen und Mandeln. — Apfelsinen. — Confect. — Erdbeeren — au naturel.

So trat auch der Truthahn mit reizenden Farben vor die Phantasie des Patrons.

Da Henning wußte daß Nichts ein gutes Mahl angenehmer würzt und die Verdauung besser unterstüzt als ein herzliches Lachen, so suchte er seinen Gast aufs Beste zu unterhalten. Gleichwohl sprach er nur in den Pausen zwischen den verschiedenen Gerichten, da er wohl wußte daß ein echter Gourmand beim Essen ungestört sein will.

Als daher die Suppe verzehrt war, entstand folgendes Gespräch:

„Ach wenn ich nur nicht zu viel esse!" seufzte der Patron.

„O es wird wohl keine Gefahr haben."

„Ei das weiß ich am Besten, denn ich leide so oft an Indigestionen."

„Und Sie sehen doch so gesund aus."

„Ach ja, im Uebrigen kann ich just nicht klagen..."

„Nun wenn man nur eine einzige Krankheit hat, so kann man sich noch glücklich schäzen."

„Aber bedenken Sie daß diese Krankheit um so öfter wiederkehrt."

„Und eben so schnell verschwindet."

„Den Teufel auch! Mitunter bekomme ich ganze Tage nichts Anderes als Pillen und Mixturen zu schlucken."

„Aber dem sollte der Doctor zuvorkommen."

„Ja so meine ich auch. Aber wenn ich mit ihm darüber spreche, so beginnt er von Regime, von Diät und dgl. zu sprechen, was ich gar nicht ertragen kann."

„Das wundert mich nicht."

„Ueberdieß freut es ihn wohl daß ich mitunter seiner Hilfe bedarf: er bekäme sonst kein monatliches Honorar von mir."

„Sie sollten es mit Ihrem Arzte machen wie die Chinesen."

„Wie machens die?"

„Sie sezen eine gewisse Jahressumme für ihren Arzt fest, aber unter der Bedingung daß für jeden Tag wo sie sich krank befinden ein gewisser nicht so unbedeutender Abzug gemacht wird. Auf diese Art liegt es in der Doctoren eigenem Interesse ihre Kunden immer gesund zu erhalten."

„Ha, ha, ha! diese Chinesen sind doch nicht so dumm wie ich glaubte."

Der Patron versank jezt in Ueberlegung des eben Gesagten, bis der frische Lachs ihn angenehm in seinen Betrachtungen zerstreute.

Aber nachdem er den leeren Teller von sich geschoben und ein Glas St. Julien geleert hatte, sagte er:

„Ich finde aber doch einen Uebelstand bei dem chinesischen Brauche."

„Welchen?" fragte Henning.

„Ja, sehen Sie ... Angenommen ich hätte einen solchen Vertrag mit meinem Doctor und bekäme eines Tags meine gewöhnlichen Indigestionen, so schicke ich natürlich zu meinem Arzt. Er kommt. Ich bin krank, sage ich. Er runzelt die Brauen und wird ängstlich beim Gedanken an einen Abzug. Wo? fragt er. Ich erzähle daß ich zu viel zu Mittag gegessen habe. Larifari, sagt er, Sie sind so wenig krank als ich; nur etwas schwerfällig nach dem Essen. Machen Sie ein Paar Gänge auf und ab, dann wird es wieder gut werden. Damit entfernt er sich und ich muß mir selbst helfen."

Henning beugte sein Haupt vor dem klaren Blick des Patrons.

(Pause, veranlaßt durch das Filet de Boeuf und den westphälischen Schinken.)

„Ich glaube kaum daß ich Ihnen schon gratulirt habe,“ sagte der Patron.

„Ich glaube auch nicht, aber es lohnt sich auch nicht der Mühe.“

„Ei warum denn nicht? und ich bitte Sie auch um Erlaubniß ein Glas mit Ihnen zu trinken und zugleich meinen herzlichen Glückwunsch auszusprechen.“

„Ich danke,“ sagte Henning und stieß mit seinem Gaste an.

„Sie haben wohl viele hohe Nummern?“

„O ich kann es just nicht sagen.“

Er hatte seine geraden Dreißig bekommen.

„Sie sind viel zu bescheiden, mein Freund.“

„Gewiß nicht; an hohe Nummern kann man sich doch nicht halten.“

„Ja, aber man hat doch keinen andern Maßstab für die Kenntnisse.“

„Das ist gerade das Unglück. Es geschieht nicht selten daß man Zeugnisse in einer Wissenschaft erhält die man gar nicht studirt hat.“

„Das ist wohl unmöglich.“

„Wir hatten kürzlich ein lustiges Beispiel davon. Ein Student der in der Physik doctoriren wollte, ließ sich eines Tags zum Tentamen melden. Da er nicht wußte wo der Professor wohnte, so fragte er den ersten besten der ihm auf der Straße begegnete. Nun gibt es in Upsala zwei Professoren Svanberg; der eine für die Physik, welchen der Student suchte; der andere für die Astronomie, eine Wissenschaft die er gar nicht studirt hatte. Unser Freund wurde unrecht gewiesen und meldete sich bei dem Astronomen. Zur bestimmten Zeit kam er zurück um zu tentiren. Er erhielt zuerst einige Fragen aus der sphärischen

Astronomie, so einfach daß jeder Schuljunge sie beantworten konnte. Natürlich unser Student auch. Dann mußte er das System des Copernicus erklären, und es gelang ihm so ziemlich, obschon er über die wunderlichen Fragen höchlich erstaunt war. Der Professor kam jezt an speciellere Sachen, und unser Freund, dessen Vorrath von Kenntnissen erschöpft war, erlitt Fiasco. Aber als der Astronom zulezt von den mechanischen Gesezen der Bewegung für Körper im Allgemeinen und die Planeten im Besondern zu fragen anfing, da kam Tentandus auf sein Gebiet und antwortete vortrefflich. Nun erhob sich der Professor und sagte: Ich habe allerdings einige Bemerkungen zu machen. Ihre Kenntnisse sind etwas unvollständig, aber inzwischen kann ich Ihnen ein Approbatur versprechen. Der Student ging heim in der Ueberzeugung daß er in der Physik tentirt habe, und wurde erst bei Durchlesung des Zeugnisses über den Mißgriff aufgeklärt, als er zu seiner Verwunderung fand daß er in der Astronomie Approbatur und in der Physik Admittitur erhalten hatte, obschon das Gegentheil hätte stattfinden sollen."

Der Patron lachte und nahm eine tüchtige Portion von den Krebsen heraus, zu denen er drei bis an den Rand gefüllte Gläser Portwein trank.

Inzwischen meinte Henning, es sei Zeit an seine eigenen Angelegenheiten zu denken.

Als daher der Champagner auf den Tisch kam, füllte er zwei Kelche und sagte:

„Herr Patron, da Sie mir vorhin so wohlwollend zu meinem Erfolg von heute früh Glück gewünscht haben, so hoffe ich daß Sie sich jezt nicht weigern werden mit mir ein Glas auf einen noch höhern Erfolg zu trinken, den ich allein noch hoffen kann."

Der Patron nickte; er hatte wenig Lust zu sprechen.

„Ich möchte Sie bitten," fuhr Henning fort, „ein Glas auf den Erfolg meiner Bewerbung um Ihre Tochter Aurora zu trinken."

„Ah so ... ja ... aber ...“ stammelte der Patron.

Er war nicht an rasche Entschlüsse gewöhnt, und hatte überdieß jezt beinahe das Versprechen vergessen das er sich in seiner Angst um eine Carte zum Diner hatte entreißen lassen.

„Nun wohl,“ sagte Henning und hob sein Glas ... „aber Sie zögern, glaube ich. Das ist wohl nach Ihrem Versprechen von heute früh nicht möglich.“ Der Patron nickte wieder.

„Hm,“ sagte er, „Sie verstehen wohl ... das heißt ... aber ich glaube, mein Bruder winkt mir.“

So sprechend erhob er sich mit einer Hastigkeit die sein dicker Leib bloß durch seine Verlegenheit erhalten konnte.

Sein Bruder hatte ihm wirklich gewinkt. Die Ursache war folgende.

Nachdem Victors Vater ungefähr eine Stunde lang sich schweigend mit seinem Mahl beschäftigt hatte, wandte er sich ganz rasch zu seinem Sohn.

„Victor,“ sagte er, „hast Du Dein Bäschen sehr lieb?“

Da Victor den Sinn dieser Frage nicht ganz verstand, so blieb die Antwort eine Weile aus.

„Natürlich habe ich sie lieb.“

„Ich meine: Liebst Du sie?“

„Das kann ich gerade nicht sagen, aber da es Dein Wunsch ist, Papa, so hoffe ich doch mit ihr glücklich werden zu können.“

„Das ist sehr richtig gedacht ... aber angenommen jezt, es wäre nicht mein Wunsch ...“

„Ich verstehe nicht.“

„Es ist doch klar und deutlich, denke ich. Wenn ich nicht mehr zu der Partie geneigt wäre, was würdest Du dann thun?“

„Dann würde ich mich auch nicht darum bekümmern.“

„Das ist gut. Aber laß uns jezt annehmen, Dein Vater und Deine Tante brächen die Sache ab oder gäben wenigstens zu verstehen daß sie den Bruch wünschten ....“

„Hm!"

„Wenn sie Dir das Mädchen nicht geben wollten!"

„Dann würde ich wohl eine Andere heirathen."

„Richtig, mein Sohn! Das ist edel, das ist männlich gesprochen. Ein Mann muß seinen eigenen Werth fühlen, er muß zeigen daß er beim Mißlingen eines Planes nicht gleich den Muth verliert und daß die lächerlichen Launen eines Weibes ihn nicht verlezen können."

„Aber was beabsichtigst Du mit diesen Annahmen, Vater?"

„Es sind keine Annahmen, es ist der wahre Sachverhalt."

„Der wahre Sachverhalt?"

„Ja. Mein Bruder hat, wahrscheinlich aus Veranlassung seiner lieben Frau, mich heute früh zuerst gereizt und mir dann zu verstehen gegeben daß er seinerseits ganz und gar nicht darauf erpicht sei seine Tochter mit meinem Sohn zu verheirathen, worauf ich ihm antwortete daß unsererseits einem Bruch kein Hinderniß im Weg stehen würde."

„Somit . . ."

„Kannst Du Dich von Stund an als vollkommen frei betrachten."

Victor sah sehr zufrieden aus.

„Du würdest mir sogar," fuhr der Vater fort, „ein Vergnügen machen, wenn Du so schnell als möglich eine neue Verbindung eingingest. Es könnte sonst scheinen als ob Du den Bruch bereutest. Es müßte aber ein hübsches und vermögliches Mädchen sein."

„Was sagst Du zu Fräulein Albertine H—?" fragte Victor, der in seinem Entzücken ganz vergaß daß sein Vater wahrscheinlich nie von ihr gehört hatte.

„Was Tausend! Hast Du bereits einen Vorschlag?"

„Das heißt," sagte Victor verlegen, „ich kenne sie von meiner Badreise im vorigen Sommer her und jezt ist sie mir eingefallen."

„Nun, ich finde nichts Unrechtes daran, wenn nur das Mädchen sonst passend ist."

„Sie ist die Schwester des Candidaten Henning B—, von dem ich Dir mehrere Male gesagt habe."

„Das glaube ich," sagte der Vater ziemlich gleichgiltig. „Aber was ist ihr Vater?"

„Er ist todt."

„Was war er?"

„Pastor."

„Wo?"

„Im Kirchspiel L—."

„Ei der Tausend, das ist seine Tochter. Er war ein Schulcamerad von mir und galt immer für einen höchst achtungswerthen Mann. Nun, dann hat wohl das Mädchen ziemlich Geld?"

„Sie hat 80,000 Reichsthaler."

„Es ist merkwürdig wie genau Du Alles weißt was sie betrifft. Hast Du schon vorher auf sie speculirt?"

„Nein, ich habe es nur so zufällig gehört."

„So? Wo hält sie sich gegenwärtig auf?"

„Sie befindet sich mit ihrer Mutter hier in Upsala, um Hennings Promotion anzuwohnen."

„Nun dann kann ich sie ja sehen . . . das macht sich vortrefflich . . . Aber sieh nur Deinen Onkel dort an, wie er sich auf dem Stuhle herumdreht. Ich will ihm hieherwinken, damit wir die Sache ohne eine feierliche Schlußscene klar bekommen."

Der Patron entsprach sogleich der Aufforderung.

„Entschuldige daß ich Dich störte, Bruder."

„Schadet Nichts in Erwartung der Truthahnpastete."

„Ich wollte bloß ein Wort sagen."

„Ich verstehe."

„Laß uns zuerst ein Glas zusammen trinken."

„Er wird mich wohl wegen seiner Unhöflichkeit von heute früh um Verzeihung bitten," dachte der Patron.

„Mit vielem Vergnügen,“ sagte er laut.

„Du erinnerst Dich doch was wir unterwegs gesprochen haben?“

„Ja sehr wohl.“

In diesem Augenblick wurde die Truthahnpastete servirt. Der Patron wurde ängstlich, zumal da sein Bruder sich gute Zeit nahm um sich zu bedienen.

„Recht gut das Ding hier,“ meinte Victors Vater.

„Ich sehne mich dasselbe sagen zu dürfen.“

„Leider hättest Du beinahe gar nicht darüber urtheilen können. Das Billet meines Sohnes, auf das Du Dir Rechnung machtest und das ich ganz unerwartet mit Beschlag belegt habe . . .“

„Ich weiß,“ brummte der Patron ärgerlich, „aber zur Sache!“

„Wie Du willst. Ich habe mit meinem Sohn über den bewußten Gegenstand gesprochen.“

„Und was sagt er?“

„Er empfing die Nachricht von der Abbrechung unserer Uebereinkunft mit Ergebung.“

„So . . . hm . . . nun um so besser,“ sagte der Gourmand und wollte gehen.

„Warte einen Augenblick!“

„Aber mein Truthahn . . .“

„O Du bekommst noch genug,“ sagte Victors Vater und hielt seinen Bruder am Rockschoß fest.

„Nun was gibt es denn noch mehr?“

„Rathe einmal.“

„Das kann ich nicht.“

„So versuche es wenigstens.“

„Ei so laß mich doch nur einmal los.“

„Versuchs nur ein einziges Mal.“

„Habe ich denn Zeit dazu?“

„Nun es würde Dir jedenfalls nicht gelungen sein. Er heirathet eine Andere.“

„Ich frage den Teufel darnach,“ schrie der Patron und riß sich mit einer verzweifelten Anstrengung los.

Sein Bruder lachte voll Schadenfreude.

Aber als der Patron an seinen Plaz kam und die Pastete bereits verschwunden sah, da machte sein Aerger einer tiefen Verzweiflung Plaz.

„Kellner, ich habe keinen Truthahn bekommen.“

Niemand antwortete.

„Kellner, geben Sie mir Truthahn.“

„Ich habe keine Zeit.“

„Kellner!!!“

„Ich habe diesen Tisch nicht zu bedienen.“

Der Patron warf einen flehenden Blick auf Henning.

Dieser stand auf und ging ins Allerheiligste, wo Mamsell Birkenhain präsidirte.

„He, guter Freund,“ sagte er zu einem Kellner, dem er einen Thaler in die Hand steckte, „serviren Sie dem Herrn da, der neben mir sizt, Truthahnpastete.“

„Sogleich, Herr Magister.“

Der Patron erhielt von der hochersehnten Platte.

Und nachdem er eine colossale Portion verzehrt hatte, füllte er zwei Gläser mit schäumendem Champagner, stieß mit Henning an und sagte gerührt:

„Sie sind ein braver junger Mann und haben das Herz auf dem rechten Fleck. Mit Vergnügen trinke ich dieß auf Ihre Verbindung mit meiner Tochter.“

Jubelnd leerte Henning sein Glas und zerschmetterte es dann ritterlich auf dem Boden.

Das Klingen des zerbrochenen Kelches wurde von einem ähnlichen am andern Ende des Saales beantwortet.

Es kam vom Tische S. K. H. des Kronprinzen.

XI.

Spaziergang im botanischen Garten.

Nach der Mahlzeit, ungefähr sechs Uhr Abends, wurde der altherkömmliche Zug durch den Orangeriegarten unternommen, wo zuerst S. K. H. der Kronprinz und dann die übrigen Notabilitäten auf hoch emporgehaltenen Sesseln unter dem allgemeinen Jubel der versammelten Menge dem Sängerchor vorangetragen wurden. Diese Auszeichnung wurde zulezt auch dem Lector Wennerberg, dem liebenswürdigen Dichter der Fuchsenlieder, zu Theil.

Da fällt uns eben ein daß die Aufschrift dieses Capitels nicht ganz richtig ist, denn die Promenade fand in Folge eines Regens nicht statt. Aber da sie nun einmal im Tagesprogramm aufgeführt ist, so mag sie auch hier stehen bleiben.

Auf den abgeräumten Tischen wurden jezt Bowlen mit Punsch und Carolina aufgestellt . . . Carolina? Ja, und durch die Thüren strömte eine Menge Damen, zum größten Theil Schwestern und Bräute der Promovirten. Und jezt bildeten sich die gemüthlichsten Gruppen um die Bowlen, in den Fensteröffnungen, in allen Ecken des Saales, in allen Gängen — überall wo es für drei oder vier Leute ein Pläzchen gab um zu plaudern, zu flüstern und zu lachen.

Belauschen wir einige der Gruppen.

Dort im Corridor neben dem Haupteingang sprechen zwei Leute leise mit einander. Der eine ist einer der Helden des Tags, der andere ein älterer Mann mit einem schwärzlichen Doggengesicht und in nicht sonderlich elegantem Costüm.

„Herr," sagte der leztere, „haben Sie noch erhalten?"

„Aber Sie begreifen doch daß ich weder in der Kirche noch bei der Tafel . . ."

„Ich begreife bloß daß Ihr Wechsel schon über eine Woche verfallen ist."

„Sie sollen Ihr Geld bekommen sobald ich mit meinem Vater darüber gesprochen habe."

„Ja, aber thun Sie dieses gefälligst heute noch."

„Heute . . ."

„Ich warte keinen Augenblick mehr: morgen sind Sie vielleicht fortgereist, und dann kann ich Monate warten bis ich nur Ihren Aufenthalt erfahre . . . ich kenne die Herren . . ."

Drei Schritte davon flüstert ein Musensohn mit einem jungen Mädchen das einen Schleier vor dem Gesichte hat.

„Du hier Leopoldine?"

„Still! Ich schlich mich so eben von Mama weg, die mich vermuthlich drinnen im Saale sucht. Du verreisest morgen?"

„Ja, ich muß mit meinem Vater. Aber wir treffen uns ja auf dem Ball."

„Nein, Mama hat mir verboten hinzugehen, weil sie will daß wir einander nicht mehr sehen sollen. Aber sie selbst will hinkommen und läßt mich unter Aufsicht einer alten Magd daheim. Diese schicke ich um halb eilf Uhr fort und . . . es ist gar zu langweilig nicht ungestört träumen zu dürfen."

Der Jüngling antwortete mit fieberischer Heftigkeit: „Ich schleiche mich frühe vom Balle weg."

„Nein, nein . . . überrede jedenfalls einige Deiner Freunde daß sie Mama in der zweiten Hälfte des Balls bei allen Tänzen engagiren. Sie ist zu tanzlustig und läßt sich zu gerne den Hof machen, als daß sie dann nicht bleiben sollte."

. . . .

Mit den Gläsern in der Hand besprechen sich drei neue Magister.

„Du gehst morgen nach Stockholm?"

„Ja, und Du nach Gothenburg?"

„Natürlich, ich will von dort aus schreiben."

„Hast Du noch Schulden hier?“

„Ja leider.“

„Ich bin wahrhaftig auch nicht besser daran.“

„Ich leider auch nicht,“ sagte der Dritte.

„Wie viel bist Du schuldig?“

„Ungefähr 500 Rthlr. Und Du?“

„300. Und Du?“

„200.“

„Das macht zusammen 1000 Reichsthaler. Ich mache ein Anlehen auf diese Summe und ihr beide leistet Bürgschaft. Da Du nach Stockholm gehst, so kannst Du das Geld aufnehmen und hernach die Zettel herschicken, damit wir sie gehörig vertheilen. So ist uns Allen geholfen.“

„Aber wie zum Teufel sollen wir den Revers und den Sicherheitsschein vom Rector bekommen, da wir alle drei abreisen?“

„Ja das wird wohl unmöglich sein. Es ist recht Schade. Ich muß also dem Gedanken entsagen meine kleinen Bären so in aller Stille loszuwerden.“

„Kinder, Kinder,“ sagt derjenige der den Vorschlag gemacht hat, „denkt euch daß ich bereits Alles in Ordnung habe. Ich habe den Revers und den Schein bereits daheim liegen . . . es fehlen nur noch eure Namen und Siegel.“

„Aber wie konntest Du wissen daß wir darauf eingehen würden?“

„Das war ja ganz klar.“

. . . .

Dort stehen drei Damen. Die älteste, vielleicht die Mutter der beiden andern, sieht noch keineswegs sehr alt aus und hat sanfte feine Züge und eine schlanke Taille. Ihre beiden Töchter sind allerliebst. Die eine, die ungefähr zwanzig Jahre zu haben scheint, sieht ziemlich ernsthaft aus und schaut etwas philosophisch umher mit ihren großen braunen Augen. Die andere, wahr-

scheinlich kaum sechszehnjährig, ist schlank und hoch gewachsen; auf ihrem weißen, anmuthig gebogenen Halse sizt ein allerliebstes Köpfchen. Um ihre Lippen und in ihren Augen spielt ein schalkhaftes Lächeln, während sie halb ernsthaft, halb scherzend einem der lorbeerbekränzten Jünglinge antwortet, der, ohne sie zu kennen, die von der Tagesfeier geschenkte Freiheit benüzt und ein Gespräch angefangen hat — eine Einleitung zum bevorstehenden Ball.

„Aber Plaz da! Hier kommt ein Sohn der zwar selbst nicht ganz bei kaltem Blute ist, aber ehrerbietig seinen Vater führt, dem man an seinem aufgeräumten Gesichte und taumelnden Gange ansieht daß er den Madeira und Champagner zu würdigen verstanden hat. Jezt kommen sie an einer Bowle vorbei."

„Halt!" sagte der Vater, „wir wollen ein Glas trinken."

„Aber . . ."

„Ei wie mein Junge, willst Du mit Deinem eigenen Vater nicht schmolliren?"

. . . .

Dort zieht ein Magister umher und spricht mit jeder Dame die ihm in den Weg kommt einige Worte. Er engagirt jede zu einem Tanz. Da aber der Unermüdliche bereits 30 bis 40 Damen und einige sogar zu mehreren Tänzen engagirt hat, so dürfte es wohl geschehen daß er bei der einen oder andern wortbrüchig werden müßte.

. . . .

Die Patronin hatte es für sich und ihre Tochter nicht passend gefunden im Gedränge mitzugehen, aber Albertine und ihre Mutter haben sich eingestellt. Sobald Victor sie entdeckt hat, zupft er seinen Vater am Arm.

„Was gibts?"

„Sieh dort!"

„Nun was denn?"

„Das ist sie!"

„Was für eine Sie?"

„Fräulein B—."

„Aha das Mädchen das die Stelle meiner Nichte vertreten soll?"

„Ja wenn Du nichts dagegen hast, Papa."

„Und wie stehts mit ihr selbst? Wie kannst Du wissen daß sie Dich haben will?"

Victor that als ob er diese Frage überhörte.

„Wie eigenliebig doch die jungen Bursche heutigen Tages sind! Nun, nun, Du bist Magister, siehst gar nicht übel aus und hast nach meinem Tode ein hübsches Vermögen zu erwarten. Du brauchst also wegen eines Korbes gar nicht bange zu sein."

„Willst Du sie nicht näher in Augenschein nehmen, Papa?"

„Ja, das versteht sich. Ist das die Mutter die neben ihr steht?"

„Ja, ist sie nicht ebenfalls sehr hübsch?"

„Hm, ich sehe nicht mehr so weit."

Inzwischen waren beide Herren auf Frau B— und ihre Tochter zugekommen.

„Erlauben Sie mir," sagte Victor, „Ihnen meinen Vater, Major Strömberg, vorzustellen."

„Ich bin sehr erfreut Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Major," antwortete Frau B—; „mein seliger Mann hat mir oft von Ihnen als seinem Schulcameraden und liebsten Freunde erzählt."

„Ja wir haben in unserer Jugendzeit manchen Schwank mit einander ausgeführt, aber später kamen wir weit auseinander und trafen uns nur höchst selten nach Verfluß von Jahren wieder . . . Und das ist seine Tochter?" fuhr der Major auf Albertine deutend fort.

„Ja, sie war erst sieben Jahr alt als er starb."

Hier begannen die Mitglieder der kleinen Coterie einander

etwas verlegen anzusehen. Das Gespräch hatte eine nicht sonderlich heitere Wendung genommen, und keines wußte was es sagen sollte. Frau B— kannte die Absicht des Majors und seines Sohnes, und es wurde ihr schwer einen passenden Ton zu finden, der weder abstoßend noch kalt, noch allzu freundlich und zuvorkommend sein sollte, damit es nicht scheinen könnte als sei sie gar zu sehr auf eine vortheilhafte Unterbringung ihrer Tochter erpicht.

Glücklicher Weise kam Albertine auf eine gute Idee.

„Wollen wir nicht etwas weiter vorgehen und uns umsehen?“ fragte sie.

Der Vorschlag wurde angenommen. Und da das Gedränge lästig wurde, so bot Victor der Mutter, sein Vater Albertinen den Arm.

Auf diese Art kam man in eine behaglichere Stimmung. Der Major schien sich sehr lebhaft mit dem jungen Mädchen zu besprechen, und man konnte wohl sehen daß sie ihrerseits Alles aufbot um einnehmend zu erscheinen.

Als es sieben Uhr wurde und die Damen nach Hause mußten um ihre Balltoilette zu machen, sagte der Major ganz freundlich:

„Ein recht liebes Mädchen das!“

„Es freut mich wenn sie Dir gefällt, Papa.“

„Und ein sehr angenehmes Plaudertäschchen. Ich liebe solche Mädchen die nicht bloß mit jungen Herren schwazen und lachen, sondern einsehen daß auch ältere Männer unterhaltend sein können.“

„Du bist aber auch äußerst lebhaft und interessant für . . .“

„Still vom Alter, mein Junge! Es könnte mir einfallen selbst um sie zu freien.“

„Ah!“

„Aber da Du das Prioritätsrecht hast, so muß ich wohl das Feld räumen.“

„Du billigst also ...“

„Ja, sehr gerne. Wenn Du sie bekommen kannst, so hast Du meinen Segen zur Hochzeit, und mach nur schnell voran, damit mein Bruder und meine liebe Schwägerin sehen daß Du nicht lange zu warten brauchtest.“

„Wie Du befiehlst, Papa ... gleich morgen!“

„Mit welchem Eifer der Schlingel meinen Wünschen nachzukommen sucht! Ich beginne etwas zu argwöhnen.“

„Nein, ich versichere Dich.“

„Schon gut, ich scherzte bloß. Jedenfalls hast nicht Du mich gebeten, sondern ich habe Dich zu Allem überredet.“

XII.

Der Promotionsball.

Abends wurde von den neuen Magistern ein Ball in dem Festsaal der Carolina rediviva arrangirt, der für diese Gelegenheit aufs Schönste hergerichtet und decorirt worden. Im Hintergrund rechts vom Eingang stand die Büste König Karl Johanns, und an der Wand über derselben prangte das zu den Festlichkeiten im Jahre 1843 von den Damen Upsalas gestickte Banner, umgeben von den Fahnen sämmtlicher Studentencorps, die von reichen Stickereien, Gold und weißer Seide schimmerten. Die rings um den Saal gehende Gallerie war mit dunkelbraunem Tuch, worauf goldne Kronen prangten, ausgeschlagen und mit einer Einfassung von Lichtern geschmückt. Vom Plafond hingen ungefähr vierzig große crystallene Kronleuchter herab, und auf jedem der Pfeiler welche die Gallerie tragen saßen zwei zweiarmige Candelaber. Der erste Anblick, wenn man in dieses Meer von Licht trat, war wirklich zauberhaft; und wir bedürfen in Wahrheit der fashionablen Feder des Morgenblattes; um den

Eindruck eines Balles, der in Bezug auf Eleganz und ausgezeichnete Beleuchtung mit den vornehmsten Bällen der Hauptstadt wetteifern konnte, richtig zu schildern.

Nur Eines fehlte um das Entzücken der Damen zu vollenden. Alles war vortrefflich, vom Orchester bis zu dem blumengeschmückten Toilettenzimmer, aber — die Prinzen.

Ja die Prinzen hatten wegen ihrer Familientrauer dem Ball nicht anwohnen können und deßwegen schon um acht Uhr die Stadt verlassen. Aber die schönen Tänzerinnen trösteten sich bald.

Der Saal der Carolina ist lang, aber im Verhältniß zur Länge etwas schmal. Deßhalb wurden an beiden Enden zugleich Walzer arrangirt, und dennoch blieb für die Zuschauer in der Mitte noch Raum genug übrig. Nach einem guten und von allen Sorgen freien Mittagsmahle mit einem Mädchen zu tanzen das man liebt, gehört ohne Zweifel zu den größeren Freuden der Erde, aber dieses Glück ist schwer zu beschreiben.

Wir verzichten daher auf jeden Versuch die Gefühle der beiden liebenden Paare darzustellen. Wir wenden uns statt dessen zu der Patronin, die sich auf einer Bank unter den Fahnen niedergelassen hatte. Dieß war der Ehrensiz für den Abend, und man konnte von da aus den glänzenden Saal in seiner ganzen Herrlichkeit überschauen. Als die würdige Frau jezt Henning mit dem grünen Kranz im Haare mit Aurora dahinschweben sah, die sich mit glühenden Wangen zu ihm hinneigte; als sie sich erinnerte gehört zu haben daß der Kronprinz im Gillesaal mit Henning gesprochen; als sie bedachte daß er eben so vermöglich war wie Victor und überdieß keinen so widerwärtigen Vater hatte; als sie sich endlich die vielen Zuvorkommenheiten des Jünglings vergegenwärtigte und sie mit Victors mehrfacher Versäumniß zusammenhielt: da wurde sie sichs lebhaft bewußt daß sie ihr Versprechen erfüllen mußte. In erster Linie stand als Beweggrund der voraussichtliche Aerger des Schwagers, der als

lieblicher Balsam ihren eigenen verlezten Hochmuth lindern sollte. Ueberdieß hatte ja auch ihr Mann bereits zugesagt.

Als daher Henning Aurora auf ihren Plaz neben der Mutter zurückführte, sagte diese zu dem Patron, der halbschlafend auf der Bank hinten saß:

„Lieber Strömberg, Du kannst ja nach Hause gehen und nach dem Mittagessen ausruhen. Magister B. hat gewiß die Güte uns zu begleiten wenn wir gehen."

Mit dieser Anordnung waren alle Contrahenten zufrieden. Und nachdem Henning also feierlich zum Beschüzer der beiden Damen ernannt worden, betrachtete er sich als ein erklärtes Mitglied der Familie, trug seinen Kopf um einige Zoll höher als sonst, und wagte es Aurora mit Du anzureden, so daß die Mutter es hörte.

„Was soll das heißen?" sagte die Patronin scherzend und mit dem Finger drohend.

„Habe ich irgendwie das Unglück gehabt Sie zu erzürnen?"

„Sie sagen ja Du zu meiner Tochter? Das lautet sehr vertraulich."

„Aber das hört ja auch bloß ihre Mutter."

„Bloß ich? . . . Ich glaubte daß Liebhaber sonst hauptsächlich vor den Müttern ihr Geheimniß zu bewahren suchen."

„Vor Müttern wie Aurora sie besizt nicht."

„Ah so, Sie vertrauen auf meine Güte. Aber ich muß Ihnen sagen daß einige Zeit erforderlich ist bis ich mich an die neue Ordnung der Dinge gewöhnen kann."

„Aber Sie haben doch diese neue Ordnung der Dinge ein für allemal gutgeheißen."

„Wie so?"

„Zuerst haben Sie mir Ihr Versprechen gegeben."

„Und hernach?"

„Dadurch daß Sie mich zu Ihrem und Ihrer Tochter Ritter für heute Abend ernannten. Ein solcher Vertrauensposten . . ."

„Beweist nichts."

„Unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht, wohl aber jezt."

„Wahrlich ich weiß nicht wie Sie es anfangen um mich von Allem zu überzeugen was Sie nur wollen. Wer hätte gestern Mittag, als wir mit dem Dampfschiff hier ankamen, das geglaubt? Es kommt mir wie ein Traum vor. Es ist ja kaum ein Tag daß Aurora noch für einen andern Gatten bestimmt war."

„Sie geben also zu daß sie jezt für mich bestimmt ist?"

„Wie Sie die Leute mit Ihren Fragen quälen können! So warten Sie doch wenigstens bis morgen."

„Ich werde wohl müssen."

„Gut, so lassen Sie diese kizliche Sache jezt sein und suchen Sie uns mit etwas Anderem zu amüsiren."

Henning that sein Bestes um die beiden Damen mit Anecdoten und Sticheleien über die tanzenden Paare zu unterhalten, bis Victor sich dem Trio näherte.

Victor verbeugte sich tief vor seiner Tante.

„Haben Sie mir meine große Versäumniß von heute früh jezt verziehen?"

„Was meinst Du?"

„Die Billete."

„Die Billete?" sagte die Patronin langsam, wie wenn sie sich zu erinnern suchte um was es sich handle. „Ah ich verstehe, Du meinst die Billete in die Kirche."

„Ja gewiß. Es freut mich daß Sie es bereits vergessen haben, Tante."

„Nein ich erinnere mich jezt daß Du mir weiße Billete gabst. Das war recht lächerlich."

Victor sah zermalmt aus.

„Glücklicher Weise war Magister B— so artig mir einen passenden Plaz zu verschaffen."

„Das war ein Glück, und ich bin ihm großen Dank schuldig daß er meine Versäumniß abermals gutmachte."

„Ei wie artig Du jezt bist!“

„Meine gute Tante, zermalmen Sie mich doch nicht gänzlich. Ich bin bereits genug bestraft für meine Fehler. Sie können mir doch nicht in alle Ewigkeit grollen wollen.“

„Nun so muß ich Dir wohl verzeihen?“

„Und Du, Aurora?“

„Ich habe Dir Nichts vorzuwerfen. Magister Henning hat Deinen Plaz zu gut ausgefüllt, als daß ich Dir vorwerfen könnte daß Du uns vernachläßigt hast.“

„Aber wo ist mein Schwager?“ fragte die Patronin.

„Er leistet Hennings Mutter und Schwester Gesellschaft am andern Ende des Saales.“

„Vielleicht,“ sagte Aurora lachend, „ersezt er seinerseits den Magister.“

Die drei jungen Leute tauschten einen Blick geheimen Einverständnisses.

„Frau B. ist noch einnehmend,“ sagte die Patronin, die ihre Tochter mißverstand. „Denkt euch nur wenn mein Schwager in seinen alten Tagen noch auf Freiersfüßen ginge!“

Dieser Einfall, der ganz unerwartet kam und sich vom Standpunkt der Patronin mit einigem Grund rechtfertigen ließ, kam Victor so lächerlich vor, daß er unwillkürlich lachen mußte.

Die Patronin stimmte sogleich ein und Henning und Aurora machten mit.

Während dieser allgemeinen Heiterkeit erschien der Major.

Die Patronin, die jezt auf seine Kosten gelacht zu haben glaubte, wollte ihm nicht länger grollen. Sie empfing ihn also freundlich.

„Weißt Du auch was man von Dir sagt, lieber Schwager?“ begann sie, als die üblichen Fragen über Wohlbefinden und dergleichen beantwortet waren.

„Nein, das weiß ich wahrlich nicht.“

„Man behauptet, Du seiest ein großer Courschneider.“

„Und wem soll ich die Cour schneiden?"

„Der Frau B—," flüsterte die Patronin.

Der Major lachte.

„Warum nicht eben so gut ihrer Tochter? Das käme der Wahrheit näher."

„Was sagst Du? Gestehst Du daß Du dem Fräulein B. den Hof machst?"

„Ja, aber nicht auf eigene Rechnung."

„Für wen denn?"

„Das sollst Du morgen, wenn nicht schon früher, auf dem Dampfboot erfahren."

„Du fährst also auch nach Stockholm?"

„Ja, um zwölf."

„Und dann?"

„Natürlich nach Hause; ich bin nicht an lange Ausflüge gewöhnt."

„Darum benüzest Du auch diejenigen die Du einmal machst um so besser."

„Dank für das Compliment, liebe Schwägerin . . . Aber wo ist mein Bruder?"

„Er ist heimgegangen um seinen Mittagsschlaf zu machen, wofern er sich nicht schon im Ernst gelegt hat."

„Das ist ärgerlich. Ich hätte ihn gerne treffen mögen um . . ."

„Nun sprich Dich aus!"

„Um mich mit ihm zu versöhnen. Wir schieden heute Mittag nicht ganz als gute Freunde. Aber ich muß jezt zu meinen Damen zurückkehren."

Major Strömberg ging und mit ihm sein Sohn, nachdem er vorher eine unendlich ehrfurchtsvolle Verbeugung vor seiner Tante gemacht hatte.

Somit war die Versöhnung bewerkstelligt und Alles stand auf bestem Fuße.

N. S. Nach zuverläßigen Berichten soll die Doppelhochzeit an künftigen Weihnachten bei Frau B. gefeiert werden.

Es wird behauptet daß die Bräute die Magisterkränze ihrer Bräutigame benüzen werden, und daß die Patronin die Hochzeit ihrer Tochter durch ein glänzendes und pomphaftes Fest zu feiern gedenke, als Ersaz dafür daß sie um des lieben Familienfriedens willen ihrem Schwager nachgeben mußte, der bei dieser Gelegenheit die Einfachheit im Hause seiner neuen Verwandten der Pracht und Eitelkeit im brüderlichen Hause vorzieht.

Ein Original.

„Es geht mit uns Menschenkindern hier im Leben wie mit den Musiknoten: die leeren Köpfe gelten am meisten."

Dieses für Jedermann wer darauf Anspruch macht keinen ganz leeren Kopf zu haben höchst betrübende Dictum wurde von einer zitternden Stimme ausgesprochen, als ich eines Abends in einen Weinkeller der Stadt trat.

Gewöhnlich hört man in einem Keller keine so misanthropische Aeußerungen. Ich betrachtete also neugierig den Redner.

Er mochte ein Fünfziger sein. Seine edlen Züge, seine hohe, Intelligenz verkündende Stirne und seine grauen Locken würden ihm ein ehrwürdiges Aussehen gegeben haben, wenn nicht die blinzelnden Augen und das cynische Lächeln um die dünnen Lippen, im Verein mit einem Anzug der Alles, nur keine Hochachtung gebot, dagegen gesprochen hätten.

Eine Kappe von grünem Sommerwollzeug bedeckte seinen Kopf. Seinen Leib hatte er in eine Art von Paletot aus einem weißgewesenen Sommerstoff gehüllt; im Uebrigen bedurfte es in Wahrheit eines scharfen und geübten Blickes um unter den bunten Flecken von Tinte, Oel, verschiedenen Saucen u. dgl. die ihn jezt schmückten, die ursprüngliche Farbe herauszufinden. So viel ist gewiß daß beinahe jeder Farbenton darauf vertreten war.

Der Eigenthümer dieses traurigen Kleidungsstückes saß mit

der Pfeife im Mund und einem riesigen Toddyglas in der Hand an einem Tischchen in der Ecke des Zimmers. Die Phrase die er bei meiner Ankunft zum Besten gab, war vermuthlich ein Bruchstück aus einem Monolog, wenigstens wurde sie von keinem der Gäste beantwortet.

„Ama tamquam osurus“ (Liebe wie wenn Du dereinst hassen würdest), sagte der Mann nach einer kurzen Weile und ohne scheinbare Veranlassung.

Ich sah verwundert einen in meiner Nähe sizenden ehrsamen Bürgersmann an. Dieser zuckte bloß die Achsel.

„E pazzia lo sperar nell' avvenire,“ sagte der Misanthrop und nahm einen Schluck aus dem Toddyglas.

Diese unheimliche Behauptung brachte jedoch keine merkliche Veränderung in der Zufriedenheit der andern Kunden hervor. Mein Nachbar, der ehrsame Bürgersmann, begnügte sich damit daß er noch ein Beefsteak und noch eine halbe Flasche bayrisches Bier verlangte, als wollte er zu verstehen geben daß man, wenn es eine Narrheit sei auf die Zukunft zu hoffen, um so mehr Ursache habe die Gegenwart zu genießen.

„Day after day man is fading“ (der Mensch nimmt mit jedem Tage ab), bemerkte der Polyglott.

„Wer ist der Herr?“ fragte ich den Wirth.

„Ein versoffener Geistlicher; er heißt Isander.“

„Mit wem spricht er?“

„Mit Niemand, und Niemand spricht mit ihm. Es ist seine Gewohnheit so dazusizen und vor sich hinzuschwazen, während er seinen Toddy trinkt.“

„Tout ce que la vie a de positif est mauvais ... tout ce qu'elle a de bon est imaginaire.“ (Alles Wirkliche im Leben ist schlecht, alles Gute besteht nur in der Einbildung.)

So sprach der Polyglott und Misanthrop Pastor Isander, indem er seinen Toddy leerte. Sodann stand er auf, schüttelte sich und machte Anstalt zu gehen.

Inzwischen wollte ich die Gelegenheit eine so originelle Persönlichkeit zu studiren nicht vorübergehen lassen.

„Darf ich so frei sein Ihnen ein Glas Punsch anzubieten, Herr Isander?“ sagte ich mit einer höflichen Verbeugung.

„Ja, das dürfen Sie,“ antwortete Isander ganz ruhig und sank auf seinen Stuhl zurück.

Der Kellner brachte uns eine Flasche und einige große Gläser.

„Nusquam tuta fides“ (Nirgends ist sichere Treue), sagte ich die Gläser füllend. Ich sprach diese Phrase ohne alle Affectation, ganz einfach, wie wenn ich etwa vom Wetter gesprochen hätte.

Dieß machte auch einen vortheilhaften Eindruck auf meinen neuen Bekannten.

Er leerte sein Glas auf einen Zug und fragte dann ganz plözlich:

„Wie heißen Sie?“

Ich nannte meinen Namen.

„Ah so, Sie sind der Herr der . . .“

„Ganz richtig,“ sagte ich unterbrechend, da ich nicht die Absicht hatte von mir selbst zu sprechen.

Ich füllte Isanders Glas und suchte das Gespräch auf ihn selbst und sein Leben zu leiten. Im Anfang war er ziemlich zurückhaltend, aber er wurde immer gesprächiger, je näher wir auf den Grund der Flasche kamen.

Es währte lange bis er von sich selbst sprechen wollte, sonst aber äußerte er sich ohne affectirte Blödigkeit über alle Gegenstände auf die ich zu sprechen kam. Seine Ansichten waren gewöhnlich schief, immer einseitig, aber er trug sie mit einer kräftigen und überzeugenden Wärme vor. Im Allgemeinen schien er zu den skeptischen Philosophen des 18. Jahrhunderts zu gehören.

Inzwischen wurde er, als ich noch eine Flasche Punsch bestellt hatte, etwas gesprächiger in Betreff seines eigenen Lebens.

„Wenn Sie es wünschen,“ sagte er ganz kurz, „so will ich Ihnen eine Episode aus meiner Geschichte erzählen.“

„Es würde mich sehr interessiren.“

„Nun so beginne ich sogleich.“

Und Isander begann wirklich; aber sein Vortrag war etwas weitschweifig, und da er mitunter lange Pausen machte um seine Pfeife zu stopfen und anzuzünden, so war er um zwölf Uhr noch nicht fertig.

„Ich will den Rest ein ander Mal erzählen,“ sagte er, als wir von einander schieden.

Nachdem ich bezahlt und eine Cigarre angezündet hatte, wanderte ich nach Hause. Da ich nicht schläfrig war, sezte ich mich an meinen Schreibtisch und brachte das Gehörte, wenn nicht wortgetreu, doch übereinstimmend mit Isanders mündlicher Erzählung, zu Papier.

Meine Version lautet wie folgt und führt den Titel:

Ein nutzloses Opfer.

1.

Es handelt sich um keine Liebesheirath.

In einen schönen persischen Morgenrock eingehüllt, saß Graf Hägerstjerna auf dem schwellenden, elastischen Sopha in seinem Schlafzimmer. Die Zofe der Gräfin, die 26jährige, aber vollkommen gut conservirte Charlotte bereitete die Morgenchocolade des Grafen, eine Beschäftigung welche sie jedoch keineswegs hinderte den Bemerkungen ihres Herrn die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken.

„Wie gesagt, liebe Charlotte, es ist jezt Zeit an Deine Zukunft zu denken.“

„Ach ich bin doch noch nicht so schrecklich alt, sollte ich meinen,“ antwortete die Zofe in ziemlich schnippischem Tone.

„Das will ich auch nicht sagen, aber doch näherst Du Dich den Dreißig.“

„Ich bitte um Entschuldigung; ich bin erst etliche und zwanzig Jahre alt.“

„Hm, es sind jezt zehn Jahre daß du hieher kamst, und damals hattest Du wenigstens sechzehn Jahre.“

„Was Sie für ein gutes Gedächtniß haben, Herr Graf!“

„Doch wir kommen vom Ziele ab. Du weißt daß die Pfarrei in L— vacant ist, und daß es nur von mir abhängt welcher der Candidaten sie erhält.“

„Was geht das mich an?“

„Warte nur. Was würdest Du dazu sagen wenn man Dich als ehrwürdige Frau Pfarrerin titulirte?“

„Ah, auf diese Art . . . das wäre gar nicht übel; aber wie wollen Sie es anstellen, Herr Graf?“

„Laß nur mich für die Sache sorgen. Deine Einwilligung habe ich also?“

„Ja und meinen ewigen Dank.“

„Befindet sich unter den Candidaten einer den Du vorziehen würdest?“

„Ich kenne sie gar nicht; überdieß darf ich es gerade nicht so genau nehmen.“

„Ganz richtig,“ sagte der Graf lächelnd und warf einen ungenirten Blick auf die Gestalt der Soubrette; „es handelt sich um keine Liebesheirath . . . Gib mir meine Chocolade, liebe Charlotte.“

2.

Eine Bedingung ist jedoch damit verbunden.

Es hatte so eben zwölf Uhr geschlagen als ein Bedienter in das Cabinet des Grafen trat und den Magister Isander anmeldete.

Der Magister war ein hochgewachsener, stattlicher Mann, der noch nicht lang die Dreißiger überschritten haben konnte. Seine hübschen männlichen Züge, seine schöngewölbte Stirne, die ein Phrenolog mit dem größten Vergnügen betrachtet haben würde, seine dunkeln, scharfen, gebietenden Augen und die energische Würde in seiner Haltung imponirten Jedem auf den ersten Blick; um so auffallender mußte es erscheinen wenn man ihn in der nichts weniger als imposanten Rolle eines Bittstellers auftreten sah.

Auch lag ein Ausdruck von Schwermuth und mühsam bekämpftem Stolze auf dem Gesichte des jungen Geistlichen, das sonst durch Entbehrungen, Nachtwachen und Seelenleiden gebleicht war, jezt aber von einer Röthe der Scham leicht gefärbt wurde.

Nachdem die ersten förmlichen Complimente und andere mehr oder weniger bedeutungsvolle Phrasen hervorgebracht waren, ging Isander zur Sache über und begann seine Vorzüge herzuzählen . . . Graf Hägerstjerna zeigte sich außerordentlich gnädig und theilnehmend.

„Dürfte ich also auf des Herrn Grafen geneigten Einfluß in dieser für mich so wichtigen Sache zu hoffen wagen?“

„Hm,“ antwortete der Graf, welcher meinte daß der junge Geistliche gar zu viel Eilfertigkeit zeige; „hm! ich werde wenigstens a n d i e S a c h e d e n k e n.“

Diese ausweichende Antwort und der eiskalte Ton womit sie gegeben wurde, war keineswegs geeignet dem Bittsteller besonders schwindelnde Hoffnungen einzuflößen. Er versezte daher niedergeschlagen:

„Dann dürfte es wohl das Beste sein wenn ich nicht mehr daran dächte.“

Der Einfall gefiel dem Grafen der ein Freund von guten Scherzen war.

„So,“ sagte er lächelnd, „will ich meine Worte nicht gedeutet wissen. Wenn ich an die Sache zu denken versprach, so war es mir vollkommen Ernst damit. Sie können versichert sein daß ich mein Möglichstes für Sie thun werde. Eine Bedingung ist jedoch damit verbunden.“

„Und diese lautet?“

„Sie sind unverheirathet?“

„Ja,“ sagte Isander mit einem leichten Seufzer.

„Aber ein Landgeistlicher muß verheirathet sein.“

„Da haben Sie Recht, Herr Graf,“ antwortete Isander etwas heiterer; „aber ich bin unbemittelt und verspüre wenig Beruf zum Ehestand. Meine alte Mutter, von welcher ich mich nie trennen werde, könnte die Haushaltung versehen.“

„Das glaube ich nicht,“ antwortete Hägerstjerna kalt. „Ueberdieß könnte ich Ihnen eine recht hübsche Partie vorschlagen. Die Kammerjungfer meiner Gemahlin, Charlotte M—, sieht noch ganz gut aus und hat auch einiges Geld. Sie würde gewiß passen . . .“

„Ich fürchte das Gegentheil,“ sagte der Bittsteller mit einer von unterdrücktem Verdruß zitternden Stimme.

„Das sollte mir um Ihrer selbst willen Leid thun, Herr Magister, denn nur Charlottens künftigem Manne kann ich die Pfarrei versprechen.“

„Ah!“

„Sie verstehen mich?“

„Nur allzu gut.“

Magister Isander bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und trocknete eine bittere Thräne verlezten Selbstgefühls.

„Was beschließen Sie?“

„Herr Graf," erwiederte der Geistliche, „wollen Sie mir einen Tag Bedenkzeit schenken?"

„Recht gern."

3.

Kann ich meine Mutter vor Mangel verkommen sehen?

In einem elenden Bette in Isanders ärmlicher Wohnung lag seine Mutter, kämpfend gegen Krankheit, Armuth und Verzweiflung, die vereint auf sie einstürmten.

Zu ihren Häupten saß der junge Geistliche in tiefe und, wie man aus seinen verzerrten Zügen sah, höchst schmerzliche Gedanken versenkt.

Seine Mutter hatte soeben etwas Wein zu ihrem Wasser gewünscht, und er hatte ihr keinen verschaffen können. Es war November und das Zimmer war beinahe ungeheizt. Das Quartal war noch nicht bezahlt, und der Wirth verlangte sein Geld oder Auszug. Es fehlte an tausenderlei Dingen die für eine Haushaltung, besonders wenn eine kranke Person sich dabei befindet, nothwendig sind, und Isander hatte das Geld zu den nöthigen Aufkäufen nicht anschaffen können.

„Wo bist Du, mein Ernst?" fragte die Mutter mit schwacher Stimme, und ihre trüben Augen suchten nach dem Sohne.

„Hier, liebe Mutter," antwortete Isander und ergriff ihre Hand.

„Ich fühle mich jezt etwas besser. Erzähle mir wie es Dir gegangen ist."

„Wie Du weißt, machte ich meinen Besuch bei dem Grafen Hägerstjerna, der das Patronatsrecht in dieser Gemeinde hat. Er empfing mich sehr freundlich."

„Ach ganz gewiß beginnt das Glück uns wieder zu wollen."

„Vielleicht," sagte Isander mit einem bittern Lächeln. „Der

Graf war sehr gütig gegen mich: er versprach mir nicht bloß seinen Einfluß für die Pfarrei, sondern er will mir noch eine Frau verschaffen."

„Was soll das heißen?"

„Er wünscht daß der künftige Pfarrer in L— verheirathet sei."

„Armer Ernst, und Deine noch nicht begrabene Jugendliebe . . ."

„An diese kann ich nicht denken. Der Graf bietet mir Mamsell Charlotte, die Kammerjungfer seiner Gemahlin, an."

„Aber Du kennst sie ja gar nicht."

„Was thut das? Ich werde sie schon nach der Hochzeit kennen lernen, wenn Etwas aus der Sache wird. Ueberdieß ist mein Herz kalt und ich werde kein Weib mehr lieben. Wenn ich nur nicht etwas Anderes fürchtete!"

„Was denn?"

„O nichts Bestimmtes gerade. Sei frohen Muthes, Mutter; wir werden wieder glücklich werden."

„Du nimmst also den Vorschlag des Grafen an?"

„Was will ich machen? Kann ich meine Mutter vor Mangel verkommen sehen?"

„O Kind, Du darfst meinetwegen kein Opfer bringen."

„Sprich Nichts mehr, Mama. Was wissen wir Menschen? Vielleicht wird diese aus den Wolken fallende Frau eine Himmelsgabe."

„Gott segne Dich, mein Sohn! Mögest Du glücklich werden! Aber verlaß mich jezt . . . ich will ein wenig zu schlafen suchen."

Als Isander allein in seinem eigenen Stübchen war, begann er auf- und abzugehen.

„Ich muß mich opfern," sagte er leise vor sich hin. „Ich werde meinen Trost im Wohlthun und in dem Bewußtsein finden meine Mutter gerettet zu haben."

Nachdem ich so weit in der Geschichte gekommen war, entkleidete ich mich, löschte mein Licht und legte mich schlafen.

Es war kaum sechs Uhr als ich bei einem schrecklichen Getöse vor meiner Thüre erwachte.

„Der Herr liegt noch," hörte ich meine Aufwärterin sagen.

„Das macht Nichts," antwortete eine grobe Stimme.

„Aber er schläft gewiß."

„Ich will ihn schon wecken."

„Aber es geht nicht an."

„O das wird sich schon zeigen."

Und nun hörte ich wie die Aufwärterin weggeschoben und die Thüre geöffnet wurde.

Ich erkannte meinen Bekannten von gestern, Ernst Isander. Sein gegenwärtiges Aussehen bildete einen unangenehmen und betrübenden Contrast gegen meine obige Schilderung seiner edlen Züge, als er noch keine andere Bitterkeit kannte als diejenige die von den Bekümmernissen und Entsagungen der Armuth herkommt.

„Guten Morgen, Herr *," sagte er.

Gähnend stammelte ich ein Paar Worte.

Isander sezte sich ungenirt an meinen Schreibtisch und betrachtete den noch daliegenden Entwurf.

„Ah so! Ich sehe, Sie haben bereits angefangen meine Geschichte zu romantisiren. Das ist ein kühnes Unternehmen, da Sie die Auflösung noch nicht wissen."

„Ich kann sie errathen," sagte ich und warf einen Blick auf den bunten Paletot.

„Sie haben Recht. Uebrigens ist der Schluß nicht werth daß er aufgezeichnet wird."

„Erzählen Sie ihn dennoch."

„Meinetwegen... ich heirathete Mamsell Charlotte und bekam die Pfarrei, Alles natürlich meiner Mutter zu liebe. Sie hatte jedoch keinen Vortheil davon. Sie starb einen Monat nach der Hochzeit."

„Also ein nuzloses Opfer?“

„Ganz und gar.“

„Aber sie starb doch in der Ueberzeugung daß für Ihre Zukunft gesorgt sei? Sie konnte also ruhig, ja glücklich sterben?“

„Glauben Sie das? Vor ihrem Ende war sie noch von dem früheren Leben meiner zärtlichen Gattin unterrichtet worden. Sie hatte den Grafen Hägerstjerna und Charlotte bei einer Zusammenkunft überrascht, und just in Folge eines dadurch herbeigeführten stürmischen Auftrittes starb sie.“

„Schrecklich ... und dann ...“

„Dann lebten ich und Charlotte wie Hund und Kaze. Sie betrog mich und ich prügelte sie. Um mich über den Verlust meines häuslichen Glückes zu trösten, verlegte ich mich aufs Trinken, compromittirte meine geistliche Würde und verlor mein Amt.“

„Und jezt?“

„Jezt bin ich Misanthrop ... Aber ich kam aus einem wichtigeren Grunde hieher als um von mir selbst und meinen Abenteuern zu schwazen ... Können Sie mir einige Thaler borgen?“

„Wie viel?“

Er nannte eine unbedeutende Summe. Ich gab sie ihm.

Nach einer kurzen Weile verabschiedete er sich, nachdem er mir gesagt hatte daß er jeden Abend in dem Keller zu finden sei wo ich ihn zuerst gesehen.

Es verfloßen zwei Monate in deren Verlauf ich über Geschäften meine eigenthümliche Bekanntschaft gänzlich vergaß. Aber eines Abends, als ich auf einer Promenade an seinem Lieblingsaufenthalt vorbeikam, beschloß ich ihn aufzusuchen.

Ich trat ein und schaute mich um, entdeckte ihn aber nicht.

„Ist Herr Isander heute Abend nicht hier?“ fragte ich den Kellner.

„Der Pfarrer?“

„Ja."

„Nein," antwortete der Kellner langsam und, wie es schien, verwundert.

„Er war doch in der lezten Zeit hier?"

„Ei, wissen Sie denn nicht daß er gestorben ist?"

„Ist Isander gestorben?"

„Ja gewiß, vor etwa vierzehn Tagen. Aber vielleicht sind Sie Herr N.?"

„Ja," antwortete ich.

„Dann glaube ich bestimmt daß der Wirth einen Brief für Sie hat."

Ich suchte ihn sogleich auf.

„Haben Sie einen Brief für mich, Herr Wirth?"

„Ja, von Isander . . . der arme Kerl!"

„Aber wie starb er? Lag er lange krank?"

„Ach nein, denken Sie sich nur, er sizt eines Abends hier, frisch und gesund wie Sie und ich, das Toddyglas vor sich. Nach einer Zeit kam das Abendblatt und der Kellner gab es ihm. Aber kaum hatte er ein Paar Secunden hineingeschaut, so stieß er einen Schrei aus und fiel rücklings vom Stuhl. Er hatte einen Schlag bekommen."

„Stand vielleicht Etwas in der Zeitung was ihn so aufregte?"

„Ich weiß es nicht."

„Welchen Tag war es?"

„Donnerstag, den 17. September."

„Kann ich die Abendzeitung von diesem Tage sehen?"

Der Wirth suchte die fragliche Nummer unter einem Haufen alter Zeitungen. Ich begann sie aufmerksam durchzulesen und fand bald was ich suchte. Unter den Getrauten in der Provinz kamen Graf Hägerstjerna, der einige Jahre vorher Wittwer geworden, und Louise D— vor. Leztere war Isanders Jugendflamme, welcher er wegen ihrer Armuth hatte entsagen müssen.

Ein sonderbarer Zufall schien Hägerstjerna zu Isanders bösem Genius bestimmt zu haben.

„Nun, bekommen Sie einen Aufschluß, Herr?“ fragte mich der Wirth.

„Nein. Aber haben Sie die Güte und fahren Sie fort.“

„Ich ließ Isander nach Hause tragen und verschaffte ihm einen Doctor. Am folgenden Tag schickte ich hin und ließ nach seinem Befinden fragen. Er schien etwas besser zu sein, ebenso am Freitag und Samstag. Aber als ich am Sonntag mir selbst Zeit nahm ihn zu besuchen, war er sehr schlecht. Der Doctor sagte, er habe sich durch Schreiben zu sehr ermüdet. Er selbst hatte keine Hoffnung mehr, sondern war überzeugt daß er sterben müsse. Ehe ich ging, gab er mir diesen Brief mit der Bitte ihn Ihnen zu übergeben, im Fall Sie nach ihm fragen würden, im andern Fall ihn aber zu verbrennen. Am Montag starb er.“

Ich empfing den Brief, dankte dem Wirth und ging in einer ganz düstern Stimmung nach Hause.

Das Schreiben lautete wie folgt:

„Herr N.

Da ich mich todkrank fühle und Ihnen auf keine andere Art meine Dankbarkeit beweisen zu können glaube, so will ich Ihnen, soweit meine Kräfte es gestatten, den Rest meines Lebens zu erzählen versuchen.

Ich war von meiner Pfarrei entsezt worden, meine Frau war mir bald darauf davon gelaufen ... Nichts hielt mich zurück. Ich versilberte mein kleines Vermögen und zog nach Stockholm, wo es mir gelang in einer Privatschule eine Anstellung zu erhalten.

Eines Abends saß ich allein bei einem Glas Punsch im Stromparterre, als meine Aufmerksamkeit auf ein Gespräch gelenkt wurde das zwei in einiger Entfernung von mir sizende Herren führten.

Der eine war Q—, der bekannte Redacteur des conservativen Krebses; in dem andern erkannte ich den Grafen Hägerstjerna, der vor Kurzem Wittwer geworden war und sich, um Trost zu suchen, auf die Politik geworfen hatte.

Die beiden Herren führten auch ein politisches Gespräch, und Hägerstjerna hielt eine lange und breite Rede welche Q— mit einem spöttischen Lächeln anhörte, nicht als ob er die Ansicht des Grafen nicht getheilt hätte, sondern weil dieser sie ganz roh und weitschweifig vortrug und mit den barokſten, gar nicht dazu gehörigen Gründen unterstüzte.

„Wie Schade," sagte Q—, „daß Sie Ihre geniale Auffassung dieser Lebensfrage für den Staat nicht veröffentlichen wollen, Herr Graf. Es wäre ein unschäzbarer Vortheil für unsere gemeinschaftliche Sache."

„Ei," sagte der Graf mit einem selbstzufriedenen Lächeln, „glauben Sie das wirklich? Ist das Ihre Ansicht?"

„Auf meine Ehre!"

Der Graf seufzte.

„Ich fürchte," sagte er nach einer kurzen Pause, „daß meine Unerfahrenheit in der Zeitungssprache mich gar zu sehr geniren würde. Ueberdieß dürfte mir meine Stellung in der Gesellschaft kaum erlauben mich den frechen persönlichen Angriffen der Rabulisten auf einem Felde auszusezen wo ich ihnen nicht mit gleichen Waffen begegnen kann."

„Vielleicht haben Sie Recht. Es ist möglich daß im Drucke Etwas von dem genialen Feuer und der überzeugenden Kraft verloren ginge die Ihrem mündlichen Vortrag innewohnen."

Graf Hägerstjerna drückte entzückt und geschmeichelt seinem Freunde die Hand und bestellte Champagner. Darauf nahm das Gespräch eine andere Wendung. Ich ging in tiefe Gedanken versunken nach Hause. Das Gespräch das ich so eben angehört, hatte mir einen Plan eingegeben mich an dem Grafen zu rächen. Ich kannte aus alter Zeit seine Eitelkeit mit einer politischen

Bildung prunken zu wollen die ihm gänzlich abging. Darauf baute ich.

Ich schrieb sogleich einen conservativen Artikel, worin ich den zwischen O— und Hägerstjerna besprochenen Gegenstand behandelte und die Argumente des Grafen aufs Beste herauspuzte. Ich unterzeichnete den Artikel mit H—a und schickte ihn an O—.

Mit brennender Neugierde erwartete ich die nächste Nummer des Krebses. Sie enthielt meinen Artikel nebst einigen Worten, worin die Redaction sich mit den darin enthaltenen Ansichten vollkommen einverstanden erklärte.

Aufgemuntert durch diesen Erfolg, schickte ich dem Radicalen, einem liberalen Blatt das im beständigen Krieg mit dem Krebse lag, eine ziemlich matte Critik meines eigenen Artikels zu. Dießmal unterzeichnete ich J.

Darauf schickte ich dem Krebs eine Antwort auf die Critik, worin ich mein ganzes dialectisches Talent niederlegte, obschon, da die Sache faul war, ein Unparteiischer leicht die Hohlheit des Räsonnements finden konnte.

Dieser Artikel wurde nicht nur in den Krebs aufgenommen, sondern auch von den meisten conservativen Blättern abgedruckt. Man war allgemein begierig wer der Verfasser sein möchte.

Jezt war ich mit meinen Vorbereitungsmaßregeln zu Ende. Tags darauf suchte ich den Grafen Hägerstjerna in seiner Wohnung in der Königinstraße auf.

Er schien etwas unruhig als ich kam.

„Herr Graf," sagte ich, „ich habe eine alte Rechnung mit Ihnen abzumachen."

„Sie können doch wegen der alten Geschichte keinen Groll mehr auf mich haben. Es lag ja in Ihrer eigenen Wahl ob Sie Charlotte heirathen wollten oder nicht."

„Sie haben Recht, Herr Graf. Auch ist die Rechnung nicht so alt."

„Was meinen Sie denn für eine Rechnung?"

„Diese hier," sagte ich, indem ich einen Wisch vorzeigte der nur Folgendes enthielt:

Herr Graf Hägerstjerna	Schuldet	
	Rthlr.	Sch.
Juli 22. Für Abschrift eines Aufsazes über 2c. . . .	1	24
— 26. dtto. dtto. . . .	1	36
Summe . . .	3	12
Stockholm, den 30. Juli 18 . .		
Ernst Georg Isander.		

Der Graf betrachtete dieses Papier einige Augenblicke mit sichtlicher Verwunderung. Endlich schien ihm ein Licht aufzugehen.

„Ich begreife was Sie meinen," sagte er. „Aber Sie haben Ihre Abschrift zu gering angeschlagen. Sehen Sie hier . . ."

Er reichte mir einige Zettel von je zehn Reichsthalern. Er glaubte ich sei in Noth und habe eine etwas originellere Art zu betteln angewandt.

„Nein, Herr Graf, Sie kommen mir nicht so billig weg."

„Was wollen Sie denn?" fragte er ungeduldig.

„Ich verlange zweihundert Reichsthaler um Sie zu quittiren."

„Sind Sie verrückt?"

„Nein, aber ich war nahe daran es zu werden. Doch es lohnt sich nicht der Mühe davon zu reden . . . Haben Sie die beiden eingesandten Artikel im Krebs gelesen, die mit H—a unterzeichnet waren?"

„Ja," sagte der Graf und wurde aufmerksam.

„Und wissen Sie wer der Verfasser ist?"

„Nein."

„Ich."

„Sie?"

„Ja ich. Aber da Sie mit dem ersten und lezten Buchstaben Ihres Namens unterzeichnet sind, so verlangt die Billigkeit daß Sie, auf den man bereits gerathen hat, auch später als Verfasser gelten. Und um gewiß zu sein daß der wirkliche Verfasser sein Recht nicht reclamirt, brauchen Sie mir bloß diese Quittung da abzukaufen, worin ich bekenne daß ich die Artikel bloß für Sie abgeschrieben habe."

Jezt begriff der Graf meinen Vorschlag und nahm ihn nach kurzem Parlamentiren an. Ich erhielt meine zweihundert Reichsthaler gegen Uebergabe der Quittung, nachdem ich zuvor feierlich mein Wort gegeben den wahren Sachverhalt niemals bekannt machen zu wollen.

Einige Tage später enthielt die Postzeitung in fetter Schrift folgende Notiz:

„Der Verfasser der beiden verdienstvollen eingesandten Artikel im Krebs soll glaubwürdigen Mittheilungen zu Folge Graf Hägerstjerna sein."

Die Notiz wurde in den meisten andern Blättern abgedruckt.

Inzwischen war ich ununterbrochen mit einer gründlichen Widerlegung der beiden Artikel beschäftigt gewesen. Da ich sie selbst verfaßt hatte, so konnte ich klar und sieghaft alle fehlerhaften Angaben, Scheingründe und schiefe Ansichten die ich absichtlich hineingebracht, aber in pompöse Phrasen gehüllt hatte, hervorheben.

Ich schickte den Artikel in den Radicalen. Er hatte die ganze beabsichtigte Wirkung, denn durch gründliche Beweisführung, vereint mit scharfer Satyre, brachte er sowohl die Unparteiischen als die Lacher auf die Seite des Radicalen. Der

Graf suchte zu antworten, aber da er des Gegenstandes unkundig, wie auch nicht einmal einer reinen und klaren Sprache mächtig war, so machte er jämmerlich Fiasco; er bereute jezt daß er sich von seiner Eitelkeit hatte verführen lassen mit der Verfasserschaft der beiden unglückseligen Artikel zu prahlen, reiste auf sein Gut zurück und sagte der politischen Laufbahn auf immer Valet.

Zuvor hatte er jedoch, da er sich wohl erinnerte daß ich die Grundursache seines Aergers war, obschon er keineswegs Alles ahnte, den Rector der Schule bei welcher ich angestellt war veranlaßt mir den Abschied zu geben.

Es gelang ihm indessen nicht mir dadurch zu schaden. Im Gegentheil warf ich mich jezt auf die Literatur und erhielt aus leicht begreiflichen Gründen eine Anstellung bei der Redaction des Radicalen.

So wurde ich mit einer Menge von Zeitungsschreibern und Schriftstellern bekannt, einer Menschenclasse unter welcher es nach Thackerays Behauptung keine Knoten geben soll.

Nach den Erfahrungen die ich selbst mit meinen Collegen machte, begreife ich nicht wie Thackeray in seiner Blindheit so weit gehen mochte.

Gibt es denn eine Menschenclasse die reicher an Knoten ist als die Literaten? Und dennoch kennt er sie nicht ... Er verläugnet seine Brüder ... er hat sie nicht gesehen, diese Ritter vom blizenden Wort, die einander mit den Waffen der Empfindlichkeit und Kleinlichkeit bekriegen.

Aber ich gerathe auf Abwege.

Ich war bei der Redaction des Radicalen angestellt, und dieß trug mir so viel ein daß ich mit meinen einfachen Gewohnheiten nicht bloß davon leben, sondern sogar für künftige Bedürfnisse Etwas bei Seite legen konnte.

So vergingen drei Jahre; endlich aber ärgerte ich mich über die Tendenz der Zeitung, überwarf mich mit einigen Mit-

gliedern der Redaction und ließ mich von einem gewissen Ehrgeiz verleiten selbst eine neue Zeitung zu begründen, bei der ich mein ganzes Capitälchen anlegte. Ich begann von dem politischen Einfluß zu träumen den mein Blatt ohne Zweifel erhalten müßte, wie die Abonnentenzahl anwachsen, wie ich es mit jedem Jahre vergrößern würde und dgl. Aber schon nach sechs Monaten schwanden meine Selbsttäuschungen: ich bekam keine Abonnenten, mein Capital war verschlungen und ich hatte mich bedeutend in Schulden gestürzt. Um das Maß voll zu machen, wurde mir ein Preßproceß angehängt: ich verlor ihn und wurde zu einer bedeutenden Geldstrafe verurtheilt.

Jezt war ich ruinirt und mußte ein halb Jahr im Schuldthurm sizen. Als ich herauskam, erhielt ich keinen Plaz und meine alten Freunde zogen sich von mir zurück.

Zulezt bekam ich einige Kinder zu unterrichten, und habe mich mit Lectionen für 8 Schillinge die Stunde bis jezt fortgeschleppt, hoffe aber jezt bald von all diesen elenden kleinen Bekümmernissen befreit zu werden.

Ich werde immer matter und habe wenig mehr zu sagen; also — leben Sie wohl und Dank für einige lichtere Augenblicke.

E. G. Isander."

Ein armer Poet.

1.

Es gibt gewisse Scenen und Episoden die seit Olims Zeiten als so characteristisch für die betreffenden Länder gelten, daß man die größte Mühe hätte einen Roman oder eine Novelle aufzuspüren, worein nicht ein dem Lande entsprechendes Gemälde auf mehr oder weniger gelungene Art eingeflochten wäre. Ein Thiergefecht oder ein Autodafe, der Carneval oder eine leidlich conditionirte Räuberbande sind nothwendige Ingredienzien für eine nur einigermaßen passable spanische oder italienische Novelle. Sogar der erfindungsreiche Dumas hat es nicht verschmäht in seinem Grafen von Monte Christo Carneval und Banditen zu gebrauchen, wenn er den Leser nach Rom führt.

Auf gleiche Weise gibt es für Privatpersönlichkeiten gewisse so unveränderliche und feststehende Typen, daß man sie mit Recht Stereotypen nennen kann. Wer hat wohl z. B. einen überstudirten Magister oder einen armen Poeten auf mehr als eine einzige Art schildern gesehen?

Unglücklicher Weise beginnen diese interessanten Typen, wenn auch nicht aus der Welt des Romans, doch wenigstens aus der Wirklichkeit zu verschwinden; man überstudirt sich nicht mehr; dieß war nur in früheren Tagen der Brauch, und die Zahl der Musenanbeter nimmt mit jedem Jahre ab. Statt gesammelter

Gedichte werden jezt nur noch gesammelte kleinere Erzählungen angekündigt; die Poesie beginnt der Prosa Plaz zu machen. Man hat mitunter Grund zu der Hoffnung daß der arme Poet bald durch einen neuen Typus: der arme Novellist ersezt werde.

Vor kaum zwei Monaten fand sich indeß noch ein armer Poet aus der alten Schule vor. Er hieß Arved Sylven.

Eines Nachmittags saß er da und schrieb, natürlich in einem Dachstübchen und mit einem Glas Wasser neben sich. Zu seiner Schande muß jedoch bekannt werden daß kein Zweischillingslicht, im Halse seiner leeren zersprungenen Flasche steckend, auf dem Schreibtische stand. Dieß dürfte indeß dadurch erklärt werden daß es noch voller Tag war und — was noch mehr ist — daß nicht ein einziges Licht sich in Sylven's Besiz befand. Der ungewöhnliche Luxus von verschiedenen Buch reinen Schreibpapiers und mehreren ungeschnittenen Federn dürfte gleichfalls unerklärlich scheinen, wenn der Mann nicht Extraordinarius in drei oder vier Instituten wäre und als solcher Gelegenheit hätte sich die nothwendigen Materialien gratis zu verschaffen.

In diesem Augenblick scheint seine Dichterader versiegt zu sein. Er kaut an der Feder und beginnt unruhig nach der Decke hinaufzuschauen. Was schreibt er denn?

Der arme Kerl! Er dichtet eine glühende Ode an eine nur in seiner Einbildung bestehende Geliebte; er singt von Küssen und Zusammenkünften in einsamen mondbeglänzten Hainen, von wollüstigen Rendezvous an Tischen die mit leckern Früchten und edlen glühenden Weinen beladen sind. Der Unglückliche muß seine Phantasie gar zu sehr anstrengen. Was kann er von Küssen und Weinen wissen?

Ungeduldig schiebt er das erotische Gedicht weg, ergreift ein reines Blatt und beginnt eine Hymne auf die Freiheit zu schreiben: er spricht von Barricaden, von umgestürzten Thronen, von Aufklärung, von Menschenrechten, von . . .

Es klopft an die Thüre . . . vielleicht ein Haftbefehl . . . lebe wohl, schöne Freiheit!

Doch nein, es war nicht so gefährlich. Der Eintretende war ein modern gekleideter junger Herr mit faden Zügen und selbstgefälligem Lächeln um seine Lippen.

„Guten Tag, lieber Sylven," sagte er und warf sich ganz vornehm in den einzigen Stuhl, welchen der Wirth ihm überließ um sich selbst auf den Rand seines Bettes zu sezen.

„Willkommen!" sagte Sylven und sah sich verlegen in dem dürftigen Zimmer um. Es schien klar daß der Gast keiner von den alltäglichen war.

„Du möchtest wohl wissen was mich bestimmt hat Dir so ungeladen meinen ersten Besuch in Deiner Wohnung zu machen?"

„Ich kann es nicht leugnen, Bruder Vadell."

„Du sollst es hören. Ich kam erstens um Dich zu fragen ob Du nicht ausgehen und mit mir vespern wollest, und zweitens . . . doch das wollen wir bis nach dem Vespern aufsparen."

„Wenn das Vespern also eine Conditio sine qua non ist um die Hauptursache Deines Besuches zu erfahren, so muß ich es natürlich mit Dank annehmen."

Unser Poet vertauschte wirklich seinen Schlafrock mit einem Flauß, nahm Hut und Handschuh und begab sich in Begleitung seines Freundes nach dem Thiergarten.

Nachdem die Herren Vadell und Sylven verschiedene Vorbereitungstellerchen geleert, wie auch den Schnaps, die Hälfte und Terze gebührend expedirt, dazu eine oder andere warme Portion Speisen verzehrt und etliche Flaschen bayrisches Bier verschlungen, was Alles zu einer halbwegs wohlbestellten Vesper gehört, legte sich Vadell zurück um eine bequeme zur Verdauung dienende Stellung einzunehmen, und sprach:

„Wir kommen jezt zur zweiten Veranlassung meines Besuches."

Sylven sperrte Augen und Ohren auf.

„Du mußt bemerkt haben daß eine große Veränderung in meinem ganzen Wesen vorgegangen ist," fuhr Vadell fort.

Sylven nickte bejahend. Er dachte an die so eben bewiesene Freigebigkeit des Freundes.

„Weißt Du den Grund?"

„Nein."

„Ich bin verliebt."

„Ich dachte dieß wäre Dein gewöhnlicher Zustand."

„Ja, aber jezt bin ich ernstlich verliebt, d. h. in ein Frauenzimmer verliebt das ich gerne heirathen möchte."

„Nun wohl, was kann ich dabei thun?"

„Warte! Obschon ich ziemlich viel Glück beim schönen Geschlecht habe, so bin ich doch kein Günstling der Musen. Das Unglück will daß meine Schöne poetisch gestimmt ist, und da übermorgen ihr Geburtstag ist . . ."

„So soll ich Dir mit einigen Versen aushelfen?"

„Ganz richtig."

„Und in welchem Genre sollen sie sein?"

„Eine Liebeserklärung, obschon etwas verschleiert."

„Du mußt mir jedoch einige Notizen an die Hand geben."

„Sie ist eine Blondine und heißt Elise. Mehr brauchst Du vermuthlich nicht zu wissen."

„Nein das genügt. Ich will mein Bestes zu thun versuchen."

„Wann kannst Du sie fertig haben?"

„Ich werde sie Dir morgen schicken."

„Danke. Du kannst auf Gegendienste rechnen."

Die beiden jungen Männer trennten sich um heimzugehen und einen Schlaf zu genießen wie nur ein gutes Gewissen und ein tüchtiges Abendbrod ihn zu geben vermögen.

2.

Badell hatte die gewünschten Verse nebst einem Schreiben von Sylven richtig erhalten und sie, nachdem er sie zuvor mit seiner schönsten Schrift auf duftendes, rosafarbiges Seidenpapier copirt hatte, dem Gegenstand seiner Liebe überreicht.

Ein paar Minuten nachdem er sich entfernt, hatte Frau Elise P— das ihr überreichte Papier noch nicht gelesen.

Träumend saß sie in einer übermüthigen, aber einnehmenden Haltung auf dem Sopha zurückgelehnt, während ihre schönen Augen mit ziemlich gleichgiltigem Ausdruck auf dem rosafarbigen Papier hafteten das auf einem Nähtischchen neben ihr lag.

„Ich will doch sehen was er schreibt," sagte Frau Elise, indem sie gleichgiltig, beinahe mit Widerwillen, das zusammengelegte Blatt öffnete. „Gewiß ist das Ding," fügte sie hinzu, „eben so langweilig wie er selbst."

Frau Elise schien sich jedoch in diesem übereilten Urtheil getäuscht zu haben, wenigstens nach der immer deutlicher werdenden Verwunderung, ja Rührung zu schließen, die sich während des Lesens auf ihrem Gesichte kundgab.

Wie? dachte sie, indem sie das Papier zurücklegte, wie ist es wohl möglich daß der fade, eigenliebige Badell diese zugleich bescheidenen und doch blühenden Verse geschrieben hat . . . Sein Gerede besteht gewöhnlich aus abgedroschenen nichtssagenden Phrasen. Wie sollte er diese Worte gefunden haben, die so geeignet sind ein Frauenherz zu rühren?

Dabei warf sie ihre Blicke auf den Stuhl welchen Badell verlassen hatte. Auf dem Boden ganz nahe beim Fuße desselben lag ein zusammengelegtes und verrunzeltes Papier. Mit der ganzen Heftigkeit der Neugierde sprang Elise auf. Sie fand einen Brief an Badell und darin ein anderes Papier, worauf in schöner, aber für Elise unbekannter Hand dieselben Verse standen die sie so eben gelesen hatte.

Der Brief lautete wie folgt:

„Lieber Bruder!

„Hier schicke ich Dir die gewünschten Verse. Ich hoffe daß die Dame für welche Du sie bestimmst damit zufrieden sein wird, obschon sie, in Folge der mangelhaften Aufschlüsse die Du mir über den Gegenstand mittheiltest, vielleicht etwas schwebend und unbestimmt sind. Ich kann ja unmöglich den Geschmack Deiner Flamme kennen, und dieß wäre doch nothwendig gewesen wenn die Verse gelingen sollten. Doch genug davon. Wenn Du kannst, so leihe mir 50 Reichsthaler. Ich fürchte unaufhörlich wegen dieser Summe eingesteckt zu werden. Au revoir.

„Freund Sylven."

„Sylven?" wiederholte Frau Elise, wie es schien, nicht sehr verwundert über diesen Brief, welchen der unglückliche Vadell vermuthlich hatte fallen lassen, und wodurch er verrathen soll wie weit das Gedicht sein eigenes Werk war.

„Sylven?" sagte sie gedankenvoll noch einmal; „sollte das mein Vetter sein? es ist nicht unglaublich ... ich muß mich doch erkundigen ... Es ist unverantwortlich von mir daß ich ihn so gänzlich vergessen habe. Er scheint arm zu sein."

Unter diesen fragmentarischen Betrachtungen hatte die Wittwe eine Schublade aus dem Tische gezogen und suchte darin eifrig unter einem ganzen Chaos von Visitencarten. Endlich fand sie das Gesuchte. Es war ein einfaches Cärtchen auf welches der Poet eigenhändig seinen Namen gezeichnet hatte. Er hatte nicht die Mittel gehabt ihn graviren zu lassen.

Sylven, der eigentlich nicht Frau Elisens Vetter, sondern nur der Stiefsohn eines ihrer Onkel war, hatte als Jüngling sie oft getroffen, aber während ihrer kurzen Ehe, wo sie auf dem Gut ihres Mannes wohnte, sie aus dem Auge verloren. Als sie vor einem Jahr nach Stockholm gezogen war, hatte er sie vergebens einige Male gesucht, jedoch aus Furcht, seine Besuche möchten ihr unangenehm sein, dieß wieder aufgegeben.

„Er ist es wirklich," sagte Frau B—, nachdem sie die Handschriften verglichen hatte. „Ich muß ihn treffen und Etwas für ihn zu thun suchen. Inzwischen will ich vor allen Dingen diesem zudringlichen Vadell den Abschied geben."

3.

Am folgenden Morgen in aller Frühe erhielt Sylven einen Brief welcher vier Zettel von je 25 Reichsthalern ohne allen Aufschluß enthielt. Die Handschrift auf der Adresse war offenbar entstellt, und die Aufwärterin wußte bloß daß eine fremde Jungfer mit dem Brief da gewesen sei.

„Es kann wohl kaum Vadell sein," dachte Sylven. „Was könnte er mit einer solchen Geheimthuerei wollen?"

In demselben Augenblick erschien der unglückliche Liebhaber mit einem Ausdruck großen Aergers in seinen uninteressanten Zügen.

„Hast Du mir Geld geschickt?" fragte Sylven.

„Nein, meiner Seel nicht. Wie kannst Du Dir einbilden daß ich fünfzig Thaler entbehren könne, zumal nach dem was vorgefallen ist?"

„Nun was ist denn vorgefallen?"

„Elise hat entdeckt daß ich nicht der Verfasser der Verse bin die ich ihr überreicht habe."

„Wie ist das möglich?"

„Ich muß Deinen verdammten Brief mit dem Nastuch herausgeschlenkert haben; ich erinnere mich jezt daß ich ihn in meine Fracktasche steckte."

„Und sie hat ihn gelesen?"

„Ja, und zurückgeschickt mit einem Billet, worin sie mich bittet eine andere Muse zu suchen."

„Und meine Verse?"

„Diese muß sie verlegt haben, denn sie schickt sie mir nicht zu. Was sollte sie für ein Interesse dabei haben sie zu behalten? Eher den Brief da . . . ach den verdammten Brief! Aber ich will nicht daran denken. Zu was Anderem! Du siehst ein daß ich Dir jezt Nichts leihen kann. Anders wäre es gewesen wenn ich eine reiche Heirath hätte hoffen können."

Es war klar daß Badell das Geld nicht geschickt haben konnte; denn außerdem daß er nur ein sehr geringes Vermögen besaß, war er keineswegs derjenige der die Wohlthätigkeit in so großem Maßstab zu üben suchte, am allerwenigsten in der Stille. Wer konnte es wohl sein?

Mit der Untersuchung dieser Frage beschäftigte sich jedoch Sylven nicht sehr lange. Statt dessen eilte er in die Stadt, bezahlte seine dringendsten Schulden und machte einige andere nothwendige Ausgaben.

Bei seiner Heimkehr erwartete ihn ein neuer Brief, der jedoch von einem Bedienten gebracht worden war. Er lautete also:

„Mein bester Vetter!

„Wie konnten Sie so unartig sein mich so gänzlich zu vergessen? Sie konnten doch nicht glauben Ihrer Pflicht durch Abgabe von zwei Visitencarten genügt zu haben; das wäre wirklich gar zu wenig. Ich erwarte daß Sie sich so bald als möglich selbst einfinden, um persönlich Ihre Unart abzubitten gegen Ihre Base

„Elise P—."

Mit einem gewissen Gefühl des Wohlbehagens betrachtete Sylven das Billetchen, das er jedoch nur einer Laune seiner liebenswürdigen Cousine zuschrieb, da er keineswegs ahnen konnte daß sie identisch mit Badells Flamme sei.

4.

Beinahe ein Jahr war verflossen seit Sylven seinen ersten Besuch bei Frau Elise abgestattet hatte. Diese hatte inzwischen ihrem Vetter mehrere bedeutende Dienste geleistet, ohne daß er mit Sicherheit wußte woher sie kamen. Aber durch mehrere einträgliche Bestellungen hatten seine Vermögensumstände sich gar sehr verbessert, und er brauchte nicht mehr zu fürchten daß seine Freiheitsgesänge durch schreckliches Pochen an die Thüre unterbrochen werden könnten.

Er besuchte seine Base oft und ein vertrautes Verhältniß war zwischen ihnen eingetreten, ohne daß jedoch zärtlichere Gefühle ausgesprochen wurden. Und dennoch würde ein erfahrungsreicherer Menschenkenner als Sylven aus Frau Elisens Benehmen ersehen haben daß sie keinen Widerwillen gegen eine Erklärung hegte.

Schüchtern wie Sylven war, wagte er jedoch nicht zu glauben daß die schöne und reiche Wittwe seine Gefühle erwiedere, und er begnügte sich anspruchslos mit seiner Eigenschaft als Freund und Vetter.

So kam Elisens Geburtstag.

Die beiden Liebenden saßen allein im Cabinet der Wittwe. Das Gespräch war auf Poesie gefallen.

„Auch Sie sind ja Poet?“ fragte Elise.

„Früher schrieb ich manchmal, aber jezt nicht mehr.“

„Dann sind Sie also nicht Derjenige der mir diese Verse geschickt hat?“ sagte die junge Wittwe, indem sie Sylvens Gedicht hervorzog, das sie seit einem Jahr aufbewahrt hatte.

Sylven empfing das Papier verwundert und warf einen hastigen Blick darauf. Als er die Verse erkannte die er einst Badell geschickt hatte, begriff er daß dessen Elise seine Cousine war. Eine Menge verschiedener Gefühle stürmte auf ihn ein, und ohne zu antworten, senkte er seine Blicke auf den Boden.

„Doch, Elise," sagte er, indem er ihre Hand ergriff und einen feurigen Kuß darauf drückte, „doch, ich bin der Verfasser. Und," fügte er flüsternd hinzu, „wenn ich sie Dir nicht vor einem Jahr für einen Andern geschrieben hätte, so würde ich es heute in meinem eigenen Namen gethan haben."

Es braucht wohl kaum hinzugefügt zu werden daß Sylven seit ein Paar Monaten die schöne Elise seine Gattin nennt; aber vielleicht noch sonderbarer ist daß er sich gegenwärtig mit einer Novelle beschäftigt und den Göttinnen des Gesanges gänzlich abgesagt hat.

Der Grund ist nicht bekannt.

Der türkische Gesandte.

Ein Pensionsabenteuer.

1.

Wir befinden uns in einem Lectionszimmer in Frau Stieglers Erziehungsanstalt für junge Mädchen.

Auf erhabenem Lehnstuhl sizt Frau Stiegler selbst, eine stattliche Dame von achtunggebietender Körperfülle und majestätischen Geberden. Sie ist beschäftigt sieben oder acht junge Mädchen zu überwachen, die theils in mehr oder minder gelungener Weise verschiedene Etüden mit kleinen Hütten, Hunden, Bäumen und Kuhhirten copiren, theils lesen, theils da und dort hängende Carten von verschiedenen Ländern Europas studiren.

Aus der Haltung und Schweigsamkeit worunter die Mädchen ihre Schalkhaftigkeit und Bosheit verstecken, ist zu ersehen daß man sich in der höchsten Classe befindet. Gleichwohl darf man sich durchaus nicht vorstellen daß Scherz und Gelächter gänzlich verbannt seien.

„Wer singt da?" fragte Frau Stiegler in einem Tone den sie streng zu machen suchte. „Gewiß ist es Laura?"

„Verzeihen Sie, ich vergaß mich," antwortete eine einnehmende Blondine von kaum siebzehn Jahren.

„Alles muß seine Zeit haben," sagte die Pensionsvorsteherin

in docirendem Tone; „das Zeichnen hat seine Zeit und das Singen hat seine Zeit. Kommt her, Laura, Julie und Alfhild, ich will eure Arbeiten ansehen.“

Die drei jungen Mädchen, die zusammen an einem Tische saßen, eilten zu der Vorsteherin.

„Nicht so übel, meine liebe Alfhild; Du fängst wirklich an Dich zu evertuiren; bloß über diesen Stein da möchte ich bemerken daß . . .“

Die achtungswerthe Dame konnte ihre Bemerkung über diesen Stein nicht vorbringen, denn in diesem Augenblick trat die Pensionsdienerin Karin ein und meldete daß ein fremder Herr mit der Frau Vorsteherin zu sprechen wünsche.

„Führe ihn in den Salon und bitte ihn zu warten. Ich komme sogleich. Adieu inzwischen, liebe Kinder, laßt sehen daß ihr eure Zeit gut benüzet, wenn ich auch nicht da bin.“

Frau Stiegler begab sich in den Salon wo der Fremde sie erwartete. Er war ein eleganter Herr von etwa 33 Jahren und vortheilhaftem Aeußern.

„Mein Name,“ sagte er, „ist Philipp Livin. Ich komme im Auftrage meines Onkels, des Hammerbesizers, um Fräulein Laura Livin zu besuchen.“

„Ah, dann sind Sie der . . .“

„Der ihr zugedachte Gatte, sofern sie nicht einen gar zu großen Widerwillen gegen mich hegt. Ja Madame, so ists.“

„Widerwillen gegen Sie? Nein. Sie hat Sie ja seit ihrem zehnten Jahre nicht mehr gesehen; aber gegen die Ehe überhaupt . . .“

„Das ist sonderbar. Junge Mädchen denken sonst ganz anders, vielleicht weniger aus Liebe, als weil sie sich davon viel Freiheit versprechen.“

„Allerdings.“

„Was mag also der Grund ihres Widerwillens sein? sie hat doch nicht gar ihr Herz einem Andern geschenkt?“

„Was fällt Ihnen ein? Bei mir? Ganz gewiß nicht!"

„Aber der Grund?"

„Sehen Sie, mein Herr, Laura war erst acht Jahre alt, als sie meiner Obhut anvertraut wurde ..."

„Ganz richtig, mein Onkel verlor damals seine Frau."

„Zur selben Zeit erhielt ich zwei vater- und mutterlose Mädchen: Alfhild und Julie P. Ihre Verwandten bestimmen sie zu Gouvernanten und wollen sie bei mir lassen, bis sie alt genug sind um in ihren künftigen Beruf einzutreten."

„Aber ich verstehe nicht ..."

„Warten Sie nur. Die drei Mädchen haben sieben bis acht Jahre zusammen verbracht. Die Aehnlichkeit ihrer Lage, wenn auch das Vermögen sehr verschieden ist, ihr gleiches Alter und die Sympathie ihrer Charactere haben bei ihnen eine Freundschaft und Ergebenheit erzeugt, die bei Mädchen dieses Alters nicht so gewöhnlich ist. Es hat aber auch Alles dazu beigetragen diese drei jungen Herzen zu vereinigen: immer beisammen, haben sie dieselben Liebhabereien und Gewohnheiten angenommen, theilen alle ihre Vergnügungen und Arbeiten. Wie könnte ich ihre Freundschaft tadeln, die so lieblich, so unschuldig und uneigennüzig ist?"

„Bei Laura wenigstens ..."

„Man kann bei so jungen, unschuldigen Herzen keine niedrigen Motive voraussezen. Inzwischen sind sie unzertrennlich; sie haben geschworen einander nie zu verlassen, und als ich einmal zu Laura sagte, ihr Vater wünsche sie mit Ihnen zu verbinden, da brach sie in Thränen aus und versicherte, sie wolle lieber sterben als ihre Freundinnen verlassen."

„Sonderbar! Inzwischen bin ich froh daß ich kein zärtlicheres Gefühl als das der Freundschaft zu bekämpfen habe."

„Diese ist manchmal so stark als die schwärmerischste Liebe."

„Pah ... kann ich inzwischen mit meinem Bäschen sprechen?"

„Gewiß, aber es wäre vielleicht am besten wenn Sie sich hier ein wenig verweilen wollten, bis ich sie vorbereitet habe.“

2.

„Nun meine Liebe,“ sagte Frau Stiegler zu Laura, „Du weißt daß ich Nachrichten von Deinem Vater erhalten habe. Er beharrt auf seinem Entschluß Dich zu verheirathen.“

„Ach, ich dachte mirs wohl daß es etwas Unangenehmes sein werde . . . Nun, antworten Sie ihm daß ich bei aller schuldigen Ehrerbietung auf meinem Entschluß mich zu weigern beharre.“

„Aber bedenke doch, liebe Laura, daß Du Deine Mutter verloren hast und keinen Menschen in der Welt besizest als Deinen Vater. Wenn Du ihn erzürnst, so stehst Du ganz allein da.“

„O nein, gewiß nicht allein.“

„Auf wen rechnest Du?“

„Auf meine Freundinnen Alfhild und Julie, wie auch auf Sie.“

„Auf mich . . . allerdings werde ich Dich stets lieben, aber dann mußt Du eine gehorsame Tochter und ein verständiges Mädchen sein. Deine Freundinnen dagegen werden sich wohl einmal verheirathen.“

„Verheirathen . . . ach nein . . . ich bürge für sie wie für mich selbst . . . wir haben einander versprochen uns nie zu trennen.“

„Ein Kinderversprechen . . .“

„Kinderversprechen . . . nun, ich nehme Sie beim Wort. Wenn ich ein Kind bin, so kann ich nicht heirathen, und bin ich kein Kind mehr, so ist mein Versprechen heilig. Das haben Sie mich selbst gelehrt.“

„Keine Scherze mehr, Laura! Halte Dich bereit den bestimmten Gatten zu empfangen.“

„Nein, lieber will ich sterben.“

„Wenn es so steht, mein Fräulein," sagte Frau Stiegler in herbem Ton, „so hören Sie auf meine Pensionärin zu sein. Ich schicke Sie morgen zu Ihrem Vater, und dahin werden Sie wohl Ihre Freundinnen nicht mitnehmen können."

Frau Stiegler verließ das Zimmer.

Als sie gegangen war, traten Alfhild und Julie herein, die hinter einer halb offenen Thüre versteckt gestanden und das Gespräch belauscht hatten.

„Arme Laura," sagten sie zu dem weinenden Mädchen.

„Mein Gott, was soll ich thun?"

„O es ist ganz einfach," sagte Alfhild rasch. „Wir entfliehen mit einander."

„Aber wohin?"

„Ja wohin?"

„Daran habe ich nicht gedacht."

„Und von was sollen wir leben? Unsere Kenntnisse nüzen uns wenig wenn wir keine Empfehlungen haben."

„Leider ist es so."

„Wenn eine von uns heirathete, mit dem Vorbehalt daß sie die Andern mitnehmen dürfte?"

„Das wäre nicht übel. Aber wer würde darauf eingehen?"

„Hört . . . wir wollen in die Türkei reisen."

„Wie, Alfhild!"

„Dort darf jeder Mann mehrere Frauen haben. Wir könnten alle zusammen einen vornehmen Türken heirathen. Was sagt ihr dazu?"

„Ach wie interessant!"

„Aber woher das Reisegeld nehmen?"

„Das ist wahr."

„Wir könnten schreiben."

„An wen denn?"

„An den Großsultan."

„Aber wir bekommen keine Antwort bevor ich bereits heim-

geschickt bin," sagte Laura. „Auf einen Brief nach Upsala, das bloß sechs bis sieben Meilen von hier liegt, erhält man erst in einigen Tagen Antwort. Denkt euch also Constantinopel, wohin es so weit ist. Uebermorgen schickt mich ma bonne zu Papa heim."

„Ich weiß was wir thun wollen," versezte die entschlossene Alfhild.

„Laß hören."

„Ganz gewiß ist ein türkischer Gesandter hier in Stockholm. Wir könnten ihm schreiben."

„Aber wie den Brief bestellen?"

„O unser Tanzmeister, Herr Hoppautau, kennt den türkischen Gesandten gewiß; er sagt ja daß er der ganzen vornehmen Welt Tanzstunden gebe."

„Vielleicht ist es bloß eine Windbeutelei."

„O nein, Herr Hoppautau . . ."

„Ich glaube daß man von mir spricht, meine Damen," sagte der Tanzmeister, der in diesem Augenblick eintrat.

„Ja," sagte Laura, „wir sprechen von Ihren vornehmen Schülern."

„Ja es ist wahr," sagte der Tanzmeister geschmeichelt, „ich besize großes Vertrauen in der haute volée."

„Haben Sie vielleicht auch Gesandte zu Schülern?"

„Ja, das will ich meinen, russische, deutsche, englische, französische, türkische . . ."

„Auch türkische?" fragte Julie eifrig.

„Ja gewiß, der türkische gehört zu meinen geschicktesten Schülern. Aber wir werden wohl unsere Lection beginnen müssen. Fräulein Julie kann sich sezen und warten so lange ich die beiden andern einübe."

„Ich benüze die Zeit um den Brief zu schreiben," flüsterte Julie den Andern zu.

Das junge Mädchen sezte sich wirklich und schrieb vier oder

fünf Zeilen auf ein Blatt Postpapier. Dann winkte sie Laura und Alfhild zu sich, ließ sie das Geschriebene lesen und bat sie um ihre Unterschriften, die auch mit der größten Bereitwilligkeit dazu gesezt wurden.

„Aber was soll das bedeuten?" fragte der Tanzmeister verwundert.

„Ei," antwortete Julie, während sie das Billet versiegelte und mit der Adresse versah, „das hat zu bedeuten daß wir Sie um einen Dienst zu bitten haben."

„Und worin soll dieser bestehen?"

„Darin daß Sie diesen Brief an den türkischen Gesandten befördern."

„An wen?"

„An den türkischen Gesandten."

„Ich verstehe nicht ... was könnten wohl die Damen von ihm wollen?"

„Ihn über ein türkisches Wort fragen das wir nicht verstehen," fiel Laura ein.

„Wie? Lehrt man in Mädchenpensionen jezt orientalische Sprachen?"

„Nein, es handelt sich um die Aussprache des Namens einer türkischen Stadt," fügte Alfhild hinzu.

„Das ist sonderbar. Aber ich will Ihren Wunsch wohl erfüllen. Inzwischen muß ich den Brief zuerst Frau Stiegler zeigen."

„Nein, um Alles in der Welt nicht."

„Warum nicht?"

„Wir wollen ihr eine Ueberraschung bereiten."

„Gut, ich verstehe. Ich verspreche Ihren Auftrag aufs Beste auszuführen."

3.

Der Tanzmeister begab sich sogleich zu Frau Stiegler, die er im Sprechzimmer antraf, wo sie Herrn Philipp Livin über Lauras Denkweise berichtete.

„Da ist ein Brief den ich von meinen Schülerinnen erhalten habe, und der mir verdächtig vorkommt.“

„Lassen Sie sehen!“

Frau Stiegler öffnete den Brief und las mit höchster Verwunderung wie folgt:

„Herr Gesandter!

„In unserer Geographie haben wir gelesen daß die Türken das Recht haben mehrere Frauen zu besizen. Wir sind drei schöne junge Mädchen und haben geschworen einander nie zu verlassen. Aber man will jezt eine von uns ihren Freundinnen entreißen. Wir vertrauen uns also Ihnen an, wenn Sie uns versprechen uns alle Drei unter Ihrem Schuz in Ihr Land zu bringen. Herr Hoppautau gibt weitere Nachrichten über Ihre gehorsamsten Dienerinnen

„Alfhild und Julie P.
Laura Livin.“

„Mein Gott, welche Narrheit! Und doch muß ich darüber lachen.“

„Ich bin also,“ sagte Philipp lächelnd, „Nebenbuhler eines türkischen Gesandten. Die Sache beginnt sich zu verwickeln.“

„Aber wer weiß,“ sagte Frau Stiegler, „ob Sie diesen Umstand nicht zu Ihrem Nuzen ausbeuten könnten?“

„Wie so?“

„Wenn Sie die Rolle des türkischen Gesandten spielten und bei Laura zuerst Liebe, sodann Neid und Eifersucht zu erwecken suchten.“

„Ah ich verstehe! Und ich danke Ihnen ... Der Plan ist gut.“

Eine Berathung folgte.

4.

Es war Nachmittags halb fünf Uhr. Laura, Julie und Alfhild kamen eben aus einer Sprachlection und waren jezt allein, während ihre Camerädinnen sich anderwärts beschäftigten.

„Heute Mittag, meine Mädchen," sagte Frau Stiegler, indem sie ins Zimmer trat, „heute Mittag finden die gewöhnlichen Lectionen nicht statt."

Diese Worte sowie die ungewöhnlich festliche Toilette der Vorsteherin verkündeten eine bedeutende Neuigkeit.

„Ich erwarte Besuch; rathet von wem?"

„Von der Königin Wittwe?" rieth Alfhild.

„Von meinem Vater?" fragte Laura.

„Nein, von diesen nicht. Ich erwarte den türkischen Gesandten. Ja er hat mich um Erlaubniß gebeten meine Pension anzusehen, und ich hoffe daß ihr ihm keinen schlechten Begriff beibringen werdet. Ohne Zweifel wird man endlich die Türkei civilisiren und Pensionen für die so sehr vernachläßigten Frauen einrichten."

„Das ist wahrscheinlich . . . Kommt der Herr Gesandte bald?"

„Ich erwarte ihn jeden Augenblick."

„Sind wir auch passend gekleidet, daß wir uns zeigen können?"

„O ja, meine Kinder, vous êtes fort bien."

Frau Stiegler unterschied sich von andern Pensionsvorsteherinnen dadurch daß sie die französische Sprache nur bei feierlichen Gelegenheiten anwandte.

Die jungen Damen sahen einander entzückt an.

„Wie findest Du daß ich aussehe?" fragte Julie ihre Schwester, in den Spiegel schauend.

„Ganz gut. Aber hilf mir doch diese Locke da in Ordnung bringen. Gott sei Dank daß ich mein blaues Kleid anhabe."

Laura eilte auch an den Spiegel um ihre Toilette zu besichtigen. Sie fand sich vermuthlich sehr einnehmend, denn sie lächelte ganz selbstvergnügt.

Bald darauf öffnete die alte Karin die Thüren und meldete feierlich: Der türkische Gesandte!

Philipp zeigte sich mit besonderer Sorgfalt in ein türkisches Maskeradecostüm vermummt, das er bei Frau Thalen gemiethet hatte. Ihm folgte ein Diener in prunkender Livree, nebst dem Tanzmeister der Pension.

Auf ein Zeichen der Frau Stiegler brachte Karin ein paar Sophakissen und legte sie neben dem Lehnstuhl der Vorsteherin über einander. Nach einer phantastischen Verbeugung nahm der Gesandte Plaz auf dieser improvisirten Ottomane.

„O Du Brunnen der Weisheit," begann der sichtlich entzückte Muselmann, indem er sich nach einem langen Blick auf die Mädchen zu der stattlichen Dame wandte, „wenn ich Dich mitten unter Deinen Schülerinnen sehe, so meine ich den strahlenden Stern des Tages zu erblicken, wie er auf drei an Glanz, Pracht und Farbe unerreichbare Rosen leuchtet, welche dem Boden des Paradieses entsprossen sind."

„Wie schön er ist!" flüsterte Alfhild.

„Welche poetische Sprache, ganz wie Morrier's Romane," fügte Julie hinzu.

„Wie mein Herz pocht!" dachte Laura.

„Ich glaube," sagte Frau Stiegler, „daß ich mich der Gnade Eurer Excellenz auf keine passendere Weise würdig zeigen kann, als wenn ich meine drei ausgezeichnetsten Schülerinnen Proben ihrer Geschicklichkeit ablegen lasse. Alfhild, mach' Du den Anfang und zeige dem Herrn Gesandten Deine lezte Zeichnung."

Alfhild trat schüchtern zu dem vermeintlichen Türken vor und überreichte ihm das Kunstwerk.

Der Gesandte zeigte sich zufrieden mit dieser Probe ihres Talentes, und als er sie zurückgab, holte er zugleich eine schöne

Crystallflasche, die eine duftende Essenz enthielt, hervor und bot sie der jungen Künstlerin durch den Tanzmeister an.

Hocherfreut über diese Aufmerksamkeit, kehrte Alfhild an ihren Plaz zurück.

Laura und Julie schienen nicht eben so zufrieden. Eine kleine Wolke des Neides lag über ihren hübschen Gesichtern.

„Jezt kommt die Reihe an Dich, Julie . . . tanz eine Mazurka vor Seiner Excellenz."

Und Julie tanzte zum Entzücken.

„Bei Mahomet," sagte Philipp, „sie hat die Grazie einer Odaliske, verbunden mit der Geschmeidigkeit der Gazelle. Entzückende Houri, empfange diesen schwachen Beweis meiner Bewunderung."

Und Herr Hoppautau mußte ihr ein Corallenhalsband überreichen.

„Vielleicht," sagte Frau Stiegler, „sind Euer Excellenz jezt müde. Sollen wir uns vielleicht zu den untern Classen begeben?"

„Und ich," flüsterte Laura verdrießlich, „soll ich keine Gelegenheit erhalten mich zu zeigen?"

„Wohlan so sing Etwas, wenn Seine Excellenz es erlauben."

Durch ein gravitätisches Kopfnicken gab Philipp seinen Beifall.

Als Laura ihre Arie vollendet hatte, erhob sich der Quasiambassadeur ohne ein Wort zu sprechen und verließ nebst Frau Stiegler, dem Tanzmeister und dem Bedienten das Zimmer. Aber als er an Laura vorbeiging, ließ er mit einer Verbeugung sein Nastuch zu ihren Füßen fallen.

Außerdem weiter nichts als ein Blick, der jedoch tief in das Herz des jungen Mädchens drang.

Die drei Freundinnen blieben allein stehen.

5.

„Nun,“ sagte Alfhild mit angenommener Ruhe, „was denket ihr von ihm?“

„Er ist entzückend!“ rief Julie.

„Gegen Laura war er jedoch nicht so ganz liebenswürdig.“

„O doch, er sah mich die ganze Zeit an.“

„Ach Du täuschest Dich, arme Laura, auf mich hatte er seine Augen geheftet.“

„Gleichwohl als ich sang ...“

„Sprich nicht davon! Es thut mir leid, aber heute warst Du gar nicht bei Stimme.“

„Das ist wahr,“ stimmte Julie bei, „es that mir leid um Dich, liebe Freundin.“

„O wie lieblich das duftet,“ sagte Alfhild, und ließ die Sonne ihre Strahlen an dem blizenden Crystall der Flasche brechen.

„Ach welche schöne Corallen!“ rief Julie und legte das Halsband um ihren weißen Hals.

„Die arme Laura! Sie bekam Nichts von besonderem Werth. Ein Schnupftuch!“

„Aber,“ wendete Laura verdrießlich ein, „er legte es doch wenigstens selbst als ein Opfer zu meinen Füßen, während ihr eure Geschenke durch den Tanzmeister erhieltet. Und er lächelte mir sehr einnehmend zu, als er mir das recht hübsche Tuch gab, und sah mich so an ...“

„Ach wie cokett Du bist!“

„Und Du wie großsprecherisch!“

„Und Du wie neidisch!“

„Und das behauptest Du?“

Die Eintracht war jezt gestört. Die beiden Schwestern gingen hinaus um ungehindert zu schwazen und ließen Laura allein.

„Wie eigenliebig,“ sagte Laura für sich, „wie boshaft diese Mädchen sind ... Ach wenn ich sie demüthigen könnte! Ich begreife nicht welche Veränderung in mir vorgegangen ist, seit ich den jungen Fremden gesehen. Ich fange an zu glauben daß es mir am liebsten wäre wenn er mich allein liebte. Aber still! da kommt er zurück!“

Es war wirklich Philipp, der zurückkam um die lezte Scene im Drama zu spielen.

„Schöne Laura,“ sagte er, „ich habe mich von der zudringlichen Menge weggeschlichen und den Plaz aufgesucht wohin mein Herz mich zieht. Aber Sie sind allein ... wo sind Ihre schönen Freundinnen?“

„Ich weiß nicht.“

„Hat etwa meine Ankunft sie verjagt?“

„Sie haben mirs nicht anvertraut.“

„Aber mein Gott, Sie sehen so niedergeschlagen aus; wer mag Sie betrübt haben? Doch nicht Ihre Freundinnen?“

„Allerdings gerade sie.“

„Das hätte ich nie geglaubt als ich Ihren Brief las ... aber welche denn? Gewiß nicht Alfhild mit ihrem unschuldigen heitern Gesichtchen.“

„Ja unschuldig wie ein Kind!“

„Aber ein bezauberndes Kind. Und Julie, die so sanft und gut aussieht!“

„Ja sie ist allerdings ein gutes Mädchen.“

„Ganz gewiß werden Sie sich leicht versöhnen lassen. Wir reisen morgen ab, wenn es Ihnen beliebt.“

„Rechnen Sie nicht auf mich.“

„Himmel, was höre ich?“

„Sie können mit den Fräulein P. reisen; ich habe keine Lust mich aufopfern zu lassen.“

„Aufopfern?“

„Ja; Julie ist ja so gut und Alfhild so heiter, daß Sie

mich gewiß bloß aus Artigkeit mitnehmen würden. Sie würden nur die beiden lieben . . ."

„O wer hat Ihnen diesen Gedanken eingeben können?"

„Meine beiden Freundinnen selbst. Sie haben behauptet daß Sie mir nicht die geringste Aufmerksamkeit gewidmet hätten."

„Ach entzückende Laura, Sie täuschen sich; Sie wissen nicht welch starken Eindruck Sie auf mich gemacht haben."

„Sie scherzen."

„Nein bei Gott! Kommen Sie mit mir und Ihren Freundinnen, Sie werden über diese und über mein Herz herrschen."

„Ueber sie herrschen . . . nein dazu sind wir zu gute Freundinnen. Ich könnte so Etwas nicht übers Herz bringen. Eher, d. h. im Nothfall könnte ich mich vielleicht entschließen allein mit Ihnen zu kommen."

„Wohlan, ich kann so großer Naivetät und Anmuth nicht widerstehen. Folgen Sie mir, aber folgen Sie mir allein!"

„Aber mein armer Vater. Ich sehe jezt ein daß ich übel gehandelt habe."

„Tröste Dich, er hat Nichts dagegen," sagte der Hammerbesizer Livin, der in diesem Augenblick eintrat.

„Wie, Sie hier, Papa?"

„Mein Kind, derjenige den Du für den türkischen Gesandten hieltest, ist Dein Vetter und Bräutigam Philipp. Nicht wahr, Du weigerst Dich jezt nicht mehr seine Gattin zu werden, Du schwärmerische kleine Närrin?"

Erröthend warf sich Laura ihrem Vater in die Arme.

„Und," fügte der Patron lächelnd hinzu, „da Philipp Deine Schwäche für Deine zwei Freundinnen kennt, so wird er gewiß. . ."

„Sprechen Sie nicht davon, Papa. Dieß haben wir bereits abgemacht."

Die Marionetten.

Im luftigen Parterresaal einer der hübschesten Villen des Thiergartens würde ein Fremder, wenn er am 16. Juli 1852 gleich nach dem Mittagessen eingetreten wäre, eine höchst liebliche Familienscene angetroffen haben, die das vollkommenste häusliche Glück zu athmen schien.

Gleich die Einrichtung des Zimmers bewies daß die Bewohner sich derjenigen öconomischen Unabhängigkeit erfreuten die eine nothwendige Bedingung für alles dauernde Erdenglück sein soll.

Die Anordnung einer Menge von Kleinigkeiten, die Wahl der Farben bei den Möbelzeugen und Fenstervorhängen, ein Paar Gemälde die eine Wand schmückten, die Harmonie des Ganzen gaben überdieß Ursache genug bei den Mitgliedern der Familie den natürlichen Geschmack und gebildeten Sinn vorauszusezen, ohne welche man seines Vermögens nicht recht froh werden kann.

Vor dem Divan stand ein runder Tisch mit einem schneeweißen Tuche bedeckt, worauf eine Cafekanne von getriebenem Silber, ein Meisterstück Möllenborgs, unter den altmodischen Tassen von ostindischem Porzellan und anderem eleganten Zugehör eines comfortablen Cafeservices hervorragte.

In eine Ecke des Divans lehnte sich der Großhändler August Marin, ein Familienvater von 27 Jahren, mit rundem,

vollem, blühendem Gesicht, blauen Augen von offenem, treuherzigem Blick, proportionirtem Mund mit den frischesten Zähnen und einem im Uebrigen wohlgestalteten Leibe, wenn auch mit einiger Fettanlage.

Seine junge Frau war eine allerliebste kleine Blondine, schlank, zierlich, leicht, fein und luftig wie eine Elfe, mit lebhaften und anmuthigen Bewegungen, bezauberndem Lächeln und feurigen Blicken. Sie stand am Cafetisch und goß den würzigen Trank ein.

Etwas weiter hinweg standen zwei zierliche Kinder von 5 bis 6 Jahren, ein Junge und ein Mädchen, beide blauäugig und goldhaarig, mit den Rosen der Gesundheit auf den Wangen und Armen so rund und schwellend wie die schönsten Cherube.

Hier, wenn irgendwo, muß wohl das Glück sich niedergelassen haben.

Und gleichwohl lag eine Wolke auf der Stirne des Großhändlers; die Oberlippe war zu einem Grinzen verzogen und um den Mund schwebte der Schatten eines halberstickten Gähnens.

Das Schlimmste war daß er nicht zu bemerken schien, wie seine junge Frau ihm mit dem einnehmendsten Lächeln eine Tasse des frischeingeschenkten Cafes anbot.

„Nun August, willst Du Deinen Cafe nicht nehmen?"

„Ah so, Dank liebe Luise . . . stell ihn auf den Tisch da."

„Willst Du ihn denn jezt nicht trinken?"

„Ich weiß nicht . . . ich warte schon noch ein wenig."

Frau Luise stellte mit einer etwas mißvergnügten Miene die Tasse weg.

Der Großhändler stand auf, nahm Zucker und Rahm in seinen Cafe, rührte ihn ernsthaft und langsam um und führte zulezt ein Löffelchen an den Mund. Aber er nezte bloß seine Lippen und stellte die Tasse sogleich weg.

„Ist der Cafe nicht gut?" fragte die Frau.

„Doch . . . aber er schmeckt mir nicht . . . ich weiß nicht warum.“

„Er ist vielleicht zu stark.“

Der Mann antwortete nicht. Er sank in den Sopha zurück und ließ seinen Blick träg und leer im Zimmer herumirren.

„Kommt jezt, Kinderchen, so bekommt ihr Cafe!“

Diese Worte richtete Frau Luise an die beiden Cherube, die nicht faul hervortraten und jedes ein Schüsselchen mit etwas Cafe und vielem Rahm nebst einer großen Brezel erhielten.

„Du hast doch nichts dagegen daß ich den Kindern Cafe gebe?“

„Thu was Du willst,“ murmelte der Großhändler gleichgiltig.

„Aber wenn Du es mißbilligst . . .“

„Was kümmere ich mich darum?“

„Kann die Gesundheit Deiner eigenen Kinder Dir gleichgültig sein? Das ist nicht Dein Ernst, August.“

August fand für gut sich nicht weiter auf den Gegenstand einzulassen; er drehte sich auf die andere Seite und schien schlafen zu wollen.

Jezt würde sich gewiß Niemand wundern, wenn ein so holdes Weibchen wie Luise Marin sich zulezt darüber geärgert hätte daß ihr Eheherr so träge und verdrießliche Antworten gab, ja sogar sich gänzlich von der Pflicht emancipirte die Fragen seiner Gattin zu beantworten.

Man würde ihr ganz gewiß verzeihen, wenn sie im Aerger tüchtig mit den Tassen zu rasseln anfinge und ein Paar Löffelchen auf den Boden wärfe, um den Schlaf ihres unartigen Mannes zu stören.

Wenigstens könnte es ihr wahrlich Niemand verdenken, wenn sie die Tasse des Großhändlers, der erst ein Paar Tropfen davon gekostet hatte, wegnähme. Es ist immer verdrießlich eine Tasse so allein im Rückstand dastehen zu sehen, wenn alles Uebrige weggenommen ist.

Aber Frau Luise rächt sich nicht. Sie scheint ein Engel in Gestalt einer kleinen Blondine zu sein. Still und vorsichtig nimmt sie das ganze Cafegeschirr mit Ausnahme der Tasse des Mannes weg, und sezt sich dann geduldig auf einen Stuhl neben dem Sopha, wo sie sich damit unterhält daß sie flüsternd mit ihren Kinderchen Ludwig und Augusta plaudert.

So still das Gespräch im Anfang ist, so können die Kinder doch in die Länge ihre Stimmen nicht zurückhalten, und mitunter läßt ein schallendes Gelächter sich hören.

„Nehmt euch in Acht daß ihr Papa nicht weckt," sagte die Frau.

Sie braucht zwar eigentlich nicht zu fürchten daß er geweckt werden könnte, da er gar nicht eingeschlafen ist; aber es ärgert ihn doch diese Zeichen von Lebhaftigkeit und Munterkeit zu hören, während er selbst schläfrig und gar nicht aufgelegt ist. Er thut daher als ob er erwachte, und sagt in einem sehr unfreundlichen Tone:

„Kannst Du denn nicht gehen und anderswo mit den Kindern spielen?"

„Ja, wenn Du befiehlst. Willst Du schlafen?"

„Du siehst es doch. Ich bedarf einer halbstündigen Ruhe."

„Dann gehe ich . . . Möchtest Du bei besserer Laune sein wenn Du erwachst!"

„Adieu, meine Liebe!"

„Schlaf wohl!"

„Schlaf wohl," wiederholt der Mann, als die Frau gegangen ist. „Wer zum Teufel kann in einer solchen Wärme schlafen!"

Wir brauchen unsere Leser wohl kaum an die unendliche Hize zu erinnern die heuer an einigen Julitagen herrschte, eine Hize die unerträglich wurde durch die anhaltende Trockenheit, welche der Luft jede Spur von Feuchtigkeit raubte und die verwelkten Bäume und das gelbe halbverbrannte Gras gänzlich zu ruiniren drohte.

Der Großhändler August Marin war leider durch seine körperliche Constitution besonders geneigt von der Wärme zu leiden. Heute kam noch ein eigener Umstand dazu. Er hatte Mittags eine ungeheure Portion Erdbeeren mit Wein zu sich genommen — ein leckeres, lieblich duftendes und lieblich schmeckendes Gericht, das, so lange man es ißt, erfrischend und kühlend scheint, hernach aber Fieberhize im Blut verursacht.

Daher kam es daß der Mann bei schlechter Laune und mit seinem Magen, dem Wetter, seiner Frau und der ganzen Welt unzufrieden war. Und nachdem er noch dazu drei Viertelstunden lang allein auf dem Divan gelegen, sich rechts und links gedreht, unaufhörlich die vordringenden Schweißtropfen abgewischt und die naseweisen Mücken abgewehrt — nachdem er drei Viertelstunden in diesem Fegefeüer zugebracht, war sein Herz so voll von Bitterkeit und Galle, daß er sich eine Erleichterung davon versprach wenn er Jemand ärgern konnte.

Die edelsten und besten Menschen können sich manchmal von so schlechten und sündhaften Gedanken versucht fühlen. Besonders geschieht dieß in Augenblicken mangelhafter Verdauung, wo der Verstand verdunkelt und die edelsten Eingebungen des Herzens irre geführt werden.

In diesem Augenblick trat Luise ein.

Sie hatte August nach seinem Schlaf bei guter Laune zu finden gehofft und war selbst bereit sein mürrisches Wesen zu verzeihen.

„Nun, wie stehts jezt mit Dir?“ fragte sie, indem sie zu ihm hintrippelte.

„So so!“

„Das taugt nichts; jezt mußt Du wieder munter und heiter werden.“

„Muß ich?“

„Ja allerdings . . . siehst Du nicht daß ich selbst bei ganz guter Laune bin?“

„Du bist gar zu glücklich."

„Ja, aber ich will es mit Dir theilen . . . mach doch ein fröhlicheres Gesicht . . . sieh mich wenigstens an."

„Und dann?" sagte der Mann, indem er mit kalten, nebeligen Blicken die Frau anguckte.

Dieß war unverzeihlich.

Es war eine tödtliche Beleidigung gegen das hübsche reizende Gesichtchen womit Frau Luise ihren Mann gebeten hatte sie anzusehen.

Aber noch gab sie das Feld nicht verloren.

„Ich habe ein neues Kleid an . . . wie findest Du daß es mir steht?"

„Ganz abscheulich . . . und Du bedürftest doch einer geschmackvollen Toilette so sehr."

Dießmal war die Unart gar zu grob. Frau Luise wandte sich weg, um nicht zu zeigen wie sehr sie sich verlezt fühlte. Nicht als ob sie geglaubt hätte daß es ihrem Manne Ernst sei — er konnte nicht so stockblind sein um nicht zu sehen daß sie bezaubernd war — aber es that ihr weh daß er es so offenbar darauf anlegte sie zu beleidigen.

„Sei jezt nicht verdrießlich, sondern komm und geh ein wenig mit mir spazieren."

„Entschuldige mich, mein Schaz; ich bin nicht in der Laune Dir Gesellschaft zu leisten, am allerwenigsten wenn Du dieses Costüm hier anhast."

„Das Costüm ist recht hübsch, darf ich Dir wohl sagen, und Du kannst ganz gut mit mir ausgehen."

Dabei bückte sie sich zu ihm hinab, betrachtete ihn mit Blicken die einen Stein hätten rühren können, und suchte ihn mit sanfter Gewalt fortzuziehen.

Der Großhändler zögerte eine Weile. Er konnte sich nicht verhehlen daß seine Frau in diesem Augenblick entzückend war. Vielleicht würde er der guten Stimme in seinem Herzen, die ihn

zur Freundlichkeit und Heiterkeit mahnte, gehorcht haben, wenn nicht eine garstige Schmeißfliege sich summend auf seiner Nase niedergelassen und mit ihren langen kizelnden Beinen darauf zu zappeln angefangen hätte. Aber dieses ärgerliche Ereigniß, so schnell es auch vorüberging, störte die Wirkungen von Frau Luisens Zaubermacht. Der Großhändler riß sich los, warf sich auf den Sopha, breitete ein großes seidenes Schnupftuch über den Kopf und antwortete ein scharfes Nein.

Das liebe Weibchen sah daß Nichts zu machen war. Schweigend ging sie in ihr Zimmer, und die Kinder, die ihr in der Hoffnung auf den Spaziergang mitgenommen zu werden in den Saal gefolgt waren, schlichen sich still auf den Hof hinaus.

Jezt war der Großhändler also allein, allein mit seinen düstern menschenfeindlichen Launen. Das große gelbe Seidentuch das er über seinen Kopf gelegt hatte, bildete eine Scheidewand zwischen ihm und der äußern Welt. Er sah nichts von ihr und war selbst unsichtbar. Die Fliegen summten in ohnmächtiger Raserei um das weiche geschmeidige Tuch: sie konnten den Daliegenden nicht mehr beunruhigen.

Es liegt etwas unbeschreiblich Behagliches in einem solchen Verhältniß, wenn man sich von Widerwärtigkeiten umgeben fühlt, ohne daß sie einem auf den Leib können. Es ist dann dasselbe Gefühl, wie wenn man in einem warmen gemüthlichen Stübchen den Regen an die Scheiben prasseln und den Sturm um die Hausecken heulen hört, oder wenn man auf festem sicherem Lande die Meereswogen sich gewaltig heranwälzen und schäumend an das Ufer prallen sieht. Eben so fühlte sich der Großhändler unter dem seidenen Tuche ganz ruhig und ohne Groll gegen die Fliegen, und sein Herz begann in behaglicher Selbstzufriedenheit sich zu erweitern.

So abgesondert von der Welt er jezt war, hielt er dieß doch für die beste Gelegenheit seine Stellung genau zu überlegen und die Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten welche

das Leben ihm bot gegen einander abzuwägen. Daß er bei schlechter Laune war oder gewesen war, ließ sich nicht abläugnen; jezt handelte es sich nur noch darum die Veranlassung auszumitteln.

Der Großhändler betrachtete sich selbst und sein Leben auf allen Seiten und aus allen Gesichtspunkten; er untersuchte seine öconomischen, socialen, ehelichen, communalen, sanitätischen, politischen, verwandtschaftlichen und andern Verhältnisse, ohne eine gegründete Ursache zu Mißvergnügen oder übler Laune zu finden.

Er war selbst jung, gesund und reich. Er hatte ein bedeutendes Vermögen von seinem Vater geerbt und war als sein Nachfolger in die Handelsfirma eingetreten, wo sein Onkel allein die Geschäfte besorgte. Wenn — was Gott verhüten wolle — der Onkel einmal starb, so bekam er auch ihn zu erben.

Wegen seiner Offenheit und Redlichkeit war August Marin allgemein geachtet und beliebt. Es fehlte ihm weder an klarem Verstand noch an Kenntnissen in seinem Fach, auch war er mehrere Male in Gemeindeämter und verschiedene Commissionen gewählt worden. Er konnte sicher auf den Wasaorden rechnen, und wünschte er in den Reichstag zu kommen, so . . . aber er war nicht ehrgeizig.

Ueberdieß besaß er Freude genug an einer hübschen, liebenswürdigen und treuen Frau, die ihm ein paar liebliche Kinder geschenkt und mit der er jezt ein halb Duzend Jahre in der glücklichsten Ehe gelebt hatte.

War es nicht lächerlich nach einem so langen Glück darum in schlechte Laune zu gerathen weil die Luft etwas warm war?

Und überdieß war die Hize jezt nicht mehr so unleidlich. Gegen Abend begann es etwas kühler zu werden.

„Ich bin doch begierig wo Luise und die Kinder sich aufhalten," sagte der Großhändler, streckte sich und ging auf den Hof hinaus.

Es war ein großer und prächtiger Hof, wie man ihn in

der Stadt selbst nicht haben kann. Er hatte seinen breiten, fein gesandeten Gang mit Grasplätzen und Blumenrabatten auf beiden Seiten und ein Paar schöne Linden neben dem Vorhaus.

Als der Großhändler auf den Hof hinauskam, herrschte da viel Leben und Munterkeit. Ein herumziehender kleiner Künstler, ein Junge von 9 oder 10 Jahren, hatte im Grünen sein kleines Puppentheater aufgeschlagen, das er mit einigen an sein linkes Bein befestigten Stahlfäden dirigirte, während er verschiedene lustige Stücke auf dem Clarinet ausführte und dessen gelle Töne mit schmetternden Schlägen auf einer zersprungenen Trommel begleitete. Unter einem Küchenfenster, an dessen Gitter eine exotische Pflanze sich hinaufschlängelte, wurde dieses Schauspiel aufgeführt, und das Publicum bestand aus den beiden Cheruben Ludwig und Augusta.

Die beiden Puppen, wovon die eine schwarze Sammtkleider und ein Federnbarett, die andere ein weißes Kleid mit vielen Bändern und Ziereveien trug, sprachen zwar nichts, aber sie hüpften, verbeugten sich, verdrehten die Köpfe und schüttelten die Arme nach der Musik, zum großen Ergözen der Zuschauer.

„Das ist der Herr und die Frau,“ sagte Augusta.

„Der Herr ist schwarz gekleidet wie Papa, wenn er ausgehen will.“

„Und die Frau hat ein eben so schönes Kleid wie Mama heute trug.“

Der kleine Theaterdirektor lächelte fein und überlegen seinem naiven Publicum zu, erschrack aber gewaltig, als die eine seiner Marionetten, die in den schwarzen Sammtkleidern, auf einmal Halt machte und unter keiner Bedingung mehr in Thätigkeit treten wollte.

„Sieh, Papa will nicht mehr tanzen,“ sagte Ludwig.

„Aber Mama tanzt noch ... sie ist noch gleich lebhaft.“

So war es wirklich. Die Puppe im Kleid sprang und schwang sich, dem Zug des Stahldrahtes gehorchend, während die Puppe in

der Sammtjacke allem Ziehen und Zupfen zum Troz steif und unbeweglich blieb.

„Es sieht gerade aus," sagte die kleine Augusta, „wie vorhin, als Mama den Papa mit sich haben wollte, und er wollte nicht."

„Ja, aber ich denke, daß es unartig war von Papa ... ei wie, so tanze doch!"

In diesem Augenblick kam der Großhändler, der das Gespräch gehört hatte, hervor und half lachend die Puppen zurecht bringen. Während sie jezt zum Ergözen der Kinder wieder zu hüpfen und zu tanzen anfingen, suchte August sein Weibchen auf, bat demüthig um Verzeihung und gab zu daß ihr neues Kleid ein Muster von gutem Geschmack sei.

„Ei, wie bist Du auf einmal wieder so freundlich geworden?" fragte die Frau lachend; „ich begann an Dir zu verzweifeln."

„Ich sah ein Paar Marionetten, die mir zeigten wie lächerlich ein närrischer Mann neben einer lieben und heitern Frau aussieht."

„Gott segne die Marionetten! Ich glaube, ich will mir für mögliche Bedürfnisse ein Paar kaufen."

„O nein, sei ruhig, es wird nicht mehr nöthig sein."

Geschichte von den schwarzen Hühnern.

Sittengemälde aus dem ungedichteten Leben

von

Eduard Flygare und Emilie Flygare-Carlén.

I.

Was die Sterne sahen und der Mond hörte.

Der Septemberabend war gegen Mitternacht vorangeschritten.

Ein junger Mann und ein junges Frauenzimmer wanderten Arm in Arm die Straße hinab und blieben vor der Wohnung der Lezteren stehen. Sie waren verlobt. Vermöge seines Rechtes als Bräutigam hatte er die Auserkorne seines Herzens begleitet, und jezt trennten sie sich vor der Thüre, ohne ein Wort zu sagen, nur mit einem kalten und gezwungenen Abschiedsgruß.

Als die Braut mit hastigen und ungleichen Schritten, die ein aufgeregtes Gemüth verkündeten, die Treppe hinan verschwunden war, blieb der junge Mann noch immer stehen. Vielleicht erwartete er, seine Verlobte würde wiederkehren; vielleicht begehrte er weiter nichts als ein halbes Wort, um selbst eine gewünschte Verwandlung durchzumachen — aber was er auch erwartete und begehrte, Alles blieb still, todt und kalt.

Langsam, mit sichtlichem Unwillen ging er zurück; aber je näher er der Brücke kam die sie soeben mit einander passirt hatten, um so elastischer und kräftiger wurden seine Schritte, und zuletzt bekamen sie eine solche Energie, daß der Boden der hölzernen Brücke scharf davon widerhallte.

Als er in die Mitte dieser Promenade kam, die nicht gerade kurz war — denn die Brücke ging über einen breiten Fluß — lehnte er sich gedankenvoll an die Brustwehr und betrachtete zuerst das klare blaue Wasser, worin der Schaum von einem Mühlenfall etwas weiter oben herabstürzte und herumraste; dann schaute er zum blauen Himmel empor, wo die Sterne so schön glänzend saßen und mit ihren Millionen von Augen auf die Thorheiten und Erbärmlichkeiten der Erde herniederblickten.

Alles war still, und wenn über der Brücke einige Tritte widerhallten, so erstarben sie im brausenden Getöse des Wasserfalles.

Der junge Mann warf seine Blicke auf beide Seiten des Städtchens, und da er sich vollkommen allein glaubte, so richtete er muthig seine Stirne empor. Bei dieser Gelegenheit sahen die Sterne ein Gesicht das ein unverkennbares Gepräge von Leiden, Zweifel, Unruhe und Unschlüssigkeit trug, und überdieß sahen sie wie große Thränen die männlichen Wangen hinabrollten, Thränen die so unbewußt kamen, daß derjenige der sie vergoß sie selbst nicht zu beachten schien.

Es war ein eigenthümlicher Contrast zwischen dieser natürlich freien Rührung wo jedes Band zerrissen war, und der Person die sich ihr überließ. Wenn man die Haltung, Gestalt und das Aussehen des Mannes betrachtete, so sah man in jedem einzelnen Theile eine kühne und sorglose Selbstständigkeit abgeprägt, und ein Zug um den Mund bewies daß Spott und Reizbarkeit keine fremden Elemente in seiner Seele waren.

Inzwischen verriethen die Lippen nicht ein einziges Wort von seinen Gedanken und Gefühlen, aber der strahlende Venus=

stern sah sie vollkommen klar. Er sah daß im Herzen eine Liebe wohnte die sich selbst verurtheilte, die sich von einer Zukunft voll geahnten Elends losreißen wollte, daß aber auch ein von derselben Liebe bestochenes falsches Ehrgefühl vorhanden war, welches erklärte daß es feig, ja niederträchtig von einem Manne wäre, mit einem Mädchen das ihn liebe bloß wegen einiger eigensinnigen Launen und kindischen Weibergrillen zu brechen. Ziemte es sich wohl für einen Mann sich über solche Dinge abzuhärmen? Wozu besaß er denn Kraft, Ruhe und Willen?

Bald hatte der Wind die Thränen weggeweht. Die erbärmliche Weichheit dieser Nacht sollte nur eine Erinnerung bleiben. Doch war es am besten wenn sie nicht einmal das wurde, denn wohl demjenigen der sich an keine Erbärmlichkeiten zu erinnern hat!

„Verlaß mich," herrschte Fräulein Joachima K. ihrer wartenden Zofe zu, die in pflichtschuldiger Unterthänigkeit ihr zu helfen gedachte.

„Liebes Fräulein, darf ich Ihnen denn nicht das Kleid aufmachen? . . . Die Haken halten so schwer."

„Einfältiges Ding, was bleibst Du da stehen, nachdem Du gehört hast daß ich allein sein will? Soll denn jeder kriechende Wurm mich fühlen lassen daß ich ohne Macht und Ansehen bin? Geh augenblicklich, Du freches Geschöpf, oder ich werde Dir zeigen daß man mir nicht ungestraft Gehorsam verweigert."

Das Mädchen eilte hinaus. Sie kannte die Launen ihrer jungen Gebieterin und hegte nicht die mindeste Lust denselben als Ableiter zu dienen.

Sobald die Thüre geschlossen war, blies die ergrimmte Herrin das Licht aus und flog ans Fenster, dessen Rollvorhang sie heftig auf die Seite riß.

Aber auf der Straße war nichts mehr zu sehen als ein heiserer Nachtwächter der sich nach sonntäglicher Gewohnheit tau-

melnd aufstellte, um mit seinem tiefsten Baß zwölf Uhr anzuschreien und die Stadt in eine freundliche Obhut vor Feuersgefahr zu empfehlen.

„Dummes, kreischendes Vieh!" brummte Joachima und schlug ihre Augen zum Mond auf, um den Mann nicht sehen zu müssen.

„Nun," wandte sie sich mit einem gereizten, beinahe verächtlichen Lächeln zu dem unerschütterlichen Wächter am Firmament, „nun, Du hast gewiß schon Millionen von Erbärmlichkeiten und Dummheiten gesehen und gehört ... Nehmen nicht alle bedrückte Liebende ihre Zuflucht zum Monde? aber wer hat je gehört daß der Mond ihnen mit gutem Rathe geholfen hätte?"

Sie sah wieder forschend auf die Straße hinaus. Der Nachtwächter stolperte weiter, aber keine lebendige Seele kam an Ort und Stelle. Die ganze Schöpfung schien zur Ruhe gegangen zu sein. Nicht einmal ein Hund oder ein verliebter Kater schwärmte umher, um seiner Schönen eine Serenade zu bringen. Selbst die Gassensteine sahen schläfrig darein, und sogar die Gossen krochen so sachte und stille dahin, als wollten sie von den Mondstrahlen nicht gesehen und aufgeweckt werden.

Joachima nahm ihre Zuflucht wiederum zu dem alten Freund; denn wenn Jedermann schlafen konnte, so konnte doch *sie* es nicht.

„Was aus alle dem werden soll, begreife ich nicht ... Liebe ich dieses Exemplar von einem Meisterstücke der Schöpfung wie ein einfältiges oder wie ein kluges Weib? Ganz und gar wie ein einfältiges ... ein kluges würde nicht gestatten daß die Liebe mit allem gesunden Verstand blinde Kuh spielt. Er hat eben so viele Fehler wie ich selbst, vielleicht noch mehr und keine geringeren ... in einigen treffen wir leider zusammen. Ich werde unglücklich, ich werde auch ihn unglücklich machen, und doch vermag ich den Ring nicht abzureißen um mich zu befreien ... Ach ich muß einen Rath vom Monde haben — Prophezeiungen aus

Carten und Cafe verachte ich, aber einen mystischen Wink welchen die Menschen nicht geben, kann man wenigstens überlegen."

Sie sprang an den Tisch, riß ein sogenanntes Pfaffenkäppchen aus der Blumenvase und begann ein Blatt ums andere abzuzupfen, indem sie halblaut sagte: Ich breche ... ich breche nicht ... bis sie endlich ans entscheidende Blatt kam wo es hieß: Ich breche.

Mit dem entblätterten Blumengerippe in der Hand blieb sie ganz düster stehen.

„Ich breche ... ja, ja, alter Mond, so lautete Dein Rath. Nun ja, ich gestehe gern daß Du mir einen schlechteren hättest geben können, aber Joachima verschmäht jeden andern Rath als ihren eigenen. Also: ich breche nicht ... Gute Nacht ... Dank für gute Gesellschaft!"

II.

Am hellen Tag.

Fräulein Joachima saß am Fenster und nähte.

Sie war in des Wortes vollster Bedeutung Herrin in ihres Vaters Haus. Dieser, ein vermöglicher Wittwer, ging hauptsächlich seinen Geschäften nach, sie der Haushaltung und ihren eigenen Grillen.

Joachima war ein großes, schlankes Mädchen von untadelhaftem Wuchs, aber mit einem Aussehen das vielleicht schon nach zehn Jahren nur noch die Ruinen seiner dermaligen Blüthe zeigte. Die Züge waren scharf, das Kinn etwas hervorstehend, die Stirne hoch und schmal, die Augen scharf und blank wie frischgeschliffener Stahl, dessen Farbe sie auch hatten, aber funkelnd von Feuer und Lebendigkeit. Die Lippen hatten eine glühende Traubenfarbe und Fülle, das braune und etwas gekräuselte Haar nahm

sich, über die Stirne hinaufgestrichen und mit Löckchen an den Schläfen, ganz prächtig aus.

Ihr Kleid war gewöhnlich steifer als bei andern Mädchen, und selbst an den Wochentagen trug sie nie einen geringern Zeug als Wollfarsch oder indischen Gingham. Ihre Jacke bestand — wir befinden uns nämlich auf der Neige des 18. Jahrhunderts — aus ausgezeichnet dicker ostindischer Seide.

So ausgestattet sah Joachima, die sich zuweilen herabließ ein recht angenehmes Frauenzimmer, namentlich als Liebhaberin, zu sein, ganz würdevoll und prächtig aus, und sie wußte daß ihre Erscheinung, wenn sie auch nicht gerade schön war, doch etwas Pikantes und durchaus nicht Alltägliches hatte.

Gegen Eilf ging die Thüre auf und der Kaufmann Carl K. trat herein.

Er war in seiner Art nicht minder ausgezeichnet und offenbar einer der jüngeren Löwen der Stadt. Sein Aussehen war jezt in der Ruhe ganz angenehm, obschon seine Haltung etwas Studirtes hatte, wie wenn er seine angeborne Gleichgiltigkeit überwinden wollte.

„Dank für gestern, Joachima ... Du hast mir da eine recht ordentliche Lection gegeben.“

„Hat sie Dich an die Nothwendigkeit erinnert Dir für die Zukunft ähnliche zu ersparen?“

Carl erröthete ein wenig.

„Man kann in der That allerlei dabei denken, aber der Entschluß eine eifrig gewünschte Verbindung abzubrechen darf doch von keinem so untergeordneten Grunde herrühren wie der Gegenstand unseres gestrigen Streites war.“

„Untergeordnet?“

„Allerdings. Ist denn ein Zimmer mehr oder weniger in einer Wohnung etwas so Hochwichtiges?“

„Das will ich meinen, nachdem Du es wegstreichen wolltest, während ich erklärt hatte daß es nothwendig sei, und daß man gar nicht daran denken solle eine Haushaltung anzufangen, wenn dieß nicht ohne Opfer für die betreffenden Personen geschehen könne.“

„Ich weiß, ich weiß, aber Du weißt nicht daß ich einen besondern, vollkommen triftigen Grund für meine Einschränkung hatte, und wenn Du diesen Grund erfährst, den ich Dir schon gestern hätte mittheilen sollen, so bin ich überzeugt daß Du diese Kammer ohne Mißvergnügen entbehrst, zumal Du auch so Plaz genug hast.“

„So, so, Du willst also noch einmal auf den Gegenstand zurückkommen?“

Joachima hob ihren stolzen Nacken, den sie vortrefflich zu tragen verstand, und sah nichts weniger als aufmunternd aus.

Carls Lippen zitterten.

„Ahnst Du meinen Wunsch?“ fragte er.

„Nein,“ antwortete sie kurz, aber die hohe Röthe auf ihren Wangen verrieth daß Joachima sich nicht immer so streng an die Wahrheit hielt.

„Nun gleichviel . . . meine Mutter soll das Zimmer haben.“

„Deine Mutter?“

„Ja, es paßt ihr so gut; es ist sonnig, warm und liegt etwas beiseite, so daß sie es ganz still bekommt . . . wir wollen es ihr recht angenehm machen.“

„Aber wie kommst Du auf die Idee daß ich Lust haben könnte meine Schwiegermutter im Hause zu besizen?“

„Und wie kommst Du auf die Idee daß ich, der ich von jeher, seit ich mein Auskommen hatte, die Freude besaß meine Mutter bei mir zu haben, sie jezt beim Einzug in das neue Haus allein lassen könnte?“

„Carl!“

„Joachima!“

„Du meinst also, ich werde mich unter Deinen Willen beugen? Wie lächerlich!"

„Ich meine, Du habest Deinem Herzen erlaubt Dich zu beugen, so daß ich mit Freude und Ruhe der neuen Lebensveränderung entgegen gehen könne."

„Aber wenn ich jezt meine Einwilligung nicht gebe?"

„Zu was?"

„Nun, daß Du Deine Mutter mitnimmst."

„Ich begreife Dich nicht. Meine Mutter ist eine Person die sich von selbst versteht. Es handelte sich ja bloß darum welches Zimmer am besten für sie passen würde."

„Das bedeutet . . ." Joachimas Stimme begann unsicher zu werden. Sie bewegte sich in einer Menge kleiner wunderlicher Rouladen die bald tief waren, bald hell klangen . . . „das bedeutet daß ich . . . daß ich . . . gar nichts bin, und daß Du Alles unternehmen kannst was Dir nur einfällt."

„Erlaubst Du mirs also nicht?" fragte der Bräutigam, und ein unnachahmlich höhnischer Zug um seine Lippen trat jezt recht deutlich hervor. „Ich dachte mir sonst daß ich das Recht dazu besize und daß dasselbe im Brautstuhl nicht verloren gehen dürfe."

Joachima stand auf, warf ihre Arbeit weg und ging mehrmals im Zimmer auf und ab. Ihre Brust wogte wie ein stürmisches Meer. Sie brannte vor Verlangen den Rath des Mondes auszusprechen und zu brechen. Aber wenn sie ihren Bräutigam betrachtete, da sah sie ein daß er ihr nicht zureden würde ihr einmal gesagtes Wort zurückzunehmen, und diese dumme, einfältige, tyrannische Liebe bezwang sie.

Jezt flog ein unbewachtes Lächeln über Carls Lippen.

Joachimas Augen faßten es auf, und das Feuer das von ihnen ausging konnte wirklich funkelnd genannt werden; dabei schwur sie in ihrem Herzen daß er seinen Sieg und Uebermuth in Zukunft theuer bezahlen solle. Was war zu machen? Sie mußte entweder brechen oder Ja sagen und sich noch obendrein

gefallen lassen daß ihre Zustimmung nicht einmal eigentlich für nothwendig gehalten wurde.

„Ich will nicht falsch gegen Dich sein," rief sie endlich, als ihre Heftigkeit sich soweit gelegt hatte daß sie wieder ungehindert athmen konnte. „Ich sage Dir also daß Du mir heute mit Deiner hochmüthigen Sicherheit unaussprechlich mißfallen und mich aufs Tiefste verlezt hast. Einen Rath möchte ich Dir jedoch geben, nämlich daß Du Deine Mutter fragst ob sie nicht ein kleines Häuschen einer gemeinschaftlichen Wohnung mit uns vorziehe. Sie ist eine kluge Frau und muß einsehen was das Beste ist."

„Diese Frage ist überflüssig. Sie hat selbst ein eigenes Häuschen gewünscht, aber ich habe sie überredet zu uns zu ziehen. Siehst Du, Joachima, ich kann mir ohne sie keine angenehme Häuslichkeit denken, und sie hat aus Liebe ihre Zustimmung gegeben."

„So mag es denn sein! Aber Eines behalte ich mir aufs Bestimmteste vor: sie soll sich nie in die Haushaltungssachen mischen. Hast Du auch hierin einen bestimmten Willen, so verlaß Dich darauf daß ich ebenfalls den meinigen habe, und dieser ist unwiderruflich."

„Glücklicher Weise bedarf es hier keines Streites. Meine Mutter ist der Haushaltungsgeschäfte müde und wünscht nichts als Ruhe und Frieden."

„So mag alles gut sein! ..." Die Braut streckte ihre Hand entgegen, welche der Bräutigam eifriger als er selbst wünschte ergriff und mit allem Eifer der Versöhnung küßte.

„Lieber Carl, da ich so wenig Gewalt habe, so mußt Du mich doch nicht recht lieben."

„Nur zu sehr, Joachima ... vielleicht nur zu sehr."

„Aber da würdest Du ja nothwendig dasselbe wollen was ich will."

„Zu meinem Glück habe ich neben der Liebe noch Vernunft. Wenn Du die Gewalt über mich die Du wünschest unverkürzt

erhieltest, so würde Deine eigene Liebe bald ersterben. Glaubst Du wohl daß Du einen Mann lieben könntest vor dem Du keine Achtung hegtest?"

„Nein, Du magst Recht haben. Aber wenn wir einmal verheirathet sind, so werde ich gewiß milder und ruhiger werden. Ich bin nicht böse, aber ich war immer gewöhnt ohne Widerspruch zu herrschen."

„Ach wenn Du immer so wärest wie jezt! Das Weib darf nicht mit Machtsprüchen regieren."

„Und noch weniger darf sie sich von solchen regieren lassen," fiel Joachima mit einem pikanten Lächeln ein.

III.

Familienbilder in verschiedenen Manieren.

Die Scene ist ein großes wohlgeordnetes Zimmer. Das Feuer flammt lebhaft im Kachelofen. Ein einjähriger Junge kriecht auf einem ausgebreiteten Teppich herum, und die junge Mutter sizt mit etwas milderen Zügen auf dem niedrigen Sopha, wo die einbrechende Dämmerung sie in immer dichtere Schatten hüllt.

Ihre Augen irrten mit dem ihnen eigenthümlichen rastlos spähenden Ausdruck im Zimmer umher. Bald trafen sie einen der kleinen vorwärts geneigten Spiegel zwischen den Fenstern, bald die kleinen Console, worauf die ostindischen Kistchen und Leuchter in Ordnung standen. Bald flogen diese Augen mit unverkennbar zärtlichem Ausdruck zu dem Kinde, bald verweilten sie bei einem der an der Wand hängenden Porträts und betrachteten mit einer gewissen Drohung das Bild einer ältern Frau die rechts von einem jungen Manne saß. Aber wenn der Blick ihn traf, so glätteten sich die Runzeln der Stirne, und Frau Joachima

sah dann nicht ungnädig auf ihr eigenes Bild, das links von Carls Porträt hing. Sie wußte daß sie jezt schöner war als vor zwei Jahren, wo sie kurz nach der Hochzeit gemalt wurde.

Aber schnell wurde ihr Gesicht wieder von einer Wolke verhüllt.

Schwere, aber doch gleichsam schwebende Tritte im äußern Zimmer verkündeten die Ankunft einer Person die immer drei oder vier Abende in der Woche dasaß, wenn der Sohn nach Hause kam. Er hatte es so gewünscht und deßhalb hatte sie ihre Zustimmung gegeben.

Carls Mutter trat herein, gefolgt von einem vierzehnjährigen Mädchen das der zartfühlende Sohn zur besondern Bedienung der alten Frau angenommen hatte.

Da die Beleuchtung im Zimmer, das bald vom Feuer erhellt, bald wieder in Dunkel gehüllt war, unsicher sein mußte, so tappte die Alte etwas unsicher nach dem Lehnstuhl welchen Ellika vorschob.

„Um Gotteswillen, treten Sie das Kind nicht todt," rief die junge Frau mit gellender Stimme. „Wenn die Frau Schwiegermutter den Kleinen nicht sehen kann, so hättest doch Du, große Gans, ihn sehen können."

„Bist Du da, Joachima?" antwortete die alte Frau mit ganz ruhiger und gutmüthiger Stimme. „Ich bemerkte Dich nicht, meine Tochter, weil Du so weit hinwegsaßest. Aber den Kleinen . . . Gott segne das Kind . . . sah ich wohl, und wie Du findest, steht der Lehnstuhl wenigstens vier Schritte von ihm."

„Ich habe gewiß schlechte Augen bekommen," brummte Joachima.

Inzwischen hatte der Junge kaum die Stimme der Großmutter gehört, als er über den Teppich hinkroch und sich unter heiterem, schallendem Lachen an ihre Kniee festklammerte.

„Komm her, Kind . . . belästige die Großmama nicht . . . komm zu Mama . . . schnell komm her!"

So rief die junge Frau bald lockend, bald befehlend; aber da der Kleine ganz und gar nicht auf den Ruf hörte, so sprang sie auf und riß ihn heftig von der alten Großmutter los, deren mildes ehrwürdiges Gesicht dabei ein inniges Bedauern ausdrückte.

„Warum, Joachima, willst Du den Jungen nicht eine Weile bei mir lassen? Ich habe ihn so herzlich lieb und freue mich immer so sehr, wenn ich ihn auf den Armen halten kann."

„Ich will nicht daß er durch Liebkosungen verwöhnt werde, und noch weniger durch dumme Spässe, womit Jungfer Ellika ihn zu belustigen beliebt, wenn sie ihn zufällig bekommen kann. Eine Mutter bestimmt am besten selbst was nüzlich ist."

Lautes Geschrei von Seiten des Jungen, der zur Großmutter zurück verlangte, reizte die jezt ganz eifersüchtige Mutter noch mehr. Sie gab dem Jungen einen Schlag der ihn nur zu noch heftigerem Geschrei veranlaßte, und rief dann die Amme, während sie sich unaufhörlich über das schreckliche Unglück beklagte sehen zu müssen wie das Kind durch einfältige und veraltete Erziehungsmethoden verderbt werde.

„Liebe Schwiegertochter, ich glaube daß Du den Wunsch Deines Mannes, dem es um Hausfrieden zu thun ist, ganz vergissest. Beruhige Dich jezt . . . ich will und werde mich nicht in Deine Erziehungsmethode mischen."

„Das möchte ich auch Niemand rathen. Aber die Frau Schwiegermutter hört jezt selbst daß der Junge unartig ist und immer schreit . . . das that er nicht, als die Frau Schwiegermutter hereinkam . . . Was . . ." sie warf einen bösen Blick auf Ellika . . . „hast Du da Maulaffen feil, Du einfältiges Ding! Daß die Frau Schwiegermutter auch nie ohne dieses unerträgliche Geschleppe kommen kann! Pack Dich hinaus und sieh ob die Amme eingeschlafen ist."

„Ich glaube nicht daß Jemand Zeit bekommt hier im Hause einzuschlafen," antwortete Ellika sehr beleidigt. Sie war durch-

aus keine Stadtmagd, sondern eine wohlhabende Schifferstochter, die nur aus Rücksicht auf die geachtete alte Frau von ihrer Mutter Erlaubniß bekommen hatte sich bei ihr aufzuhalten.

„Mein Gott und alle Heiligen im Himmel, soll ich mir eine solche Antwort von einer nasenweisen Schlampe gefallen lassen! Wenn die Frau Schwiegermutter sie nicht fortschickt, so nehme ichs auf mich sie selbst zur Thüre hinauszuwerfen.“

Mitten unter diesem Sturm, der durch das immer stärkere Schreien und Schluchzen des Jungen noch erhöht wurde, trat Carl ein.

Er hielt sich beide Ohren zu und fragte in ziemlich herbem Tone:

„Ist die lezte Conzertnummer jezt bald zu Ende?“

„Wärest Du eine Viertelstunde früher gekommen, lieber Carl,“ antwortete Joachima, indem sie schnell die Wogen ihrer Stimme dämmte, „so hättest Du Alles ruhig und gut gefunden, das darfst Du glauben. Aber da kam die Frau Schwiegermutter und begann ihre gewöhnliche Art mit dem Jungen, und da ich nicht will daß er verderbt werde . . .“

„Bring das Kind hinaus,“ fiel der junge Familienvater erröthend ein, und ging dann auf seine Mutter zu um sie zu grüßen.

Joachima nahm den Jungen zornig mit einem Griff vom Boden und warf ihn beinahe der an der Thüre entgegenkommenden Amme in die Arme. Dann kehrte sie zurück, verneigte sich zierlich vor ihrem Manne und sagte:

„Wenn Du auch das Grüßen vergissest, so vergesse doch ich es nicht.“

„Wann hätte ich grüßen sollen? Du warest ja so in Anspruch genommen. Aber hast Du jezt eine freundliche Umarmung für mich, so bist Du willkommen.“

„Ich biete meine Liebkosungen nicht aus . . . das sagt meinem Character nicht zu . . . Hast Du Spielgäste auf den Abend?“

„Nein, heute spiele ich weder auswärts noch daheim. Ich habe mehrere Einladungen abgelehnt, um den Abend mit Dir und der Mutter zuzubringen. Aber wenn ich jezt nach Haus komme, habe ich große Lust wieder umzukehren."

„Das darfst Du nicht, lieber Carl," fiel die Mutter ein, „Du kannst es jezt um so gemüthlicher haben. Joachima ist eine so artige Hausfrau, daß sie gewiß etwas Gutes für Dich besorgt hat."

„Ei der Tausend, wie gütig die Frau Schwiegermutter ist, daß sie es für nöthig hält zwischen ihrem Sohn und seiner Frau zu vermitteln! Wenn es erlaubt ist auch meine Meinung zu sagen, so glaube ich entschieden daß dieß das Gegentheil bewirkt."

„Dann wollte ich daß ich geschwiegen hätte."

„Im Gegentheil, Mutter. Der Gedanke an ein gutes kleines Abendessen macht mich ganz heiter . . . Nun, liebe Joachima, komm jezt, zünde ein Licht an und seze Dich; dann wollen wir vergnügt und munter sein. Ich habe heute gute Geschäfte gemacht."

Die Lichter wurden angezündet und Joachima nahm ihre Arbeit.

Carl sezte sich von der Mutter hinweg zu seiner Frau, deren Züge sich sogleich zu mildern und zu glätten begannen, so daß wirklich zulezt Etwas von häuslichem Behagen fühlbar wurde.

„Siehst Du, Joachima, wie ein wenig Sonnenschein selbst am Abend Alles vergoldet!"

Joachima reichte ihrem Mann lächelnd die Hand.

Die bösen Eingebungen ließen sie für den ganzen Abend in Ruhe.

IV.

Bei der Großmutter.

Es ist am Nachmittag, kurz vor der Cafezeit, etwas mehr als anderthalb Jahre nach den häuslichen Scenen womit das vorhergehende Capitel geendet.

Die Großmutter verließ ihr Zimmer selten mehr und saß am liebsten mit dem Strickstrumpf auf ihrem ledernen Lehnstuhl, an einem Tischchen das viele Laden hatte. Darin hatte sie ihre kleinen Geräthschaften aufgestapelt. In der breitesten Tischlade lag das neue Testament in großem Druck und mit einem Kranz von ihres Mannes Haar als Zeichen. Die Mutter las darin Morgens und Abends, wenn kein störender Lärm ins Zimmer drang, laut, ob sie nun allein oder ob Ellika bei ihr war.

Ellika blieb ihre Dienerin und liebte die alte Frau so sehr, daß sie, so oft auch die eigentliche Hausfrau ihr die Hölle heiß machte, dennoch Alles zu ertragen beschloß, nur um ihren Plaz zu behalten.

In eine Sache oder vielmehr einen Titel konnte sich jedoch die superfeine Jungfer Ellika nicht fügen. Es war der von Frau Joachima erfundene Name „Großmamas Dadda". So rief die junge Frau oft an der Thüre: Schick des Kindes Dadda herein, oder: Gib diesen Kuchen hier Großmamas Dadda.

Bei einer solch unerhörten Beleidigung glühten Ellikas Wangen und sie ballte ihre knotigen Hände gegen die Gebieterin des Hauses.

Solche unpassende Kunstausdrücke brauchte indeß Frau Joachima nur in Abwesenheit ihres Mannes. Sie liebte ihn noch beständig und fühlte sich von ihm beherrscht. Deßhalb mußte sie die Schwiegermutter möglichst schonen, denn eines Tages konnte die Alte überdrüssig werden und ihrem Sohn erklären daß sie

ausziehen wolle, und wenn es dahin kam, so wurde es in jedem Fall noch schlimmer als vorher, denn ohne die Mutter mußte es Carl immer öde und leer in seinem Hause finden.

Wie gesagt, es war Nachmittag; die Großmutter hatte ihr Schläfchen im Armstuhl gemacht, war aber schon eine Weile erwacht und wartete jezt auf den lieben Cafe.

Ellika saß auf dem Fensterschemel und wickelte für die Großmutter Garn.

„Merkst Du ob es im Gange noch geht, mein Kind? Ich fange an schlecht zu hören."

„Nein Frau . . . soll ich vielleicht hinausspringen und an den Cafe erinnern?"

„Das darfst Du nie thun; die Schwiegertochter schickt ihn gewiß, sobald er fertig ist. Heute ist Carl nicht daheim, so daß es länger ansteht; sie wird Geschäfte für sich gehabt haben."

„Ich höre in der That daß sie selbst kommt. Sie will Ihnen gewiß guten Morgen wünschen, obschon es bereits Nachmittag ist."

„Es wäre jedenfalls artig wenn sie käme."

In diesem Augenblick wurde die Thüre geöffnet, und Frau Joachima brachte wirklich mit eigener Hand das Cafebrett herein, das auf den bereits abgeräumten Tisch gestellt wurde.

„Die Frau Schwiegermutter ist wohl so gut und entschuldigt daß ich heute noch keine Zeit hatte zu kommen."

Die alte Frau war so verwundert, daß sie beinahe diesen Eindruck verrathen hätte. Joachima sich entschuldigen! Gewiß bedurfte sie der großmütterlichen Vermittlung auf irgend eine Weise. Aber hatte sie, die mächtige Joachima, sich zu so Etwas entschlossen, so mußte ein mehr als gewöhnlicher Grund vorhanden sein.

„Du bist gar zu artig, liebe Schwiegertochter . . . Und eine ganze Kanne mit einem so dicken und prächtigen Rahm! Nein, das ist ja ein wahres Festmahl."

„Diese Milchkanne müssen Sie hier in Ihrem Schrank aufbewahren, Schwiegermutter. Ich würde gerne immer guten Rahm herschaffen, aber man kann nicht dafür daß die Kühe manchmal schlechte Milch geben ... Trinken Sie jezt mit gutem Appetit ... später am Nachmittag will ich die Kinder hereinschicken. Vielleicht komme ich selbst mit ihnen." Und Frau Joachima nickte ganz freundlich, indem sie das Zimmer wieder verließ.

Sobald die Thüre zu war, sah die alte Frau ihre Dienerin an.

„Nimm meine trockenen Pfefferkuchen hervor, dann wollen wir ein großes Mahl halten. Denk nur, welcher Rahmvorrath!"

„Liebe Frau, ich ahne Etwas ... Berühren Sie diesen garstigen Rahm nicht."

„Was meinst Du, Mädchen? Du wirst Dir doch nichts Sündhaftes einbilden?"

„Nein, aber ich habe einen wahren Verdacht. Ich weiß daß, als die Frau heute früh an den Küchenschrank kam um Rahm abzuschöpfen, eine ..."

„Nun was denn? ... Sprich es aus."

„Daß eine kleine Ratte im Milchtopf ertrunken war."

„Und Du glaubst daß es dieser Rahm ist?"

„Ja, das glaube ich, denn die Frau hatte am Morgen bloß drei Töpfe abzurahmen, und davon brauchte sie zwei."

„Ah so," sagte die Großmutter und erhob sich ... „Höre jezt was ich Dir sagen will. Geh sogleich und schütte den Rahm auf die Miste; dann nimm meinen eigenen silbernen Rahmtopf, spring damit zum Nachbar Gerber hinüber und ersuche die ehrenwerthe Frau L., sie möchte so gut sein und einen Topf Rahm an mich verkaufen."

Mit großem Vergnügen eilte Ellika ihren Auftrag zu erfüllen und kam bald nicht bloß mit dem Rahm zurück, den sie hoch und weit vor sich hin hielt, sondern auch mit einem Teller

frischer Waizenbrezeln, welche die Gerbersfrau, die heute gebacken hatte, ihrer guten alten Nachbarin schickte.

„Hören Sie, Frau ... jezt kann es mit dem Schmause Ernst werden."

Aber kaum hatte Großmama ihre erste Tasse genossen, als man von außen eilige Tritte hörte, und jezt zeigte sich Frau Joachima mit einem so rothen Gesicht als wäre sie im Feuer oder im schärfsten Nordwind gewesen.

„Was gibt es da?"

„Das will ich Dir sagen, wenn ich meine zweite Tasse getrunken habe," antwortete Großmama mit einem so abschreckenden Ton, daß Joachima, nicht weniger verwundert als Großmama so eben über die ungewöhnliche Artigkeit gewesen, nur eine bedeutungsvolle Bewegung mit dem Halse machte.

Als die alte Frau fertig war, wandte sie sich zu Ellika.

„Nimm das hier, Kind, und verzehre es draußen."

Es läßt sich annehmen daß Ellika vorgezogen hätte im Zimmer zu bleiben; aber da dieß nicht thunlich war, so ergab sie sich darein.

„Darf ich jezt endlich erfahren was der höchst sonderbare Ton der Frau Schwiegermutter zu bedeuten hat?"

„Ja, Du sollst es erfahren," antwortete die Alte mit derselben ruhigen, würdigen Kälte. „Du hast Dich schlecht gegen mich benommen, meine Schwiegertochter ... Ich spreche nicht von den täglichen Bekümmernissen die Du mir diese Jahre her bereitetest und die ich um meines Sohnes willen mit Geduld ertrug. Aber Du hast Dir heute, just während Deine Stimme mir schmeichelte, eine äußerst niedrige Handlung, eine wahre Gemeinheit gegen mich erlaubt. Der Rahm den Du Deiner Schwiegermutter brachtest, war von der Art daß Du selbst ihn nicht verzehren wolltest. Verstehst Du mich ... Diese Bosheit würde Carl sehr mißfallen. Glaubst Du es nicht?"

„Ei der Tausend, wie können Sie auch an Ellikas Geschwäze

glauben! Das ist doch ganz abscheulich. Und jezt wollen Sie vielleicht noch obendrein Unfrieden zwischen mir und Carl stiften. Dazu ist die Frau Schwiegermutter wohl fähig."

„Unnöthige Worte! Du weißt recht gut daß ich, wenn ich auch nichts Gutes zu Stande bringen kann, doch nicht die Absicht habe etwas Böses anzustiften; aber unzufrieden bin ich ... das will ich gerade heraus sagen, und es wäre am besten, ich nähme mir wo anders ein Stübchen, da Du mich hier mit Deiner unbilligen und unversöhnlichen Bosheit verfolgst."

„Um Gotteswillen, seien Sie still, liebe Schwiegermutter. Carl kann jeden Augenblick kommen, und wenn er dann hört daß die Frau Schwiegermutter aus einem solchen Tone spricht, so wird er Alles über den Haufen werfen. Er war jedenfalls nicht besonders gut gestimmt als er ausging."

„Ich kann mirs wohl denken."

„Er war wirklich abgeschmackt, und Nichts war natürlicher als daß ich ärgerlich wurde. Denken Sie sich, Frau Schwiegermutter, er verlangt, ich solle ausgehen und mich mit Frau N. versöhnen, die mich so abscheulich beleidigt hat, und zwar wollte er dieß bloß weil, wie er behauptete, die Frau auf ihren Mann einwirkt, mit dem er einige wichtige Geschäfte hat."

„Aber dann war es ja nicht mehr als billig," wendete die Schwiegermutter ein; „wenn Dein Hader mit Frau N. auf so wichtige Geschäfte einwirken könnte, so ist es nothwendig daß ..."

„Mein Stolz verträgt sich mit einer solchen Person nicht, meine liebe Schwiegermutter. Aber Carl ging so böse fort, daß ich ihn während unserer ganzen Ehe noch nie so gesehen habe. Ich wollte so eben die Frau Schwiegermutter bitten die Vermittlerin zu machen."

„Du hast immer aufs Entschiedenste verlangt, Joachima, daß ich mich nicht in eure Angelegenheiten mischen solle; deßhalb thue ich es auch jezt nicht. Mein Rath, wenn Du ihn nicht verschmähst, geht dahin daß Du Dich in seinen Willen fügst, und

zwar je eher je besser, denn wenn Carl sich mit Christoph N. verfeindet, so wird dieser, der ein so mächtiger Herr ist, Carl auch nicht schonen, sondern ihm bei allen Unternehmungen schaden."

„Die Frau Schwiegermutter hat also nicht gehört daß Frau N. sich erfrecht hat mich eine Meerkaze zu nennen, vor deren Klauen man sich hüten müsse . . . Man möchte ja ersticken vor Aerger, und nun soll ich Versöhnung anbieten, nachdem ich zu Jedermann gesagt habe daß ich sie verachte und auslache."

„Das ist ein sehr unangenehmer Fall, meine Schwiegertochter, aber ich glaube daß die Noth kein Gebot kennt. Im Uebrigen will ich mich nicht aussprechen; ich weiß, Du würdest es übel nehmen wenn ich davon spräche, wie unglücklich es ist viele große Worte zu gebrauchen die ein aufgebrachter Sinn dictirt hat. Du hättest es gleich im Anfang Frau N. nicht abschlagen sollen die verdammten spanischen Hühner mit ihr zu theilen. Sie ist an keine unartige Weigerung gewöhnt, und Du hättest dennoch Brut genug bekommen."

„Ja, aber ich hätte sie nicht allein erhalten. Ich hatte sie durch Capitän Strömsten bekommen. Sollte ich da meine Idee aufgeben und die ganze künftige Brut mit einer Andern theilen? Nein das wollte ich nicht und hatte es auch nicht nöthig. Jezt handelt es sich überdieß nicht darum, sondern wie ich Carl dazu bringen kann von seinem Verlangen abzustehen . . . denn ich thue es ganz bestimmt nicht."

„Dann fällt ja sein Abstehen von selbst weg. Aber beherzige meine Worte, Schwiegertochter; ich kenne Christoph N. Er wird die geringste Beleidigung gegen sein Haus als Vorwand benüzen um nicht bloß mit Carl zu brechen, sondern sich auch an ihm zu rächen."

„Auf diese Art kann die Frau Schwiegermutter die Sache nicht zurecht bringen. Frau N. ist unerträglich hochmüthig."

„Und Du bist auch eine wahre Meerkaze die Jedermann krazen will.“

Frau Joachima fuhr zusammen. Carl war unbemerkt hereingekommen und hatte einen Theil des Gespräches angehört.

„Ah so, Du lauschest! . . .“ Eine Scharlachröthe flog über Joachimas Gesicht.

„Und ich muß hören daß Du in Deinem Eigensinn zu verharren gedenkst. Ich hätte gute Lust den verdammten Hühnern den Kragen umzudrehen, nachdem sie Dir gänzlich den Kopf verdreht haben . . . Nun, willst Du Dich entschließen?“

„Ja, daß ich mich nicht entschuldige, so lang ich lebe! Das ist mein leztes Wort.“

„Mein leztes Wort ist das: Wenn Du morgen früh nicht zu Frau N. gegangen bist und den Streit zwischen euch Weibern ins Reine gebracht hast, so sei überzeugt daß Du dieses verstockten Eigensinns, der mich Gott weiß wie theuer zu stehen kommt, Dein ganzes Leben lang gedenken sollst.“

„Und da sizt die Frau Schwiegermutter und sagt kein Wort, sondern hört ganz behaglich zu wie der Mann seine Frau behandelt.“

„Sei so gut und mische meine Mutter nicht in diese Sache hier, die uns ganz allein angeht . . .“ Mit sanfterem Tone fügte er hinzu: „Willst Du nicht meinen Dank erwerben, Joachima, und mir eine Freude machen?“

„In Allem, nur darin nicht.“

„So leb wohl . . . ich komme heute Abend nicht nach Hause.“

Er ging heftig hinaus.

Die ganze Nacht und den folgenden Vormittag stritt der Hochmuthsteufel in Joachimas Seele mit der Vernunft und Liebe. Sie wollte so gerne von ihrem Manne gelobt werden — dieß

geschah so selten — sie wollte ihm in seinem Geschäftsleben nüzen (im Verhältniß zu Herrn N. war er nur ein kleiner Kaufmann), aber der Preis wofür das Gute erkauft werden sollte, war zu groß. Einmal hatte sie den Hut auf und die Bänder schon halb geknüpft, aber leider bekamen die bösen Gedanken wieder Macht über sie.

„Wenn ich hier nachgebe, werde ich bald wie ein Rohr in seiner Hand sein, er wird immer mehr fordern. Wäre es noch etwas Menschliches! Aber wenn ich bedenke daß ich ... nein, ich gehe nicht."

Und sie ging nicht.

Beim Mittagessen herrschte an diesem Tag eine schreckliche Verstimmung. Ueberdieß wollte das Unglück daß Hühnerfricassee auf den Tisch kam, ein Gericht das Carl bisher nur geduldet, aber niemals geliebt hatte.

„Trag die Platte hinaus! Ich gehe ins Wirthshaus und esse dort Etwas."

„Guter lieber Carl!"

„Vermuthlich bekamst Du die Idee Dir diesen spanischen Hühnerhof anzulegen, bloß damit ich mir das Gallenfieber an den Hals ärgern soll. Nicht genug daß man spanische Hühner den ganzen Tag vor Augen und Ohren hat — man soll sie auch noch essen."

Dieß war das erste Mal daß Carl sich der Waffe des Spottes bediente, aber nicht das lezte Mal; es war ein Feld wo er und seine Frau sich in Stärke mit einander messen konnten.

V.

Der kleine Rauch lodert in Feuer auf.

„Aber nach was guckst Du denn beständig am Fenster?“ sagte Ellika zur Hausmagd, die Alles verbrannte, so oft sie vom Bügeleisen wegsprang, mit dem sie eigentlich beschäftigt war.

„Still ... ich gucke nur ob der Wachtmeister, der mit der Einladungsliste zum Ball des Großhändlers N. herumgeht, auch hieher kommt. Die ganze Stadt soll geladen werden, und ich weiß daß die Frau vor Bosheit weinen wird, wenn unsere Herrschaft allein von der großen Gesellschaft ausgeschlossen wird. Dann geht sie gewiß hinunter und zupft die verdammten Hühner im Hof herum, die armen Geschöpfe die am ganzen Unglück Schuld sind.“

„Ja,“ antwortete Ellika, „sie dachte wohl nicht daran daß sie um einen Ball kommen könnte, als sie im vorigen Monat ihren Hals hoch empor warf und es sowohl ihrem Mann als ihrer Schwiegermutter verweigerte den kleinen Streit beizulegen. Jezt wird er groß, denn ich weiß wie sich der Herr grämen wird daß er gleichsam ausgestoßen ist, und wenn der Wachtmeister gestern nicht kam, wo er schon an den meisten Orten war, so wird er wohl auch heute nicht kommen.“

„O doch, er nimmt die Nordseite zulezt.“

„Und hier kommt er,“ rief Ellika, die jezt ihrerseits am Fenster stand. „Ich will doch sehen ob er da bleibt oder ob er zur Hauptmännin weiter geht.“

Drei andere Personen wachten an verschiedenen Pläzen des Hauses um dasselbe merkwürdige Ereigniß zu erspähen. Aber nicht genug damit. Alle Nachbarn lauerten an ihren Fenstern,

um rufen zu können: Sie wurden dennoch geladen! oder: Nein, meiner Seel, sie wurden nicht geladen. Nun wird es wohl drinnen zischen, daß das Feuer zum Schornstein und Dach hinaus prasselt — sie kocht gewiß alle Hühner, sowohl die schwarzen als die weißen, in einem Kessel .....

Auf dem Contor stand Carl und schaute durch die grünen Leinwandjalousien auf die Straße hinaus.

In einer kleinen Stadt ist es keine Kleinigkeit so zu sagen öffentlich chicanirt zu werden, und es galt nun ein für allemal für eine Chicane, wenn eine Familie von einem Fest ausgeschlossen wurde das für die ganze Gesellschaft bestimmt war. Und die Sache erhielt eine um so ernstere und stärkere Farbe, wenn der Veranstalter der erste, reichste, schlaueste, rachgierigste und hochmüthigste Geschäftsmann der Stadt war, dessen Contor die Börse der Stadt beinahe allein repräsentirte; im Uebrigen ein Mann den die andern Kaufleute oft genug fürchteten und von dem sie in Geschäftssachen nicht selten abhängig waren.

Nach langem Warten erschien jezt die wichtige Person welche die Mädchen bereits beobachtet hatten. Aber gleichsam um die Neugierigen noch mehr auf die Folter zu spannen, zog der Herr Wachtmeister eine lange Liste aus der Tasche und that, während er lange vor dem K.schen Hause stehen blieb, als ob er eifrig die darauf stehenden Namen studirte.

„Daß ich das elende Opfer nicht bringen und auf einen Morgenbesuch hingehen konnte," murmelte Joachima, während sie mit fliegenden Pulsen und hoch klopfendem Herzen gegen den Fenstersims vorgebeugt lag, ihren Blick durch die herabgelassenen Gardinen hindurch auf den höllisch langsamen Wachtmeister fest gebohrt, der einen Schritt vorwärts und einen rückwärts machte. „Was hatte ich denn von diesem dummen, schwarzen ausländischen Federvieh? warum überließ ich ihr nicht ein Paar Stück...

was für einen Lärmen doch eine solche Lumperei machen kann! Und diese dumme Geschichte, worüber die Narren und Affen sich alle krank lachen werden, hätte so leicht vermieden werden können. Ach wenn Carl nur zum Mittag- und Abendessen ausgehen wollte! Ich kann seinen Anblick nicht ertragen, ich habe genug an meinem eigenen Verdruß; es gährt in mir, so daß ich überlaufe wenn Etwas in den Weg kommt . . . Ha ich athme wieder . . . Lache jezt wer mag! Er kommt die Treppe herauf; ich verstehe, es ist in der ganzen Stadt für Geld kein Ei zu bekommen, und zu all diesem Backwerk und diesen Citronencremen braucht man große Vorräthe. Gut, ich verzeihe all meinen Verdruß und schicke sogleich fünf Duzend von meinen spanischen Eiern zum Geschenke hinüber."

In Großmamas Zimmer saß die Alte selbst mit offenen Läden und Vorhängen vor dem Fenster.

Sie hatte den ganzen Morgen das Schnupfen, ja sogar das Bibellesen vergessen, nur um ihre Augen auf die Straße halten zu können. Wenn es sich geschickt hätte in einer so weltlichen Angelegenheit Gott anzurufen, so würde sie gebetet haben daß diese Unannehmlichkeit, in welcher sie nicht die augenblicklichen, sondern die zukünftigen Folgen sah, an ihrem Carl vorübergehen möchte. Sie wußte daß Carls Selbstgefühl durch eine solche Vernachläßigung gereizt und verlezt werden mußte, und daß er dann Alles daran sezen würde um den Aerger heimzugeben, was hinwiederum den mächtigen Großhändler noch mehr erbittern mußte.

„Ich begreife nicht an was der Mann denkt . . . Ach sieh da, er kommt dennoch . . . wo habe ich meine Schnupftabaksdose? . . . Jezt nehme ich in der Freude eine Prise."

Noch keine Secunde war es der guten Seele eingefallen sich über den Aerger ihrer Schwiegertochter zu freuen. Im Gegentheil ging sie jezt schleunigst in Gedanken Frau Joachimas

prächtige Garderobe durch und dachte welches Kleid sie wohl wählen würde.

In diesem Augenblick stürzte Ellika mit feuerrothen Wangen und leuchtenden Augen herein. Sie kam als Vortrab einer langen schwarzgekleideten Gestalt, die kerzengerade an der Thüre stehen blieb und in feierlichem Ton folgendes Formular hersagte:

„Herr und Frau N. lassen sich empfehlen und die alte Frau K. ersuchen daß sie ihnen nächsten Donnerstag um 7 Uhr auf Thee und Souper die Ehre schenken möchte."

„War die Einladung an mich, mein Freund?" fragte die Großmutter, indem ein mißlungenes Lächeln ihre Bestürzung verbarg.

„Ja, ich habe an Niemand sonst im Hause einen Auftrag."

„So sagen Sie gefälligst, ich lasse Herrn und Frau N. danken, und so sehr ich auch ihre gütige Rücksicht auf mich zu schäzen wisse, so gestatten mir doch Alter und Kränklichkeit nicht von einer Freundlichkeit Gebrauch zu machen für welche ich jedoch nicht minder erkenntlich sei."

Der Wachtmeister verbeugte sich mit der von seinem Amt gebotenen Steifheit und verschwand bald die Treppe hinab auf der Straße unten.

Die Nachbarn waren confus. Sie begriffen nichts bis verschiedene unschuldige Sendungen, diverse Anleihen betreffend, den Sachverhalt an die Hand gaben.

Da lösten sich alle Zungen, da klatschte Alles in die Hände, und man versicherte in heiterster Laune seine herzliche Freude darüber daß die starrköpfige Frau Joachima, die Anstifterin allen Verdrusses, endlich einmal ein wohlverdientes Denkzeichen erhalten habe.

Die Nachbarinnen liefen zu einander und erzählten sich die merkwürdigsten Anecdoten über die verhaßte junge Frau; eine davon mag, als besonders characteristisch für Joachimas Gemüthsart, hier ihre Stelle finden.

„Mein Mann," erzählte die Rednerin, „mein Mann, der schon eben so lange wie Frau N. die Grille hatte große spanische Hühner besizen zu wollen ... denn Joachimas Hühnerhof, das muß man zuzugeben so billig sein, ist gewiß der erste im ganzen Bezirk ..."

„Ja," unterbrach die Nachbarin, „sie paßt allerdings zu einer spanischen Königin unter einem Haufen gackernder Hühner, die indeß alle schweigen müssen wenn sie selbst gackert."

„Du bist sehr wizig ... aber jezt will ich die Geschichte weiter erzählen ... Mein Mann ging eines Tags zu ihr und sagte, er bezahle was sie nur wolle, wenn sie ihm ein Paar abtrete. Nein, Gott bewahre, das war radical unmöglich; aber sie versprach, wir sollten spanische Eier bekommen, die eine von unsern eigenen Hennen ausbrüten könne; das würde ganz auf das Gleiche hinauskommen ... Nun, Alles wurde aufs Beste eingerichtet. Die Henne brütete und brütete, sie that ihre Schuldigkeit, das arme Ding, aber sie brachte Nichts zu Stande. Da kam ich (denn ich kenne das Früchtchen) auf den Einfall die Eier zu untersuchen, und jezt denk Dir einmal diese Niederträchtigkeit, die Henne hätte bis zum Tag des jüngsten Gerichts fortbrüten können ohne Junge zu bekommen, denn die Eier waren gesotten."

„Wahrhaftig, das gleicht ihr auf ein Haar ... aber was thatet ihr dann?"

„Mein Mann sprang hinüber und sprach Worte ohne Melodien, aber das freche Ding lachte aus vollem Hals und beklagte daß ein so närrischer Mißgriff begangen worden sei. Sie habe bei den Eiern fehlgegriffen, das sei Alles. Bis jezt habe ich mit dem Spectakel geschwiegen. Ich schämte mich daß ich mich so zum Narren hatte halten lassen, aber jezt sage ich Alles im Vertrauen."

„Und Ihr bekamet keinen Ersaz?" fragte die Nachbarin, die zu zartfühlend war um zu verstehen zu geben daß die Geschichte schon längst von Haus zu Haus circulirt hatte.

„Es wurde Nichts angeboten und wäre auch Nichts angenommen worden. Ich verlange weiter Nichts als daß ich mit dieser garstigen Person nichts mehr zu thun bekomme."

Während obiges Zwiegespräch in einem der Nachbarhäuser stattfand, hörte Frau Joachima, die soeben von der keuchenden Magd erfahren hatte wem die Einladung gegolten, die Tritte ihres Mannes der Schlafzimmerthüre nahen, und troz ihrer schrecklichen Erbitterung bemühte sie sich wenigstens einen Schein von Gleichgiltigkeit zu wahren.

Carl war grüngelb im Gesicht und kam lachend auf seine Frau zu.

„Welcher Kopfpuz, meine Schöne? Weiße, blaue oder rothe Blumen? Welchen Shawl? Wenn Du den violetten mit den Seidenblumen nimmst, so erregst Du den allgemeinen Neid. Wie Dein Aufpuz Dir herrlich passen wird! Nun hast Du Deine weißen Seidenschuhe vom Schuster erhalten?"

„Ich lasse sie durch die Magd mitbringen, wenn sie Deine neue Weste vom Schneider holt, und nun erlaube mir daß ich mich mit Deinem Schmuck beschäftige. Hast Du daran gedacht, Deine Diamantnadel fassen zu lassen? Der Juwelier Linthal hat es zwar heute schrecklich eilig; er muß alle möglichen alten Ketten, Colliers, Goldherzen und Ohrgehänge zusammenlöthen, aber Dir muß er durchaus helfen; Du kannst unmöglich ohne Busennadel auf den Ball gehen."

„Infames, schändliches Weib, das Alles ist Deine Schuld."

„Ich verachte es daran zu denken wessen Schuld es ist, aber ich wundere mich daß eine solche Bagatelle so sehr auf Dich einwirken kann."

„Ja auf Dich wirkt sie natürlich nicht. Deine Augen sind kazengrün und Deine Wangen gelb vor übergelaufener Galle."

„Nimm Dich in Acht, Carl! Meine Geduld hat ihre Gren-

zen . . . Hat man je eine solche Lächerlichkeit gesehen? . . . ein Mann möchte den Verstand verlieren, weil er keine Einladung auf den Ball bekommen hat, ein Mann kann es nicht ertragen daß etliche müßige Zungen davon schwazen, Carl K. werde jezt wohl aufgehört haben in großen Gesellschaften zu figuriren; er habe seine Geschäfte schlecht besorgt und sei deßhalb vom Oberhaupt der Handelssocietät mit höchster Ungnade bestraft worden."

„Ob wohl in der ganzen Schöpfung noch eine so widerwärtige Seele existirt wie Du!"

„Ach ja, holder Zwilling, sei davon überzeugt. Fühlst Du nicht wie sie in Deinem eigenen Körper lebt und gedeiht?"

„Joachima, Joachima!"

Joachima begann vor sich hin zu brummen: „Noch habe ich den Muth nicht verloren."

„Plagegeist! Und ich achtete auf die Warnung nicht die mir beständig zuflüsterte ich solle abbrechen, so lange wir noch verlobt waren."

„Derselbe Fehler den ich beging . . . ein lebendiger Beweis, sollte ich meinen, für unsere Zwillings-Sympathien und Antipathien. Im Uebrigen kann ja das Ungeschehene noch geschehen . . . bist Du überdrüssig, so bin ich es auch."

„Versuche mich nicht! Ich könnte Dich beim Wort nehmen."

„Ei, ei, Carl, laß uns den Verstand doch ein wenig zu Rathe halten. Wir haben uns beide ereifert und Unrecht gehabt, weil wir beide vor Zorn und Unmuth überkochen. Aber jezt mag es genug sein . . . nicht wahr?"

Carl wandte sich um und ging ohne zu antworten.

„Trennung . . ." murmelte Joachima . . . „nie! Ich liebe ihn zu sehr. Ich kann ihn nicht beherrschen, aber ich liebe ihn doch. Und er wird schon wieder in bessere Laune kommen, wenn ich ein Mittel ausfindig gemacht habe, wie er dem stolzen Herrn Christoph N. seinen großen Aerger heimgeben kann . . . Ach, ach,

wenn ich nur eine solche Gelegenheit schon hätte! Aber es wäre unwürdig meinem Kopf zu mißtrauen. Die Gelegenheit wird kommen, wenn ich mir nur Ruhe lasse."

VI.

Joachima veranstaltet ein großes Feuerwerk.

Jahr und Tag nach dem großen Fall, der in der Stadt so tiefe Sensation erregte, weil er das Signal zu einer Oppositionskundgebung wurde deren Folgen das Haus K. lange zu tragen hatte, Jahr und Tag nach diesem denkwürdigen Ereigniß saß Herr Christoph N. auf seinem Contor, ungeduldig zwei Gäste erwartend, die zuerst mit dem Herrn Großhändler Geschäfte abmachen und sodann in des Herrn Großhändlers Familie ihr Mittagessen einnehmen sollten. Der Tisch war bereits gedeckt mit zierlich gebrochenen Servietten, vergoldeten Weingläsern und den edelsten Weinen die Herrn N.s wohlbestellter Keller prästiren konnte.

Der mächtige Mann, der in keiner Beziehung ans Warten gewöhnt war, brummte schrecklich, und in der Kunst zu brummen konnte Niemand Herrn Christoph übertreffen. Selbst sein langer Zopf schien an der Bewegung der Zunge theilzunehmen.

Aber die Uhr schritt vorwärts; die lezte Geschäftsstunde hatte geschlagen, die Essensstunde nahte und noch sah und hörte man nichts von den zwei Norwegern, die Tags zuvor dem Großhändler ein bedeutendes Geschäft angeboten hatten das recht verstanden und betrieben zum Mindesten dreißig Procent einbringen konnte.

. . . .

Zur selben Zeit loderte das Feuer hoch auf in Frau Joachimas Küche. Die spanischen Eier wurden zu einem beinahe eben so hohen Schaum gequirlt für alle möglichen Gerichte, und

Frau Joachima selbst flog umher zwischen der Küche und dem Salon, wo ebenfalls ein Tisch mit noch prächtigeren Gläsern und eben so herrlichen Weinen gedeckt stand.

Aber Joachima blieb auch nicht im Salon; sie eilte zulezt ins Schlafzimmer, vor dessen geneigtem Spiegel sie verschiedene Begrüßungsarten mit lächelnden Mienen und Kreuzblicken ausführte, welche nicht bloß eine Folge ihrer glänzenden Laune waren, sondern auch von all den Zuckungen herkamen, die während der Befestigung der schimmernden Coiffure stattfanden. Zulezt hüllte sie ihre Person in den von Carl früher genannten violetten Shawl mit weißen Seidenblumen. Und so ausgestattet konnte sie ziemlich mit sich zufrieden sein — was sie auch war.

Ihre Augen strahlten von Entzücken und Bosheit.

„Warte, warte . . .“ murmelte sie mit den Stecknadeln zwischen den Lippen . . . „warte, ehrwürdiger Herr Christoph! Ich erhielt zu rechter Zeit das Absagungsschreiben, aber Du sollst noch eine ganze Stunde lang am Pulte brummen, während der Truthahn von Madame im Topfe zischt und zu Grunde geht, ehe die Gegenordre kommt, welche dem großartigen Matador mittheilt daß „zufällige Hindernisse das Bewußte . . .“ So viel brachte ich heraus, als ich die Ecke des Billets aufbog, und mehr bedarf es nicht . . . Jezt wird Carl eine Zeitlang wieder zärtlich und dankbar sein.“

Und gewiß hatte er Grund zur Dankbarkeit, wenigstens nach seinem eigenen und seiner Frau Dafürhalten.

Die unermüdliche Joachima, die so lange und beharrlich auf Rache gesonnen, hatte im Wirthshaus den Besuch der beiden Norweger und ihr Geschäft bei Herrn N. ausgeforscht. Sie fliegt zu ihrem Manne heim, entwirft stehenden Fußes ein Programm, das er Talent genug hat zu begreifen und Erfindsamkeit genug auszuführen, und Alles gelingt so vortrefflich, daß es wie die reinste Natur aussieht.

Im Wirthshaus treffen sich die Honoratioren der Stadt

häufig zu einem Bretspiel oder einer Parthie Boston. Carl ist auch da und kommt zufällig ins Gespräch mit den beiden Fremden, die an der Einleitung der Unterhaltung nichts Besonderes bemerken und mit Vergnügen auf den jungen Kaufmann hören, der just in demselben Artikel macht wie die Norweger beabsichtigen, und bemerkt daß er dabei netto 10 Procent gewinne, womit er vollkommen zufrieden sei.

Die beiden Norweger wechseln Blicke, welche beweisen daß der Vogelfänger eine Beute auf seiner Leimruthe hat. Sie kommen bald selbst mit einem Antrag, dessen nächstes Ergebniß darin bestand daß auf den folgenden Morgen eine Besprechung in Herrn Carl K.s Contor beschlossen wurde. Das Resultat davon hinwiederum war daß das Geschäft bei dem vergleichungsweise unbedeutenden Kaufmann blieb, und daß die angenommene Einladung zum Mittagessen durch ein Billet ersezt wurde das dem Großhändler N. die beabsichtigte Parthie aufsagte.

Als Joachima die Zeit weit genug vorgeschritten glaubte, schickte sie ihre wohlinstruirte Zofe mit dem Billet ab und unterwies sie scheinbar aus eigenem Antrieb zu erzählen, ihre Herrschaft habe heute einige norwegische Kaufleute bei Tisch, die gekommen seien um mit ihrem Herrn Geschäfte zu machen.

Als dieß Alles in Ordnung war, schickte Joachima ihrem Manne die Meldung daß das Mahl bereit stehe, und ließ sich dann von dem vornehmsten Gaste zur Tafel führen, bei welcher sie ihr ganzes, bedeutendes Talent aufbot, um in ihrem schönsten Lichte als liebenswürdige und unterhaltende Wirthin zu erscheinen.

Um die interessante Nachricht von der vergeckten Einladung des Herrn N. gebührend und ganz besonders schnell in den Mund der Leute zu bringen, wurden einige jüngere Kaufleute zu dem Siegesfeste eingeladen, und da diese Herren auf den Magnaten

ganz und gar nicht gut zu sprechen waren, so erhielt ihre Erzählung Farbe und Glanz. Diese leztern Eigenschaften wurden noch erhöht, als die Wirthin im Verlauf des Mittags Gelegenheit erhielt einige prächtig ausgeschmückte Notizen über den Aufstand mitzutheilen der im N.schen Hause stattgefunden, als die Nachricht kam daß die Gäste von dem herrlichen Mahle wegbleiben würden.

Vor Abend flog die Geschichte wie eine prächtige Rakete mit tausend Ausstrahlungen in der Nordseite der Stadt umher, und als sie über die Brücke ins südliche Ende kam, theilte sie sich in wohl fünfzig verschiedene Raketen, alle mit besondern Ausstrahlungen.

Nach diesem großartigen Feuerwerk stiegen die Actien des Hauses K. von Neuem. Mehrere glückliche Geschäfte hintereinander erhöhten Carls Credit, Ansehen und gute Laune noch mehr.

Eine Periode trat ein die man das goldene Zeitalter nennen konnte. Man sah große Gesellschaften und Joachimas Einladungen kamen dermaßen in Ruf, daß man ihnen eben so gerne Folge leistete wie jemals denen der Frau N.; ja es kam so weit daß eine Menge Frauen, versteht sich in aller Stille, unter einander darüber lachten daß einige schwarze Hühner, wenn auch von noch so spanischem Ursprung, solche Wunder in zwei Handlungshäusern bewirken konnten.

Aber bei all dem fanden sich zwei Personen die ihre Brauen runzelten und an andere Zeiten dachten. Die eine war die alte Großmutter, die unter vier Augen beständig zu ihrem Sohne sagte: Geliebtes Kind, nimm Dich in Acht; es scheint mir als ob Du Dich auf zu Vielerlei einließest und dabei gegen früher so stolz und großartig würdest; Ermahnungen welche der Sohn mit den treuherzigsten Versicherungen erwiderte daß alle Unruhe in dieser Beziehung überflüssig sei.

Die zweite Person war der Großhändler Christoph N., der bei sich selbst sagte:

„Uebermüthiger Tropf, warum mußtest Du Deine Angeln in meinen Weg werfen? Du sollst mirs bezahlen und mit Deinem lezten Heller bezahlen. Mein Arm ist lang und erreicht Dich sicher, Dich und Dein spizfindiges Weib. Wenn dann der Tag und die Stunde kommen, so wird nicht ein einziger Fächer von allen Hühnerflügeln zusammen dieses impertinente Weibsgesicht vor den Blicken der Welt verbergen ... Der Mann ist unvorsichtig ... er ist hochmüthig, vermessen, und über alle Gebühr gewinnsüchtig ..." Ein unaussprechliches Brummen beschloß diese drohenden Prophezeihungen.

„Bist Du jezt zufrieden, Carl? Hast Du mir jezt vollständig verziehen?" fragte Joachima, indem sie ihre anmuthigsten Liebesmienen wieder hervorholte. „Du weißt daß ich nur für Dich lebe, und daß, wenn ich Fehler und eine heftige Gemüthsart habe, mein Herz keinen Theil daran nimmt."

„Ich bin zufrieden," antwortete der vom Erfolg aufgeblasene Mann; „zufrieden mit mir selbst, mit Dir, sowie Du jezt bist, mit meiner Stellung, mit meinen Hoffnungen für die Zukunft ... kurz ich bin mit Allem zufrieden und will deßhalb vergessen wie Du warst."

„Das will ich auch in Bezug auf Dich thun," antwortete Joachima, die über den Zusaz erröthete. „Aber einen Rath halte ich mich verpflichtet Dir zu geben."

„Nun welchen?"

„Du mußt nicht gar zu viel auf das hören was die Alte sagt. Sie nimmt schnell ab und kann Vieles nicht von der rechten Seite betrachten."

„Berühre diese Saite nicht, denn sonst ist wenigstens Etwas da was ich nicht liebe."

„Läugnest Du daß ihre Aengstlichkeit und Vorsicht Dich selbst zuweilen belästigt?"

„Ich erlaube Niemand eine zweifelhafte Aeßerung über meine Mutter, das weißt Du eben so gut als Du überzeugt sein mußt daß ihre Liebe, Klugheit und Erfahrung die besten Rathschläge ertheilen die ich erhalten kann, denn sie verlieren dadurch daß ich sie nicht immer befolge Nichts von ihrem Werth."

„Ja Deine Schwäche gegen Deine Mutter kenne ich wohl."

„Laß uns nicht schon wieder streiten. Wenn sie einmal fort ist, wirst Du selbst sie schwer vermissen."

VII.

Der düstere Abend.

Acht Jahre sind seit dem zulezt geschilderten Zeitpunkt im K.'schen Haus verflossen.

Alles hatte jezt einen andern Farbenton.

Die Großmutter schlief den Schlaf der Gerechten auf dem stillen Kirchhof. Ellika war weggezogen und wohnte als eine wohlbestellte Bootsmannsfrau schief über der Straße. Sie war keine schonende Nachbarin und wußte immer mehr als andere.

„Es geht abwärts," pflegte sie oft zu sagen, „ganz abwärts mit Herrn Carls Geschäften, seit er sich hat verführen lassen Haverei zu treiben. Auch flüstern die Leute daß es gar nicht so schnurgerade zugehe wie zur Zeit der Großmutter. Die wackere Alte, sie hatte einen ganz andern Einfluß auf Herrn Carl als die Frau. Jezt leben sie wie Hund und Kaze mit einander, zumal da sie von Anfang an auf ihren eigenen Nuzen sah, so daß nur er allein in die Patsche kommt."

Und in der Patsche saß Carl bis über die Ohren. Aber seine Frau war jezt die lezte mit der er über seine Verhältnisse sprach. Sie wich einer solchen Erklärung auch aus, denn sie bemerkte wohl daß etwas Aengstliches um den Weg war. Aber

sie ahnte nicht daß es sich um eine andere Gefahr als eine mögliche Cession handeln könnte, eine Sache worüber sie ihre eigenen ruhigen Gedanken hatte.

Aber Carl war keineswegs concursmäßig. Sein Kummer kam nicht daher. Obschon seine Geschäfte sehr zurückgingen und er ihnen vergebens dadurch aufzuhelfen suchte daß er Havereiauseinandersezungen übernahm, so konnte er doch noch immer von denjenigen die das wahre Verhältniß kannten als ein ziemlich feststehender Mann betrachtet werden. Aber wenn man seine äußerste Niedergeschlagenheit sah, so glaubte man, der Bankrott sei im Anzug, wenn auch nicht gerade vor der Thüre.

Oft konnte er stundenlang, in unbewegliches Schweigen versunken, im Wohnzimmer auf dem Sopha sizen. Die Kinder, ein Mädchen und zwei Knaben, die er alle sehr liebte, hörte er dann nicht, wenn sie auch noch so sehr lärmten. Manchmal ließ er einen Blick auf sie fallen; aber dieser Blick war so leer, daß man wohl sah daß er eben so wenig wahrnahm als die Ohren. Selbst wenn die kleine Schaar schon zur Ruhe gegangen war, saß er noch so da und achtete nicht darauf daß Joachima einmal ums andere zur Thüre hereinschaute, immer mit derselben Phrase: Der Tisch ist gedeckt.

Was für ein sonderbarer Character doch diese Joachima war! Immer gleich liebreich auf ihre Art, hätte sie Gott weiß was für ein Opfer gebracht um das volle Bekenntniß ihres Mannes zu erhalten, und doch wich sie einer Erklärung sorgfältig aus; denn, überlegte sie, bittet er mich auf eine Art die mir zu Herzen geht um Hilfe, so kann ichs ihm nicht abschlagen, und dann haben wir hernach Nichts. Die Armuth wird seinen Sturz vollenden, aber eine Hilfsquelle wird ihn wieder emporziehen wenn das Schwerste vorüber ist. Ich will mich also verhärten.

Und Joachima verhärtete sich und ahnte, wie so manche andere unter ähnlichen Umständen, nicht, daß das schöne Gewand das man seinen Eingebungen anlegt, höchstens eine halbe

Maske ausmacht wodurch die rechte Farbe verborgen wird. Joachima fühlte gewiß Alles an was sie glaubte, aber sie wollte ihren heftigen Geiz, ihre gründliche Abneigung gegen die Armuth nicht fühlen.

In andern Fällen war sie offener gegen sich selbst. Sie wußte daß sie nicht gut war. Sie wollte es aber sein, unterlag jedoch beständig der Versuchung zu bald größeren, bald kleineren Bosheiten. Gott allein hatte gesehen daß Joachima in Thränen um ein sanfteres Herz und größere Verträglichkeit gebetet. Gott allein wußte alle ihre Vorsäze. Aber er wußte auch daß ihre Gebete keine wahre Kraft besaßen und daß ihre Vorsäze beständig davönflogen, wie die Federn in dem Wind, wie die Vögel in der Luft.

Sie war eine außerordentlich thätige Hausfrau — dieß war auch das einzige Verdienst das ihre vielen Feinde ohne Ausnahme zugaben — aber Jahr um Jahr hüllte sich ein immer dunklerer Schleier um ihren Ruf als Mensch, Gattin und Mutter.

Vielleicht würde eine tiefe, starke und vor allen Dingen vernünftige Liebe von Seiten des Mannes den bösen und leidenschaftlichen Geist der in ihr wohnte gerettet, gebeugt und gemildert haben; aber während ihre Liebe unter der Asche lebte, war Carls Liebe schon längst erstickt und ein Widerwille vor all ihren kleinlichen Intriguen, ausgesuchten Kunstgriffen und quälenden Stichworten war an ihre Stelle getreten. Dieses Bewußtsein stachelte Joachimas Zorn, obschon er sich gegen ihren Mann nicht anders Luft machte als in einem Verlangen beständig Alles gegen seinen Willen zu thun. Und dennoch schien sie herbeifliegen und seinen geringsten Befehl vollziehen zu wollen. Es war ein ewiger, ein unerträglicher Kampf.

Ein kühler düsterer Herbstabend war eingetreten. In dem schwach beleuchteten Zimmer saß der schwersinnige Mann und

grübelte, düsterer als gewöhnlich, in seiner Sophaecke. Kein Mensch war um ihn.

Es mochte etwa sechs Uhr Abends sein.

„Nein, das geht doch nicht," sagte Joachima, die drinnen im Schlafzimmer lauschte und seine Seufzer zählte. „So hat er jezt seit Mittag dagesessen. Ich muß hinausgehen, er mag es nehmen wie er will . . . Ach, wenn er mich nur noch liebte wie früher . . . wenn ich nur sein Herz wieder erhalten könnte! Was läge da am Gelde, wenn er es nicht so verdammt nöthig hätte . . . aber gleichviel: ich halte es nicht länger aus ihn leiden zu sehen."

Sie öffnete die halbverschlossene Thüre. Carl bemerkte sie nicht. Sein Kopf war gegen die eine verschlossene Hand hinabgesunken, sein Ellenbogen ruhte an der Sophalehne.

„Darf ich Dich stören?"

Joachimas Stimme hatte nie einen mildern Ausdruck gehabt, nicht einmal in den ersten Tagen der Jugend und Liebe.

Er zuckte und sah heftig auf.

„Verlangst Du Erlaubniß mich zu stören?" sagte er höhnisch, „das ist ja Etwas was Du täglich auf eigene Faust unternimmst."

„Carl, wenn Du mir jezt trauen wolltest, so würdest Du wohl thun. Ich wünsche mit aufrichtigem Herzen Deine Bekümmernisse zu theilen, und es thut mir leid daß ich Dir das nicht früher gesagt habe."

„Laß Dich das nicht verdrießen, Deine Theilnahme wäre etwas so Neues, daß ich mich nicht daran gewöhnen könnte."

„Du kommst mir auf eine Art entgegen die meine guten Wünsche bald zum Schweigen bringt. Siehst Du nicht ein daß ich lichtere Gedanken bekommen habe, daß mein Herz sich geöffnet hat, daß . . ."

„Und siehst Du nicht ein daß ich über düstern Gedanken brüte und daß mein Herz sich verschlossen hat?"

„Ja Carl, das sehe ich wohl. Aber vielleicht könnte, wenn Du mich hören wolltest, Vieles noch anders und wieder gut werden. Es kommen nicht oft Augenblicke wie dieser über mich, Gott hat ihn geschickt, laß uns Nuzen daraus ziehen."

„Dank Joachima! Wenn mich jezt noch Etwas erfreuen könnte, so würden Deine Worte mir eine solche Empfindung verursachen. Leider hast Du zu lange damit gewartet und morgen wirst Du Dich ihrer nicht mehr erinnern."

„Um so mehr," antwortete sie verlezt, „werde ich mich dann erinnern wie Du sie aufgenommen hast. Inzwischen will ich von Deinem Mißtrauen absehen . . . ich will Dich retten."

„Retten? Von was? Was meinst Du?"

„Du brauchst Dich nicht mehr zu verstellen. Du bist ja bankrott, das wissen die kleinsten Kinder in der Stadt."

„Dann haben die kleinsten Kinder in der Stadt sich getäuscht."

„Wie so? Dein Geschäft wäre nicht ruinirt?"

„Wenn Du das geglaubt hast, so sage ich, falls ich den rechten Sinn verstehe, noch einmal daß Du Dich gar zu lange über die Hilfe besonnen hast deren Du mich bedürftig glaubtest. Aber das lumpige Geld ist Dir mehr als der Kummer Deines Mannes . . . Ah, also vom Geld hast Du gesprochen? Dann wundere ich mich nicht über das große Gewicht das Du auf Deine Worte legtest."

In Joachima kämpfte ein grenzenloser Verdruß mit einem grenzenlosen Entzücken. Er verachtete ihr Opfer so sehr. Aber Gott sei Dank, es sollte ja keines Opfers bedürfen.

Die Freude gewann den Sieg.

„Ist es wirklich wahr, stehen Deine Handelsgeschäfte in keiner Gefahr?"

„Sie sind nicht gerade blühend, sondern eher im Abnehmen, aber bis auf den Punkt von welchem Du sprichst, ist es nicht gekommen."

„Aber um Gotteswillen, um was hast Du Dich dann zu grämen? Einige glückliche und kühne Ideen können ihnen wieder Aufschwung geben. Erinnerst Du Dich, welches Glück Du mit den Norwegern hattest die ich Dir verschaffte? Ach das Herz pocht mir noch vor Freude, wenn ich an den Aerger denke den wir N.s verursachten."

„Still, nenne diese Dummheit oder vielmehr dieses Unglück nicht. Das hat Dir den Schlüssel zu einer andern Idee gegeben, zu Havereigeschäften. Verflucht sei die Stunde wo ich auf Dich hörte und mich mit Herrn N. überwarf! Seine langen Arme haben ihre Hände in Allem, sichtbar oder unsichtbar. Das Wenige was ich ihm genommen habe muß ich siebenfach büßen. Bedenke dieß, und bedenke auch daß ich Deiner verrückten Bosheit und Deiner Selbstsucht meinen Ruin zuzuschreiben habe."

„Du gestehst also jezt daß Du ruinirt bist?"

„Beschränktes Weib, gibt es in Deiner Seele nur für einen einzigen Gedanken Raum? Der Ruin kann auf vielerlei Arten vor der Thüre stehen . . . frage Nichts . . . vielleicht wird die Erfahrung Dich bald lehren daß das Wort mehrere Bedeutungen hat."

„Und sprechen willst Du also nicht? . . . Carl, geliebter Carl, ich beschwöre Dich, rede doch!"

„Nein!"

„Ich befinde mich in einer schrecklichen Unruhe . . . wie lang soll diese noch währen?"

„Das weiß ich nicht."

„So gib doch wenigstens auf heute Abend das Grübeln auf . . . laß uns über Etwas reden was Dich zerstreuen kann."

„Ich will nicht reden, ich will nicht zerstreut werden. Ich wünsche bloß daß Du Dein Vergessungssystem wieder aufnimmst."

Jezt funkelten Joachima's Augen.

„Undankbarer, Unwürdiger," rief sie, „Du verdienst wirklich

meine Theilnahme nicht, aber Du sollst auch warten müssen bis meine freundlichen Gefühle sich wieder zeigen."

„Ha, daran erkenne ich Dich wieder. Jezt wittere ich meine Tigerin. Sicherlich bringst Du heute Abend ein Fricassee von Deinen weißen Hühnern. Deine Strafen sind so sanft und mild wie diese Thierchen."

„Höllischer Mann, ich bringe Dir nie etwas Anderes als von den schwarzen, und heute Abend kommt kein anderer Bissen auf den Tisch."

„Höre zuerst einen Rath. Ich habe gelesen daß es in Frankreich zur Zeit der niederträchtigen Catharina von Medici eine Art von Zauberer gab (Renée, glaube ich, hieß er), der, um die Zukunft zu erforschen, immer ein schwarzes Huhn schlachtete, in dessen Eingeweiden er die geheimnißvollen Zeichen fand die auf kommende Ereignisse gedeutet werden konnten. Lies auch Du in den Eingeweiden Deiner schwarzen Hühner, so dürftest Du aus ihren Hieroglyphen den Schluß ziehen daß ein schwere, schwarze Wolke sich über diesem unseligen Hause sammelt."

„Ich lache sowohl über Dich als Deine Wolken! . . . Leb wohl! . . . Damit ist meine gute Absicht zu Ende."

„Joachima . . . Sie war bereits an der Thüre . . . Untersteh Dich nicht ein einziges Flügelchen von diesen widerwärtigen Thieren auf den Tisch zu bringen! Ich warne Dich."

„Wir wollen sehen."

Eine Stunde später war der Tisch in Ordnung.

Der in seine Gedanken zurückgesunkene Mann hatte den lezten Theil des Gespräches vergessen. Aber als er sich zur Mahlzeit sezte und auf dem weißen Tuch nicht das Geringste vorfand als einen Brodkorb und eine große Platte Huhn mit Reis, da warf er seiner Frau einen schrecklichen Blick zu und schleuderte die zusammengewundene Serviette mitten in die Schüssel.

Mit tief concentrirter Stimme sagte er:

„Höre mich . . . das nächste Mal wenn Du mich wieder mit diesem abscheulichen Gericht erbitterst, das Du immer bereit hast so oft Du es für nöthig hältst die Last meines häuslichen Elends zu vergrößern, schwöre ich Dir bei meiner elenden Seele daß Du Deiner grausamen Schadenfreude gedenken sollst, so lange Du lebst.“

Er griff nach dem Hut um ins Contor hinaufzugehen, als es auf einmal hastig und geschäftig an die Thüre pochte.

Carl erblaßte und sezte sich. Joachima öffnete und empfing ein Billet, welches der Bote sogleich an ihren Mann zu bestellen bat. Einer Antwort bedürfe es nicht.

„Gib her . . .“ Carl ergriff das Papier und las unter einem schrecklichen Mienenspiel folgende Zeilen:

„Lieber Bruder!

„Ich habe heute Abend auf ganz besonderem Weg eine Nachricht erhalten die ich Dir mitzutheilen mich beeile.

„Eine unglückliche Stänkerei ist entdeckt worden in Bezug auf das Havereigeschäft das Du für J., den ehemaligen Capitän der gescheiterten Brigg Jean Georges, machtest. Du hast einen alten Feind der voll Eifer gegen Dich arbeitete, und, um es gerade herauszusagen, Du hast morgen, vielleicht, was Gott verhüte, heute Abend schon eine Verhaftung zu erwarten. Benüze diese Warnung wie Du es fürs Beste hältst.

„Mit Theilnahme

„ein ungenannter Freund.“

„N. S. Meine Privatansicht ist daß ein schleuniger Rückzug nöthig wäre, insofern das umgehende Gerücht nicht durch klare Beweise widerlegt werden kann.“

Carl sprang auf und stellte sich kalt und gerade vor seine Frau hin.

„Joachima, jezt gilt es die Aufrichtigkeit Deiner Gesinnung zu beweisen. Willst Du die lange Reihe von Jahren die Du

mir zur Folterqual machtest sühnen? Willst Du Dich erheben? Willst Du daß ich einen Versuch machen soll Dich wieder zu lieben? Diesen Abend hattest Du ein gutes Gefühl, das ich mit Unrecht von mir stieß; ist es noch vorhanden?"

„Nein, keine Spur davon . . . aber was willst Du?"

„Ich will Geld haben, viel Geld. Ich will plözlich, heimlich, im Augenblick abreisen. Mein Weg ist lang . . . aber Du kannst nachkommen wenn Dein Herz es wünscht, und alles Vergangene soll bei Gott und meiner Seele gänzlich getilgt sein."

„Du, Carl, antwortetest mir soeben: Zu spät! Ich antworte dasselbe. Du ließest den guten Augenblick fruchtlos vorübergehen."

„Weh mir, weh mir! Weib, willst Du Deinen Gatten nicht retten? Faß schnell einen Entschluß, einen bessern Entschluß. Sieh, ich bitte Dich, höre! Ich bin ein Verbrecher, aber nur halb. Bei Gott, ich bin es nicht in dem Grad wie es den Anschein haben wird . . . darauf kann ich schwören . . . aber eben so sicher schwöre ich darauf daß ich, da Christoph N., der so lange und geduldig diesen Augenblick erlauert hat, mein Ankläger ist, aus diesem Proceß nicht anders als mit gebrandmarktem Namen wegkomme und wegen Betrugs in der Havereigeschichte des Capitäns T. verurtheilt werde. Kann ich mich aber davon machen und wenigstens auf einige Zeit verschwinden, so läßt sich Alles vertuschen. Vergiß nicht daß ich diese unselige Feindschaft mit dem Hause N. Dir zu verdanken habe."

„Was höre ich?" Joachima schlug ihre Hände zusammen. „Hast Du einen Betrug begangen und bist von Herrn N. entdeckt worden? Was soll aus den armen unglücklichen Kindern werden mit dem gebrandmarkten Vater?"

„Furie, ihrer Mutter Werk fällt auf sie zurück. Hätte ich meiner innern Stimme gehorcht, Dich aufgegeben und ein braves, rechtschaffenes Mädchen geheirathet, so wäre ich jezt nicht der Elende der ich bin. Was ich zu sein scheine, dafür zu gelten,

werde ich nicht ertragen können. Noch ein Wort, noch einen Augenblick ..."

Joachima schien unschlüssig.

„Antworte doch, antworte!"

„Ich verachte Dich ... nimm was Du willst!"

„Ha, es ist zu spät. Ich streite nicht länger gegen ... Hörst Du da klopfen? Jezt kommt gewiß der Stadtdiener. Man hat mir die Schonung erweisen wollen mich am Abend zu verhaften, damit mir nicht ein ganzer Haufe Straßenjungen nachzieht. Die Verachtung der fremden Leute ging nicht so weit wie die der nächsten Angehörigen."

„Eile hieher ... verbirg Dich im Keller ... Carl, ich will Dir helfen ... wir sind beide grausam gewesen ... eile, eile ... ich will sagen daß man nicht öffnen soll."

Carl lachte dumpf.

„Wie Du siehst, immer zu spät ..."

Die Hausthüre wurde geöffnet. Joachima wollte die Wohnzimmerthüre verriegeln.

„Laß es sein! Es hilft zu Nichts ... Deine Härte hat mir die Lust zu fliehen geraubt. Ich bin bereit ..."

Im nächsten Augenblick standen zwei Personen im Zimmer ... Die eine zog ein Papier hervor. Nach einem Blick darauf sagte Carl:

„Es ist gut ... halten wir uns nicht lange auf."

Joachimas Muth entsank. Ihre Augen strömten über, ihre Hände verkrümmten sich.

„Keine solche Scene! Bleib Dir mehr gleich!" sagte der Mann bitter. „Leb wohl ... grüße die Kinder ... kein Wort an sie heute Abend. Ich habe nicht den Muth sie zu sehen."

Zehn Minuten später ging er mit seinen Begleitern über die Brücke.

Hier blieb Carl auf demselben Plaze stehen wie am ersten Abend wo wir ihn kennen lernten. Auch jezt lehnte er sich an

die Brustwehr und schaute in den dunkeln Strom hinab; auch jezt dachte er an sie. Sie waren einander zum Unsegen geworden. „Ach warum folgte ich nicht der Stimme . . .“ Sodann schaute er in den schäumenden Wasserfall hinunter und endlich hinauf zu dem dunkelblauen Himmel, wo der Mond bleich zwischen den Wolken schien. Aber im Himmel wohnte ein Engel der zu jeder Stunde für ihn betete. Er hatte lange Zeit nicht gewagt an seine Mutter zu denken, jezt glaubte er wieder sie zu hören und zu sehen. Und wie eine große Wohlthat nahm er diese Erinnerung auf und trug sie mit sich in das düstere kahle Zimmer das er bald darauf im städtischen Rathhause betrat.

Joachima ging die ganze Nacht in ihrer Wohnung auf und ab. Sie weinte nicht mehr und rang die Hände nicht mehr — dieß war bloß eine Geberde der Schwäche gewesen die am Ende jeder menschlichen Natur anklebt — jezt war ihre Seele von tausend verschiedenen Eindrücken erfüllt. Aber einer stand über dem Schmerz, über der Schande und Unehre, der daß Carl keinen rechten Abschied von ihr genommen, obschon er gesehen daß sie ihn zulezt hatte erhören wollen. Ach hätte sie ein einziges mildes und herzliches Wort gehabt an das sie sich erinnern könnte!

„Ich werde ihn verachten wie er mich verachtet und ihn dem Schicksal überlassen das er sich bereitet hat.“

Aber leider gewährte dieser wilde unnatürliche Trost keine Ruhe und beschwichtigte das Gewissen nicht, das unaufhörlich seine Stimme erheben, unaufhörlich rufen wollte: „Bat er Dich nicht zuerst inständig? Wollte er Dir nicht Liebe, Achtung und Hoffnung wieder geben, wenn Du Dich nur bewegen ließest?“

Der Schweiß perlte auf ihrer Stirne, die Augen sanken in dieser grauenvollen Nacht so tief in den räsonnirenden Kopf ein,

daß man bloß ein Paar flammende Funken in einem weiten und tiefen dunkelblauen Ring zu sehen meinte.

„Und der Triumph all dieser Leute da . . . sie denken mich gebeugt und niedergeschlagen zu finden. Aber erhebe dich, meine Stirne! Joachima wird sich aufrecht zu halten wissen. Hörte sie nicht auf seine und des Gewissens Stimme, so wird sie auch nicht auf die Stimmen des falschen Mitleids hören . . . O eine Stunde Schlaf . . . eine Stunde Vergessenheit!“

VIII.

Das Dunkel nimmt zu. — Die schwarzen Hühner kreischen und gackern vergebens. — Der Sturm bricht los, legt sich und verstummt.

Wenn ein bisher unbescholtener Mitbürger plözlich verhaftet wird, so erregt dieß auch in einer größeren Stadt bedeutendes Aufsehen. Warum sollte es nicht in einer kleineren Gesellschaft der Fall sein, wo man einander von allen Seiten zu kennen glaubte?

Aber diese in manchen Schattirungen spielenden Details übergehen wir. Wir haben hier bloß zwei menschliche Wesen in ihrem innern und äußern Kampfe zu schildern.

Einige Wochen waren verflossen.

Bei dem eingeleiteten Rechtsverfahren schien Alles mit einem unglücklichen und entehrenden Ausgang für den Verhafteten zu drohen. Aber als er vor Gericht stand, erschien er so steif, kalt und unzugänglich, als hätte er sich selbst nie herabgelassen zu denken daß Jemand ihn schuldig glauben könne. Gleichwohl waren die Meinungen darüber nicht verschieden, denn die Beweise sprachen laut, sie waren sorgfältig gewählt, von einer erfahrenen Hand und dem schlauesten Kopfe geordnet.

Betrug, Unterschlagung anvertrauter Mittel waren die mildesten Worte die gebraucht wurden. Carl protestirte scharf, aber bloß mit Worten. An Gegenbeweisen fehlte es, wie er vorhergesagt hatte, und mit jeder Sizung vermehrte sich die Gefährlichkeit seiner Lage, zugleich aber wurde der öffentliche Glaube an seine gänzliche Schuldbarkeit erschüttert.

„Es steckt gewiß irgend ein Satanszeug in alle dem. Seine Sicherheit verkündet keinen groben Verbrecher. Er ist in Einigem schuldig, aber nicht in Allem ... und nun bietet er Troz und will nicht mit der Wahrheit heraus, weil er vielleicht ahnt daß gerade dieß ihn noch mehr verwickeln würde.“

Ueberall rieth man hin und her wie der Proceß wohl ausgehen würde; man wettete, aber man gerieth doch nicht darauf daß derselbe für immer unentschieden bleiben sollte.

Seit seinem Eintritt ins Gefängniß hatte er mit einer Bestimmtheit die auf keine Aenderung hoffen ließ sich geweigert seine Frau zu empfangen. Sie hatte den Gefängnißwärter bestochen, sie hatte Briefe voll glühender Bitten geschrieben, aber sie hatte es nicht ein einziges Mal unterlassen können in diese Bitten eine Klage über ihr eigenes unverschuldetes Schicksal zu mischen — und somit öffnete sich die Thüre des Arrestes nicht: alle Versuche waren vergebens.

„Ich muß doch wohl Hausfrieden innerhalb dieser vier elenden Wände bekommen, da ich keinen andern Frieden habe,“ antwortete er einmal so laut daß sie es hören konnte. Nach diesem Tag, der noch in die erste Woche fiel, kam sie nicht wieder.

Inzwischen wetteiferten eine Menge Frauen in der Stadt dem Gefangenen das Beste zu schicken was ihr Tisch gestattete. Er empfing mit dankbarem Gefühl diese Beweise von Freundlichkeit, aß aber so gut wie nichts, und am wenigsten von den Speisen die aus seinem eigenen Hause kamen, obschon Joachima gewissenhaft nur seine Lieblingsgerichte schickte.

Eines Morgens am Schluß der dritten Woche lag ein Billetchen auf dem Teller. Es enthielt folgende Zeilen:

„Um Gotteswillen, verweigere mir nicht länger den Trost Dich zu sehen. Du kannst mir doch keinen Vorwurf daraus machen daß ich nicht in einer Secunde den Beschluß faßte mich von meinem Bischen Privateigenthum zu trennen. War es nicht meine Pflicht an die Kinder zu denken, diese armen Tröpfe welche das Böse entgelten müssen woran sie keinen Theil haben?

„Lieber Carl, meine Seele ist von einer Verzweiflung erfüllt welche für die neugierig spähenden Menschen unsichtbar bleibt, nicht aber für Dich, der Du weißt wie viel ich ertragen kann. Jezt fürchte ich jedoch daß meine Last gar zu groß wird. Ich will nur mit Dir zusammentreffen, um Dir zu sagen daß Christoph N. die Sache so betreibt, daß Du wahrscheinlich ein Urtheil bekommst zu dessen Ertragung wir aller Resignation bedürfen. Ich will Alles für Dich thun — verlaß Dich darauf — nur hasse und verachte nicht länger

Deine grenzenlos unglückliche

Joachima."

„N. S. Sei ruhig, ich werde Dir keine Vorwürfe machen. Ich weiß daß Du mit Deinen eigenen Vorwürfen genug hast, ohne die meinigen hören zu müssen, so gerecht sie auch sein mögen. Meine ärgste Plage ist, wenn unser ältester Junge fragt was Papa gethan habe, da die andern Schulknaben sagen daß . . . aber ich will es lieber verschweigen. Es ist jedenfalls niederträchtig von Eltern solche Dinge vor ihren Kindern zu sagen."

Carl las das Billet, aber es erweckte keinen erweichenden oder warmen Eindruck in seinem Herzen . . . im Gegentheil ärgerte er sich dermaßen daß seine blassen Wangen erglühten, und als sie von den bittern Fragen des ältesten Sohnes, seines Lieblings, erzählte, da war es ihm als hätte man mit einem glühenden Eisen seine innersten Nerven berührt.

„Abscheuliches Weib, ohne Gefühl, ohne Mitleid, ohne Zart-

sinn!" klagte er, bis die Klage sich gegen ihn selbst kehrte. „Ha, verdiente ich denn solche Rücksichten? Nein, denn das lange Elend, der schreckliche Kummer machte und macht mich noch jezt hart . . . aber es gibt Frauen anderer Art, die sanft und geduldig heilen und verzeihen . . . O Segen über die guten Frauen, die Engel der Erde . . . . . Wehe über die Nichtguten, ihre Saat bringt eine schreckliche Ernte."

Er schob die Teller weg und kostete Nichts, obschon er an diesem Tag kein anderes Mittagessen bekam; denn nachdem die lebhaften Empfindungen die ersten zwei Wochen gewährt hatten, nahmen sie ein Ende. Tag für Tag fanden die gewöhnlichen Beschenkerinnen des Gefangenen daß sie leider nicht mehr so oft etwas Passendes anzuschaffen vermochten.

Am Fenster ihres jezt verlassenen Wohnzimmers stand Joachima, ganz wie an dem Tage wo sie nach dem Wachtmeister spähte der mit der N.schen Einladungsliste umherging. Ach hätte sie vorher ihres Mannes Bitten befolgt, so wäre Vieles jezt anders geworden. Der kleine Same wäre dann nicht aufgeschossen. Das in langen Jahren genährte und immer gewachsene Rachegefühl war es wovon sie die Wirkungen erfuhr, als sie heute ungeduldig die Wiederkehr ihrer Botin von dem verhafteten Gatten erwartete.

Endlich erschien das Mädchen.

„Wo bleibst Du so lange? Gib die Antwort her!"

„Der Gefängnißdiener sagte, er habe keine bekommen."

„Und damit gabst Du Dich zufrieden?"

„Nein, ich bat ihn aufs Inständigste, er möchte wieder hineingehen und dafür sorgen daß ich wenigstens eine einzige Zeile mitbekäme. Er that dieß, aber es blieb beim Alten; der Herr hatte gesagt, es bedürfe keiner Antwort."

„So . . . Du kannst Deines Wegs gehen. Nun steh nicht

hin und gaffe mich an, um für Frau Ellika zu spioniren und ihr Neuigkeiten zu bringen. Ich kenne Großmama's Dadda. Dieser elende Vampyr entblödete sich nicht herüberzukommen um seine Theilnahme zu bezeigen ... Ich bedarf von keinem Menschen Theilnahme. Bedenke das und weise Jedermann ab, wer es wagt mit schmeichelnden Fragen sich einzudrängen."

So scharf und mannhaft stand sie vor der Dienerin da. Aber sobald diese ihren Rücken gekehrt hatte, sank sie auf den Stuhl nieder und hielt ihre Hände vor die brennenden Augen.

„Ei wie ... ich glaube daß ich noch Thränen habe für den selbstsüchtigen Barbaren; meine Briefe, besonders dieser lezte, floßen über von Zärtlichkeit, und er bietet mir noch Troz, er höhnt und verachtet mich noch ... Was kann ich thun um ihn meinen Zorn fühlen zu lassen? Keine Thränen, keine Schwäche mehr. Ich habe nicht ein einziges Gefühl mehr für ihn nach diesem lezten ... O Qual verabscheut zu werden und dennoch zu fühlen daß diese elende Liebe nicht todt ist ... Aber ich will ihn auf irgend eine Art aufrütteln. O wenn ich den Muth hätte mich zu vergiften, zu sterben ... das würde ihn gewiß erschüttern ... O nein, dann würde er ja frei, dann könnte er vielleicht sogar Gott danken ... nein, er darf nicht frei werden. Es ist keine Wohlthat die ich ihm erweisen will. Ich will irgend ein Gefühl wecken, wenn es nur diese trozige, dumpfe, mörderische Gleichgiltigkeit bricht."

Sie versank in eine Art von Rausch, wo alle versucherischen Gedanken sich zur Musterung einstellten ... Rache mußte sie haben.

„Ha," rief sie heftig und der Hohn triumphirender Bosheit entflammte ihre Augen so, daß sie wie Brillanten am Lichtschein funkelten. „Sie ist zwar gering, aber sie wird ihn dennoch zur äußersten Wuth bringen. Ich will ihm morgen Mittag troz seines feierlichen Verbotes ein Hühnerfricassee schicken, ach so

lecker, so lecker . . . der bloße Gedanke daran macht mich wieder lebendig."

Sie eilte schnell wie eine Windsbraut auf den merkwürdig großen, in der ganzen Stadt und Umgegend bekannten Hühnerhof, der eine große Einkommensquelle für sie bildete, denn Frau Joachimas Eier waren weit und breit berühmt und gesucht, und wer wirklich Nachzucht aus dem spanischen Serail bekam, war ganz glücklich. Bei großen Schmausereien konnte man sich ohne Frau Joachimas Küchlein nicht helfen. Sie waren makellos, und man machte der Eigenthümerin die ganze Woche vorher den Hof, damit sie nicht im lezten Augenblicke noch ihr Wort brach, was ihr auch zuweilen einfiel.

Hier stand jezt die strenge Hausfrau, umgeben von einer gluckenden und gackernden Schaar schwarzer und weißer Hühner. Die weißen galten, da sie nur eine gemischte Race ausmachten, nicht viel, und sie ging an ihnen vorüber. Aber bei einer von der schwarzen Schaar griff ihre Hand ein, und vergebens kämpfte sich ein armes kreischendes Individuum gegen den harten Griff ab, um frei zu den Seinigen wiederkehren zu dürfen.

„Beruhige dich, gedankenloses Thierchen," sagte die Herrscherin gleichsam als Antwort. „Du bist zu etwas weit Wichtigerem bestimmt als unbeachtet hier herumzugehen. Mein Sultan will dich auf seinem Tische sehen . . . Still, still und mach nicht so viel Lärm . . . Tröste dich damit daß Du an einen Ort kommst wohin ich nicht kommen darf."

Das ganze Aussehen und Benehmen des unglücklichen, verbitterten Weibes würde Entsezen und Mitleid erregt haben, wenn Jemand sie bei ihrer abscheulichen Opferverrichtung gesehen hätte.

Es war der folgende Mittag.

Wiederum wurde das Mädchen mit der Kost zum Herrn ab-

geschickt. Frau Joachima stand auf ihrem Posten am Fenster... aber wir wollen zuerst in Carls Zimmer treten.

Er hatte seit dem vorhergehenden Tag immer Hunger gehabt, denn nachdem er Nachmittags nur mit Mühe Etwas von den ganz vortrefflichen Gerichten seiner Frau gekostet, übergab er sie dem Gefangenwärter, überzeugt daß am Abend irgend eine willkommenere Sendung eintreffen würde. Aber es kam keine, auch zum Frühstück wurde Nichts geschickt. Jezt war der Mittag da und immer noch Nichts.

Niedergedrückt, vergebens gegen seine qualvolle bittere Stimmung kämpfend, hungrig, müde, überdrüssig, ergrimmt über Alles und ganz besonders über sich selbst, war Carl just in das gefährliche Stadium eingetreten, wo ein Strohhalm den man in die Schale wirft sie niederziehen kann.

Da der Mangel an Nahrung ihn noch mißlaunischer machte — wenigstens glaubte er daß die düstern Wünsche die ihn bestürmten dadurch zunähmen — war er im Begriff den Gefangenwärter zu rufen und durch diesen eine Botschaft in ein Speisehaus zu senden, als der Mann mit einem von einer Serviette bedeckten Teller eintrat.

Ohne sich die Zeit zu nehmen nach dem Woher zu fragen, gab er bloß ein Zeichen es niederzustellen. Der Wärter entfernte sich, und mit einer Art thierischer Gefräßigkeit eilte der Gefangene die Serviette wegzureißen und seine Mahlzeit zu beginnen.

Aber wäre es wohl möglich die wilde Veränderung zu schildern die auf seinem Gesichte vorging? Nur die Natur malt so. Ein Lachen, das innerhalb dieser Wände unheimlich klang, war das Erste was die Gabe der Frau begrüßte. Darauf schlug er mit beiden Händen an die gerunzelte Stirne und raste ein paarmal in der Stube auf und ab.

Nach einigen Augenblicken hatte diese erstaunliche Revolution eben so schnell aufgehört wie sie eingetreten war.

Er sezte sich. Aber statt die Speisen zu berühren, die er nur auf die Seite schob, zog er Dinte und Papier, die er zu einem andern Zweck erhalten hatte, an sich und begann blizschnell einige Zeilen schief und krumm hinzuwerfen.

„Wie lange sie ausbleibt," murmelte Joachima zwischen zwei schweren Seufzern ... „Weit länger als gewöhnlich ... Vielleicht hätte ichs doch nicht thun sollen ... Nun da ist sie ja ... Ach was ist das ... Darf ich meinen Augen trauen ... sie hält einen Brief in der Hand ... O warum mußte ich just heute wo der Brief vielleicht schon vorher fertig war, so grausam sein! Ich bereue es jezt ... Ja ich bereue es schrecklich ... Fliege, fliege, Mädchen ... Ich sterbe vor Erwartung ... Carl, mein Carl, ich liebe Dich noch ... Ich war böse, niederträchtig ... aber ich wußte nicht recht was ich that."

Das Mädchen öffnete die Thüre.

Joachima riß den Brief an sich und blieb allein.

Ihre Kniee zitterten so heftig daß sie kaum von der Stelle konnte, und ihre Hände begannen gleichfalls zu zittern ... Mit einem scheuen Blick schaute sie sich um.

„Was ist das ... es kam mir vor als sähe ich seiner Mutter fromme Augen ... Arme Großmutter, ich war nicht gut gegen Dich ... aber er liebte Dich zu sehr. O kann ich denn nicht den Brief öffnen ... Ich sehe überall diese Augen ... ich habe Deinem Sohn kein schreckliches Leid angethan, und dennoch ... dieses Herzklopfen ... Sieh da, jezt ist er offen ... jezt werde ich doch wohl die Kraft haben zu lesen was er schreibt ... Ist das wohl seine Handschrift? Wie aufgeregt, wie verändert er sein muß! Und ich mußte noch einen Stein zu dem Haufen legen ... Carl, Carl, Du kannst mich nicht schlimmer beurtheilen als ich mich selbst beurtheile."

Sie las:

„Joachima!

„Du hast mich lange vergebens gebeten Dich zu empfangen. Komm, ich erwarte Dich. Sei nicht bange wegen des Eindrucks welchen Dein artiges Mittagessen in mir hervorrief. Ich verspreche Dir kein Wort davon zu sagen. Es ist möglich daß Du ihn eräthst. Aber meine Lippen werden wenigstens nicht einen einzigen verlezenden Ausdruck verrathen.

„Carl K."

Mehrere Male durchlas Joachima den kurzen Brief. Sie wollte Freude und Dankbarkeit empfinden, aber sie fühlte nur eine sonderbare Erstarrung in ihren Gliedern. Etwas Aehnliches war ihr nie vorgekommen.

Sie versuchte an einen Gott zu denken, an einen Erlöser den sie beständig vergaß, aber Gebet und die Idee von einer Hilfe die über ihre eigenen Kräfte hinausginge paßten nicht zu ihrem Seelenzustande. Es war ja unmöglich daß Jemand ihr helfen konnte diese Last zu tragen; es war ihr unmöglich zu glauben. Und indem sie sich somit verurtheilte allein das Kreuz zu tragen das sie selbst verfertigt hatte, bereitete sie sich zu der wunderlichen Wanderung.

Mechanisch kleidete sie sich an, mechanisch ging sie aus und beinahe mechanisch stieg sie die Treppe zum Gefängniß hinan, vor welcher der Wärter sie empfing.

„Ich darf doch hineingehen?"

„Ja seien Sie so gütig . . . Schon vor länger als einer Stunde sagte er mir, ich solle Sie hereinlassen wenn Sie kämen."

Und jezt, während der lange Schlüssel hineingesteckt wurde und dumpf im Schlosse rasselte, begannen Joachimas Zähne zu knirschen. Sie hatte ein Frostfieber als sie eintrat.

Der Wärter blieb außen stehen. Aber nur ein Augenblick war vergangen seit er die Thüre geschlossen hatte, als ein Schrei

der kaum einer menschlichen Kehle anzugehören schien, durch das öde Gebäude ertönte.

Der Mann riß die Thüre wieder auf.

Ein entsezliches Bild zeigte sich drinnen.

Carl K. hatte sich erhängt und sein Geist hatte bereits die Brücke zurückgelegt welche die Zeit von der Ewigkeit trennt . . . Des Selbstmörders Wittwe lag bewußtlos auf der Erde.

IX.

Ein irrender Menschengeist.

Der erste Monat nach dem unheimlich geheimnißvollen Ereigniß im Stadtgefängniß war verstrichen.

Niemand wußte genau die Veranlassung zu dem schauerlichen Entschlusse der dem Prozesse Carl K.s ein Ende gemacht, aber man muthmaßte, man ahnte, man legte sich die Dinge zurecht, man verurtheilte und beklagte abwechselnd die beiden Opfer ihrer eigenen wilden Leidenschaften.

Mancher sagte: „Er hatte keinen andern Ausweg mehr. Es gibt Fälle wo nur der Tod helfen kann, und wenn diese Ueberzeugung einmal Plaz gegriffen hat, so wartet man nur noch auf einen Stoß von außen."

Jezt ruhte der unglückliche Carl in einem entlegenen Winkel hinter der Kirche. Er erhielt einen Plaz in geweihter Erde, denn er hatte glücklicher Weise mehr Freunde als Feinde.

Aber was sagte man von Joachima? Was machte sie? Wie ertrug sie den Donnerschlag der sie zerschmettern mußte?

Vergebens suchte man das Geheimniß ihres Lebens zu durchdringen. Die Nachrichten die umhergingen waren so fabelhaft daß Niemand recht daran glauben wollte. So viel war sicher daß man sie niemals in derjenigen Abtheilung des Hauses sah

wo die Kinder und Dienstboten wohnten, unter Aufsicht einer alten Mamsell, die jedoch nie den mindesten Versuch machte sich in etwas Anderes zu mischen als was ihren Beruf anging.

Aber die Mägde dachten anders. Für ihre lüsternen Blicke und hungrigen Ohren waren die zwei Dachkammern wohin die Hausfrau gezogen ein Land mit unentdeckten, aber gefährlichen und eben deßhalb um so sehnlicher verlangten Schäzen. Manche Frau hätte gerne einer Magd den doppelten Lohn gegeben, wenn sie ihr den Schlüssel zu dem Räthsel gebracht hätte, das sich in dem öden Hause verbarg. Und welche Menge von Einladungen und kleinen Geschenken würde nicht von Seite der vor Neugierde sterbenden Nachbarn erfolgt sein, wenn sie einige zuverläßige Nachrichten erhalten hätten!

Das Unglück war daß die versiegelte Mamsell Ebba immer die Speisen hinauftrug und in das äußere Zimmer stellte, von wo sie dieselben häufig wieder unberührt hinabbrachte. Aber ihre Miene verrieth Nichts: sie sah immer gleich aus, ob sie ging oder kam.

In stillen Herbstnächten jedoch, wenn der Wind pfiff und um die Ecken tobte, wenn der Hund heulte und eine schreckliche Unruhe auf dem großen Hühnerhof stattfand, schlichen sich die neugierigen Mädchen aus ihren Betten, zündeten die Blendlaterne an und gingen vorsichtig die Treppe hinab in den zweiten Stock. Hier blieben sie inzwischen stehen; sollten sie es wagen weiter zu gehen?

Die Neugierde siegte über die Feigheit, und nach dem ersten nächtlichen Besuche dieser Art vergrößerten und vervielfachten sich die Gerüchte.

Man begnügte sich jezt nicht mehr mit der Nachricht daß Frau Joachimas Hühnerhof verzaubert sei, daß die Mamsell das Essen in die Dachkammer trage, und daß die Hausfrau sich seit dem Tage wo sie bewußtlos aus dem Arrest heimgeführt worden nicht mehr habe blicken lassen; denn sobald sie wieder zum Be-

wußtsein kam, ging sie hinauf und gab keinem Menschen mehr eine Antwort . . . Nein, man mußte jezt mehr ermitteln, und endlich erfuhr man auch mehr, obschon man es nicht glaubte und nicht glauben konnte.

Die Erzählungen von den nächtlichen Besuchen — sie wurden nämlich mehrmals wiederholt — lauteten wie folgt:

Ein gräulicher Spectakel fand innerhalb der Thüren statt. Die Hausfrau raste wild umher und schalt laut. Sie zankte und verdammte Jemand dessen Namen sie nicht nannte. Aber ein gellendes Er, Er, Er zeigte deutlich gegen wen sie tobte. Niemals fielen Thränen, niemals ging ein weiches Wort, ein schmerzlicher Kummerton über ihre Lippen; nein, nur böse, grausame Worte die von einer tödtlichen Erbitterung zeugten und von einer grenzenlosen Qual, daß sie diese Marter ausstehen müsse.

Unter längeren Pausen ging und sprang sie abwechselnd im Zimmer herum. Zuweilen fiel sie hastig auf der Schwelle nieder, sei es nun daß die Gewaltsamkeit ihrer Gefühle ihr alle Kraft raubte sich aufrecht zu erhalten, oder daß sie den Augenblick noch einmal erleben wollte wo sie ins Gefängniß getreten war.

Aus allen diesen Erzählungen schloß man — im Fall sie Glauben verdienten — daß Joachima dem Unglücklichen den sie ihren Gatten genannt niemals verzeihen konnte, daß er sie durch sein Billet verlockt hatte die erste Zeugin seiner That zu werden.

Das Uebrige wurde nach der Hand ermittelt. Das Hühnerfricassee das sie geschickt hatte, sein Abscheu davor, die Bosheit der einen, die Grausamkeit des andern. Aber, fügte man billig hinzu, wer kann hier urtheilen? wer weiß was in ihren Herzen vorgegangen ist?

Sowohl der Arzt als der Geistliche hatten Versuche gemacht zur Wittwe zu gelangen und endlich ihr Ziel auch erreicht. Aber da hatte sie nicht die mindeste Spur von diesen nächtlichen Aus-

brüchen verrathen. Sie war höhnisch kalt, aber immer klar gewesen, und hatte versichert daß sie bis dato weder leiblicher noch geistlicher Hilfe bedürfe.

Zwei lange Monate währte dieses unnatürliche Leben. Da geschah es eines Tags daß die Wittwe ganz unerwartet, als wäre sie bloß auf einem Spaziergang gewesen, in vollem Promenadeaufzug in die Kinderstube trat. Die Kinder und die Magd schrieen laut, so unerwartet und unheimlich war die Erscheinung der Mutter und Hausfrau.

Sie war ganz ruhig, aber ihr Gesicht war so eckig und gelb, und ihr Leib so mager geworden, daß ihre ganze lange Gestalt an ein ausgetrocknetes Vogelgerippe erinnerte; besonders das dünne Kinn und die spize Nase gemahnten stark an das Vogelgeschlecht.

Aber die Angst welche sie immer einflößte, brauchte kaum durch den vorwurfsvollen Blick und das tiefe „Wie stehts?" noch gesteigert zu werden. Und nachdem die alte Mamsell Ebba wegen des Schulgangs der Kinder, der Kleider u. s. w. — Trauerkleider wurden nicht gebraucht — Befehle empfangen, schritt Joachima, als sie mit einer Art Umarmung ihre drei forschenden und niedergeschlagenen Abkömmlinge berührt hatte, stolz und kalt die Treppe hinab und auf die Straße hinaus, wo alle Kinder zu springen anfingen, um nach Hause zu kommen und zu erzählen daß die Frau des Selbstmörders mit großen blauen Federn auf dem Hut herumgehe.

Welcher Aufstand in allen Fenstern, Thüren und Thorgängen! Ist sie verrückt? fragte man einander.

Aber sie war nicht verrückt. Sie grüßte Alle ernst und frostig, und bei Allen die sie sahen verstummten die Schmähreden — wenigstens bis sie nicht mehr sichtbar war. Denn nie hatte man etwas so wunderlich Unheimliches gesehen wie diese skelettartige Wittwe, die mit ihren blauen Federn und ihrem pelzverbrämten grünen Schleppkleide durch die Straßen ging und durch

ihren Aufzug bewies, wie gründlich sie die Erinnerung an den Mann verachtete den sie einst angebetet. Und ihre Augen, scharf wie Dolchspizen, trafen Jeden auf eine Art die keine Lust erweckte wieder hineinzuschauen.

Sie schritt vom einen Stadtende, wo sie wohnte, bis zum andern, wo sie umwandte und mit einigen kleinen Abweichungen denselben Weg wieder zurücklegte. Niemand redete sie an und auch sie redete Niemand an, bis sie an ihr eigenes Haus kam, wo der kurze Befehl lautete:

„Bring mein gewöhnliches Schlafzimmer wieder in Ordnung!“

Und seit diesem Tag nahm sie alle ihre Gewohnheiten wieder an, und man bemerkte keinen andern Unterschied als daß sie strenger, kälter und schärfer war als vorher.

Die Auseinandersezung der Geschäfte nahm einen großen Theil ihrer Zeit weg, aber Alles wurde mit vollkommener Klarheit besorgt, und die Personen die sich dem Sterbehaus anvertraut hatten, konnten sich nicht genug wundern über diesen scharfgeschliffenen Verstand, diesen sichern Blick.

Für die Kinder nahm sie die besten Lehrer die man im Städtchen bekommen konnte, und ließ sie, kaum einen Monat nach der großen Promenade, mit den übrigen Kindern der Stadt eine Tanzstunde durchmachen.

Jezt schrie man über Skandal. Die Kinder in der Tanzstunde, drei Monate nach dem Tode des Vaters! Aber das Geschrei steigerte sich bis zum wahren Lärmsignal, als man auf dem Schlußball Frau Joachima selbst in einer Toilette von glänzenden Farben dreist in den Saal treten sah.

Seit diesem Tag hielt man Alles für möglich; aber später — denn Alles muß ein Ende haben — ging es so ziemlich wieder im alten Geleise fort.

Nach dem Schluß des sogenannten Trauerjahres wurde Joachima wieder in ein Haus und dann auch in andere gela=

den. Und obschon man immer einen starken Widerwillen und große Furcht vor ihr hatte, so ging man doch zuweilen auch in ihr Haus, aber diese Besuche wollte man nicht erneuern — so kühl, nebelig und unheimlich war die Luft die man da athmete. Es war als käme man in einen Eiskeller oder in ein seit einem halben Jahrhundert unbewohntes Haus.

Und Joachima selbst, eine wandelnde Mumie, verstand man nie. Sie ging fort wie ein mechanisches Uhrwerk das sich selbst aufzog.

Was in dieser irrenden Seele vorging, wußte Niemand, aber man glaubte daß der Schein eine beklagenswerthe Wirklichkeit verdecke.

X.

Der Horizont erhellt sich.

Jahre — viele Jahre — waren verflossen.

Die Kinder waren herangewachsen und hatten das Haus verlassen. Die Tochter hatte eine bessere Heimath über den klaren Sternen gefunden, aber die Söhne waren, jeder auf seinem Wege, weit fort, der ältere in Finnland, der jüngere auf dem treulosen Meer.

Keine Geschäfte irgend einer Art wurden in dem verfallenen K.schen Hause mehr betrieben.

Der Hühnerhof mit den unglückseligen schwarzen Hühnern, die so viel Böses gestiftet hatten, war gleichfalls verschwunden. Und in einsamer Verlassenheit lebte Frau Joachima mit einer alten Magd und einem Papagei, dem einzigen lebenden Wesen das ihr geblieben. Der Papagei war an die Stelle der schwarzen Hühner getreten — irgend Etwas mußte auch Joachima lieben.

Viele in der Stadt können sich gewiß noch erinnern wie in

den kleinen Scheiben des einzigen Fensters ein altes merkwürdiges Gesicht eingefaßt war. Es zeigte sich immer dort, wie wenn es vergessen hätte sich zurückzuziehen, und die tiefliegenden Augen stierten auf die Straße hinab als erwarteten sie Jemand zu sehen.

So hatte sich das Gesicht lange Tage gezeigt, aber manchmal verschwand es und kam dann vielleicht den ganzen Monat nicht mehr zum Vorschein.

„Jezt," sagten die Nachbarn, „ist Frau Joachima zu Bette gegangen." Und wenn dieß geschah, stand sie wenigstens drei Wochen nicht mehr auf. Dazwischen hinein ging sie nie zu Bette, sondern saß oder lag angekleidet bald auf einem Stuhl, bald auf einem Sopha, und wankte die Nacht hindurch aus einem Zimmer ins andere, indem sie stets in der einen Hand eine Wachskerze und in der andern einen Kehrbesen hielt, um sich mit Abstäuben zu beschäftigen.

Man wollte auch wissen daß sie mitunter Abends, wenn es dunkel wurde, aus dem Hause und auf abgelegenen Wegen nach dem Kirchhofe ging, wo sie sich an einen jezt eben gemachten Hügel hinter der Kirche schlich. Manche glaubten, besonders an stürmischen Abenden, sie dort knieen gesehen zu haben, aber Niemand konnte es mit Gewißheit versichern.

Inzwischen wurde Joachima eines Tages gänzlich einsam. Die alte Magd starb.

Verschiedene Miethleute — denn Niemand wollte mehr in dem unheimlichen Hause dienen — zogen dann gegen die Verpflichtung Joachima zu bedienen ein, machten sich aber bald wieder fort, weil sie behaupteten, die wunderliche Wirthin habe ein so sonderbares Benehmen, führe so curiose Reden und ersinne so mancherlei Stänkereien, daß sie lieber ihre Miethe bezahlen als bei ihr umsonst wohnen wollten.

Joachima schien sich nicht darum zu bekümmern. Sie saß immer gleich unbeweglich am Fenster, mit dem Papagei der in

seinem Käfig umherhüpfte daneben, bis auch dieser während eines periodischen Verschwindens der Hausfrau vereinsamte.

Eine Person die ihr stets unerträglich gewesen und hundertmal von ihr abgewiesen worden war, gab indeß immer Acht wenn der Papagei einsam wurde, und kam dann zurück. Es war Ellika, die Bootsmannsfrau und ehemalige Magd der Großmutter. Und zuweilen kam auch die Nachbarin welcher Joachima in ihrem vermessenen Uebermuth den garstigen Spuck mit den gesottenen Eiern gespielt hatte.

Diese beiden sahen freundlich nach ihr, aber sie dankte ihnen nicht, und nur Ellika besaß den Muth es bis zulezt auszuhalten.

Nach vielen langen Prüfungstagen war es Ellika gelungen Frau Joachimas alte Antipathie in so weit zu überwinden daß sie es wagen konnte sich ein wenig heimisch zu machen, und dann fragte sie warum Madame sich niemals legen wolle, außer wenn sie auf ganze Wochen zu Bette gehe.

Bei dieser Kühnheit wurde Joachima blaß und gelb.

„Warum fragst Du mich darnach?" fragte sie mehr niedergeschlagen als böse.

„Darum weil es mir schrecklich weh thut, wenn ich das einsame Licht jede Nacht in dem alten Zimmer umherflackern sehe. Ich weiß wer da wacht."

Joachima nickte, nicht gegen Ellika, sondern gegen den Papagei, und streckte ihre schmalen magern Finger mit dem erwarteten Zuckerstück durch das Käfiggitter hinein.

„Oh, oh!" kreischte der Papagei. Dieß war die Phrase mit welcher er immer dankte.

„Ganz gewiß," fuhr Ellika fort, „wird das arme Thierchen bei Nacht mit diesem Rufe geweckt, und davon hat es ihn gelernt."

„Ellika, Ellika . . ." Zitternd sezte sich Joachima . . . „Schweige doch."

„Nein, nachdem ich einmal gewagt habe zu reden ... Sprechen Sie, liebste Frau, gibt es denn keine Ruhe, gar keine Linderung?“

„Keine,“ seufzte Joachima leise.

„Und deßhalb ist Ihnen das Bett zuwider?“

„Schweige, Ellika ... wenn ich mich lege, so geschieht es weil ... aber nein ...“ sie erhob sich mit einer Kraft die an die junge Joachima erinnerte ... „warum sollte ich sprechen? Ich kann schweigen und meine Last ertragen.“ (Es lag ein gewisser Triumph in ihrem Tone).

„Aber ich frage nicht aus Vorwiz ... nein, nein ... gerade in diesem Geiste würde die Großmutter gefragt haben.“

„Die Großmutter ...“ Joachima fuhr zusammen ... „gerade die Großmutter zwingt mich aufzustehen, sonst würde ich immer liegen.“

„Ach welcher Irrthum! Sie, die gute Seele!“

„Du weißt wohl daß sie Jemand über Alles auf Erden liebte, sie will mir nicht verzeihen ... nein, sie will das nicht, und ich muß hier im Fegfeuer gehen bis ... aber still, still, ich werde alt. Verleite mich nicht zum Reden.“

„Und Niemand sonst verhindert Sie am Schlafen?“

Mit einem durchdringenden Blick grenzenlosen Schmerzes sprang Joachima auf. Sie schaute wild umher.

„Geh, Du bist böse ... komm nicht wieder!“

„Arme Frau, wenn ich ein Mittel erdenken könnte ... Diese Zimmer sind nach so vieljährigem Leiden friedlos und düster. Ziehen Sie ins Zimmer der Großmutter. Dort wohnen Friede und gute Geister, das kann ich versprechen.“

Joachimas Gesicht verrieth das Verlangen womit der Verzweifelnde nach einem Rettungsmittel greift.

„Wie kannst Du glauben ...“

„Ich glaube nicht bloß, ich weiß ... ach lassen Sie mich das Zimmer in Ordnung bringen.“

„Aber wirst Du auch der Großmutter zu Liebe mich niemals den Leuten verrathen?“

„Niemals!“

„Oh! oh!“ klagte der Papagei.

„Er will nicht allein sein,“ sagte Joachima mit einer sichtlichen Angst.

„Das soll er auch nicht; ich nehme ihn auf einige Zeit mit nach Hause, damit er eine andere Sprache lernt ... Diese hier ist allzu beängstigend.“

Am gleichen Tag brachte Ellika das Zimmer in Ordnung. Der Instinct ihres Herzens trieb sie auch die Bibel der Großmutter hervorzusuchen, und sie legte dieselbe, wie sie sonst zu liegen pflegte, auf das Tischchen.

Als Joachima sich bei Nacht im Zimmer der Großmutter zur Ruhe gelegt hatte, entschlummerte sie ohne einen Kampf mit den schwarzen Feinden welche sie sonst vom Lager des friedlichen Schlafes verscheuchten, und sie träumte hier ihren ersten schönen Traum in siebzehn Jahren.

Sie meinte in der großen Kleiderkammer auf dem Boden zu stehen, wo sie bei der offenen Luke an alten Kleidern arbeite, und während sie dastand, fühlte sie sich von einem wunderlichen Beben ergriffen worein sich eine geheimnißvolle Freude mischte. Es schien ihr als öffne sich ein Stück vom Himmel, als sei sie auf ihre Knie gesunken und empfinde jezt wie ein Hauch von oben über ihr brennendes Gesicht hinschwebe und es lieblich kühle. Der Hauch drang weiter in die Seele hinein, erleichterte ihren gequälten und müden Geist, und nahm die lezten Ueberbleibsel aller Bitterkeit gegen ihn fort, der sie zu einer so grausamen Strafe verurtheilt hatte wie ihr Leben gewesen, getheilt zwischen einer sündhaften, nie verstummenden Klage, und

einer grenzenlosen Reue über ihre Unfähigkeit sich mit dem Gatten oder mit Gott, der Beider Fehler zählte, zu versöhnen.

. . . .

Als der Morgen kam, sagte sie zu Ellika:

„Dank . . . Du hattest Recht. Hier war gut sein. Die Großmutter hat Erbarmen mit mir gehabt. So wie mir heute ist, kenne ich mich selbst kaum . . . Aber laß mich allein bis zum Abend."

Ellika wagte ihren Ohren kaum zu trauen. Mit Entzücken gehorchte sie jezt.

Sobald Joachima sah daß die Thüre geschlossen war, ging sie mit einer gewissen Hast aus dem Zimmer und die Treppe hinan, die auf den Boden und zu der geraume Zeit geschlossenen Kleiderkammer führte; und ohne sich selbst die Eindrücke und Instincte zu erklären die sie vorwärts zogen, blieb sie erst dann stehen, als sie den Koffer gefunden in welchen Alles was sie aus dem Arrest zurückbekommen hatte hineingeworfen worden war.

„Was ist das? Was will ich hier?" fragte sie sich jezt. „Der Himmel öffnet sich nicht für diejenigen die nicht glauben. Hu, der Nebel hängt schwer in der Luft, er drückt mich, ich will nicht hier bleiben."

Sie ging jedoch nicht. Unentschlossen that sie einen Schritt rückwärts und einen vorwärts. Der dunkle Koffer zog sie mit starker Macht vorwärts.

„Nun ja, ich kann ja einen Blick hineinthun . . . bloß das ansehen was zu oberst liegt."

Sie beugte sich nieder, steckte den verrosteten Schlüssel ins Schloß und öffnete den Deckel der in seinen Angeln knirschte.

Der Modergeruch schlug ihr betäubend entgegen . . . Ihre Hände und ihr ganzer Körper zitterten, ihr Herz schlug in angstvollem Beben . . . Sie hatte das erste Kleidungsstück ergriffen und wieder weggelegt.

Warum sich dieser schauerlichen Pein unterwerfen? Hatte sie nicht die Brieftasche und sämmtliche Papiere zurückerhalten? Sie wollte weg, aber sie blieb wie festgewurzelt stehen.

Noch einmal wurde der Rock aufgehoben den er zum lezten Mal getragen hatte, und nachdem sie alle Taschen untersucht und ganz leer gefunden, glitt ihre Hand unbewußt in das Futter unter der Brusttasche.

Ha, fand sich da nicht etwas Steifes? Mit wildem Instinct fuhr die Hand wieder hinein, und Joachima fühlte jezt, mit einer jener mächtigen Erregungen die ein ganzes Leben umgestalten, daß ein Papier darinnen war.

„Gott, Gott, laß mich meinen Verstand behalten!“

So lauteten die Worte die in diesem Augenblick über ihren Lippen schwebten.

Bald darauf stand sie an der Luke mit einem verrunzelten und vergilbten Brief in der Hand, einem Brief an sie.

„Nein, hier will ich ihn nicht lesen.“

Mühsam wankte sie nach dem Zimmer der Großmutter zurück, wo der geheimnißvolle Schaz geöffnet wurde.

Sie las wie folgt:

„Verzeih mir, meine Joachima, die Botschaft die Du erhalten hast. Es war eine höllische Rache, die ich schon eine Minute nachdem es zu spät war bereute. O daß ich sie zurücknehmen könnte! Verzeih mir so gewiß als ich jezt, in dem Augenblick wo ich ungerufen über die Schwelle des ungenannten Landes schreite, Dir von ganzer Seele verzeihe.

„Wir liebten einander, aber wir liebten selbstsüchtig, denn unsere Herzen waren nicht gut. Wir liebten Ihn nicht, dessen ewige Barmherzigkeit ich anzurufen eile, denn wisse — und mag dieß Deine Qual lindern — es war mir ein Bedürfniß zu sterben, ich muß sterben, und ich benüze die lezten Augenblicke so lange der Ueberreiz währt... der Muth könnte mir sonst schwinden.

„Da wo ich hingehe, finden sich viele Wohnungen, auch für den Elendesten der reuevoll anklopft.

„Leb wohl, leb wohl! Segen über die Kinder, die armen Geschöpfe, und über Dich, noch ärmeres, tief beklagenswerthes Weib! Droben wirst Du erwartet von Deinem hier unglücklichen und verlornen, dort durch Jesu Macht und Gnade erretteten Carl."

Eine Glorie von tausend Millionen Strahlen hätte Joachimas Gesicht nicht so verklären können, wie der Schein der es jezt von innen verklärte.

„Gerettet . . . gerettet," jubelte sie; „gerettet! verziehen! Er bittet um meine Verzeihung. Jemand weiß daß die elende, verhärtete, halbnärrische Joachima ein armes, leidendes, verblutetes Weib war. Jemand spricht mit Theilnahme, mit Trost von ihr, und dieser Jemand ist er, mein Carl, mein Carl, mein Carl!"

Es war ein seliger, entzückender Rausch, in welchem das schwere Band das siebzehn Jahre die Thränen zurückgehalten hatte endlich brach.

Joachima weinte und diese Thränen machten sie wie neugeboren.

Mit dem vollsten Gefühl unbegrenzter Dankbarkeit kniete sie an der Großmutter Bett nieder.

Die Großmutter hatte ihr den Traum gegeben. Sie, die weder im Leben noch im Tod andere als versöhnliche Gefühle gehabt, hatte sicherlich diese von Gott erbeten, um die undankbare Schwiegertochter zu trösten.

Und jezt konnte Joachima, geläutert durch die Thränen die aus einer wahren Reue floßen, auch an Gott, an den Erlöser, an den Tod zu denken wagen, den Tod der sie einst auf seinen weißen, gesegneten Flügeln zu dem Lande führen würde das ihr nicht mehr unbekannt sein konnte. Das ist ja kein unbekanntes Land wohin die Geliebten vorangegangen sind.

. . . .

Der Aufschwung der Seele und ihre Lossagung vom Niedrigen erzeugt nicht bloß himmlische, sondern auch irdisch frohe und warme Gefühle.

Nie zuvor hatte Joachima so an ihre Kinder gedacht. Jetzt erinnerte sie sich deutlich daß sie ihr nahen, mit kindlichem Instinct sie trösten gewollt hatten. Aber sie hatte sie geflohen und nur die äußeren Pflichten erfüllt. Immer hatte sie sich als ein böses Schicksal für sie angesehen und ihr vertrocknetes Herz durch die Wärme der kindlichen Gefühle nicht rühren lassen. Gleichwohl hatte sie dieselben innig geliebt, obschon mit verschlossener Zärtlichkeit, denn während ihres lebendigen Todes, wo kein Thau sie selbst erfrischte, vermochte sie nicht mehr zu geben.

Jetzt hatte sie seit langer Zeit nichts mehr von ihren beiden Söhnen gehört. Den jüngeren jedoch hoffte sie einmal wieder zu sehen. Aber der ältere, der Sohn in Finnland, der Liebling des Vaters, konnte wenigstens schreiben ... doch warum sollte er das thun, da er so selten eine spärliche Antwort erhalten hatte?

„Es muß anders werden. Er soll meine Seligkeit theilen. Ich weiß daß er es thut.“

Als Ellika wieder kam und das Wunder sah das geschehen war, rief sie jubelnd:

„Nun zweifle noch Jemand an Gott ... Sehen Sie, da ist noch ein Brief. Er bringt gewiß auch etwas Gutes.“

Und so war es.

Dieser Brief enthielt die glückliche Nachricht daß der älteste Sohn sich verheirathet habe und nach Schweden in die Vaterstadt kommen wolle, um die arme einsame Mutter mit sich zu nehmen.

Sie dürfe, hieß es, nicht länger in den Ruinen vermodern; ihr Herz dürfe nicht aufhören zu schlagen, bevor es wieder Liebe und Freude empfunden; die Schwiegertochter werde ihr Beides

zu Theil werden lassen. Und der Sohn wolle beweisen daß seine Liebe, wenn sie auch zum Schweigen gezwungen worden, doch immer nebst dem innigsten Mitleid auf dem Grund seines Herzens gelebt habe.

„Mögen sie kommen," rief Joachima, und das Muttergefühl wallte durch die neu auflebende Seele . . . „Mein mühseliger Tag ist zu Ende. Der Morgen ist aufgegangen."

Am Abend wurde der Großmutter Bibel nach vieljähriger Ruhe wieder geöffnet. Jezt verstand Joachima ihre göttliche Sprache. Jezt glaubte sie, aber mit einem innigen Seufzer sagte sie, als sie das Buch wieder schloß:

„Selig sind die nicht sehen und doch glauben . . . Ich kann nie, nie mehr zweifeln."

In derselben Woche begann es im alten Hause sich zu regen.

Des Kummers schwerer Staub wurde hinweggewischt und der helle Strahl der Freude leuchtete noch einmal.

Aber hier bleiben wir stehen und wollen nur noch Folgendes hinzufügen.

Der Sohn und seine Frau kamen. Und nach einem lezten Besuche, einem Jubelbesuche an der kleinen Ecke hinter der Kirche, folgte Joachima, die allen Kummer abgeworfen zu haben schien, den jezt geliebten Kindern, mit dem heiligen Vorsaz ihnen eine eben so würdige Großmutter zu sein wie die ihres Sohnes gewesen. Im Uebrigen erblickte sie in diesem Umzug einen neuen Beweis von Gottes Gnade und ihrer eigenen vollständigen Lebensveränderung.

Erst nach mehreren Jahren erhielt Ellika die Nachricht daß Joachima in seligem Frieden am Strande des ehemaligen Bruderreiches eingeschlummert sei.

Ende.

51000

4080
12

8160
4080

48960